

Dr. Uwe Krause

**Das Komplott
der Eisernen**

Band 8


Agent der Weißen Väter

Dr. Uwe Krause

Tony Tanner - Agent der Weißen Väter

Band 8

Das Komplott der Eisernen

www.geisterspiegel.de

Cover © 2011 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2012 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Tony Tanners Tagebuch

Collesalvetti.

Anscheinend braucht der Mensch Ruhe, um festzustellen, wie erschöpft er ist. Bei mir war es jedenfalls so. Ich kam hierhin, bekam mein *altes Zimmer* - damit hatte ich gar nicht gerechnet. In einem Hotel bekomme ich ja auch nicht immer dasselbe Logis - und hatte so etwas wie einen Zusammenbruch. Na ja, ich ließ mich nicht ins Bett tragen und hatte auch keine hysterischen Anfälle. Aber ich merkte plötzlich, wie kaputt ich war. Geistig, seelisch und körperlich am Ende. Ich habe aus Australien eine Sammlung blauer Flecken mitgebracht, die sonst nur ein Hooligan nach einer erfolgreichen Fußball-WM vorweisen kann. Immer wenn ich an die Zeit in diesem Arbeitslager nachdachte, hatte ich das Bedürfnis, mich unter die Dusche zu stellen. Es war absolut pervers, wenn ich daran dachte, dann hatte ich sofort wieder diesen Kälberstall-Ammoniak-Gestank in der Nase, der aus dem kam, was die Leute dort *Scheißhaus* zu nennen beliebten.

Jedenfalls hing ich einige Tage nur schlaff herum, bewegte mich nur, um auf den Lokus zu schleichen und saß ansonsten auf dem Balkon und schmökerte in Romanen - Henry Rider Haggards Afrikaromane, Edgars Wallace's Sanders vom Fluss und dann einiges von Patrick O'Brian. Es ist äußerst erfreulich, dass in der Bibliothek von Collesalvetti auch solche Bücher zu finden sind. Das war genau die Ablenkung, die ich brauchte. Irgendwie scheinen die Leute hier meinen Zustand spitzgekriegt zu haben, jedenfalls ließ man mich völlig in Ruhe und ich bin sicher, dass der Conte die entsprechende Anweisung gegeben hat. Es war so, dass ich erst einmal Mühe hatte, die ersten Tage hier in der Erinnerung wieder auf die Reihe zu bekommen.

Ich war mir nicht sicher, ob wir schon seit einer Woche zurück sind oder erst seit drei Tagen. Keine Ahnung, ist mir auch egal, ich frage mich nur, ob so was die ersten Anzeichen von Alzheimer darstellt. Ich saß jedenfalls auf dem Balkon und las, und manchmal schaute ich auch nur in die Gegend. Das Wetter war alles andere als erfreulich. Die Toskana ist im Grunde ein fürchterlich unwirtliches Land, ich wundere mich, dass hier überhaupt Menschen leben. Es ist unerfreulich kühl, es nieselte immer wieder - war mir egal, weil wie durch Zauberhand eines Morgens ein Riesenschirm auf meinem Balkon stand - und am schlimmsten war dann das Wetter, als sich Sonne und Wolken abwechselten. Es gab einen Schauer, und die Wolken waren so niedrig, dass ich glaubte, gleich würden sie auf den Boden fallen, dann reißt die Wolkendecke auf, blauer Himmel und Sonnenschein, aber gleich so gleißend, dass es wehtat - und das alles in so einem Wechsel, dass ich mir dachte, das Ganze ist mir bei Weitem zu dramatisch. Man glaubte wirklich, im Hintergrund immer so ein Hollywood-Filmorchestern fideln zu hören.

Dieser Blödmann von Koala würde wahrscheinlich behaupten, ich hätte warten müssen, bis meine Seele in Collesalvetti ankommt (oder würde das ein Indianerhäuptling behaupten, der vor dem Eingang seines Stammescasinos sitzt und die Eintrittsgelder kassiert? Keine Ahnung, wahrscheinlich schreiben diese Ureinwohnerklugscheißer voneinander ab, jedenfalls klingt es immer gleich, egal ob es vom Eskimo kommt oder vom Amazonasindianer. Es erinnert mich immer ein wenig an Wahlreden, obwohl sich davon keiner einen Aufkleber an Auto pappen würde - egal, meine psychische Innenausstattung scheint jedenfalls inzwischen hier angekommen zu sein, ich putze mir wieder die Zähne, hab mir die Haare schneiden lassen und mache mir Sorgen, ob die australische Sonne bei mir zu vorzeitiger Gesichtsfaltenbildung führen könnte.

Das ist so typisch für den guten alten Tony Tanner, wie ich ihn kenne, dass es mich ein wenig beruhigt. Ich meine, meine Eitelkeit ist ja wohl ein deutliches Zeichen dafür, dass ich über den Zustand des rein vegetativen Existierens hinaus bin.

Von Eitelkeit könnte ich gleich zu Mademoiselle Chaudieu springen. Aber das mache ich nicht, nein, diese Sumpfkuh und Schwerkraftzentrum meiner sämtlichen amourösen Fantasien hat mich nämlich links liegen gelassen, also kommt sie auch später dran. Na ja, eigentlich hat sie mich nicht links liegen gelassen. Sie ist einfach nicht aufgetaucht. War nicht zu sehen. Obwohl sie das einzige Mittel gewesen wäre, um mich aufzumuntern, als ich meinen Nach-Australien-Durchhänger hatte. Ich stellte mir immer vor, wie es leise an der Tür klopft, und wenn ich dann bis dorthin geschlurft bin, dann huscht sie durch den Türspalt und fällt mir um den Hals und sagt, dass der Conte es zwar streng verboten hat, mich zu besuchen, aber dass sie es nicht aushält ohne mich. War ja wohl nichts, Tony Tanner, deine Anziehungskraft scheint kaum zu unterschätzen zu sein. Na ja, ich wurde irgendwie regelrecht sauer. Ich lauschte immer, ob sie irgendwo zu hören war und dachte, wenn ich den ganzen Tag auf dem Balkon hänge, dann wird sie mir doch irgendwann vor die Optik laufen. Totale Pleite. Nun ja, dann fing es bei mir natürlich an zu arbeiten, und ich haspelte sämtliche masochistischen Bilder durch, die unsereins in so einer Situation aktivieren kann. Ich glaube, ich kam bis zu dem Punkt, wo sie es in Narbonne mit drei älteren französischen Offizieren gleichzeitig treibt, bis sich mir sagte, dass es so nicht weitergehen kann und ich diese Gedankengänge kappte.

Schließlich stellte es sich heraus, dass Lucille gar nicht auf Collesalvetti war. Blöd. Ein paar Fragen hier und da hätten mich auch zu dieser Erkenntnis geführt. Ich merkte es allerdings erst dann, als ich draußen stand und ein Wagen kam und sie aus-

stieg. Es war einer dieser mistigen Scheißzufälle, die mich zum Schreien bringen könnten, wenn ich darüber nachdenke: Warum musste sie gerade in diesem Moment auftauchen? Sie hätte doch genauso gut fünf Minuten früher oder später kommen können, aber doch nicht dann, als sie kam.

Ich fühlte mich absolut auf dem falschen Fuß erwischt, und ich wollte eigentlich nur mal kurz eine Runde die Füße vertreten und dann kam also dieser Wagen und wer aussteigt, ist niemand anders als Mademoiselle Chaudieu. Aber wie sie aussteigt! Das war filmreif. Zuerst wetzte der Fahrer, nein nicht der Fahrer, sondern ein Beifahrer, um den Wagen und reißt den Wagenschlag auf. Dann erscheinen ein paar rote, hochhackige Pumps, schwenken über die Türschwelle und dann fahren zwei sehr lange Beine aus, bis die Sohlen Bodenkontakt haben. Dann erscheint der Rest der Mademoiselle.

Ich kann das dir gar nicht beschreiben, mein liebwertes Tagebuch, es war jedenfalls ein Weltklasseauftritt, ich bin sicher, Mademoiselle Chaudieu könnte dank dieser Technik mit einem Minirock aus einem Ferrari steigen und dabei immer noch wie eine Dame wirken, und kein Blödmann von Societyfotograf hätte eine Chance ein Foto ihrer Dessous zu machen. Nun gut, ich habe mir vor lauter Begeisterung über das Mädels einen Schreibkrampf geholt. Da sieht man's wieder. Also, ich stehe da und schaue wohl ziemlich blöde aus der Wäsche und weiß nicht, was ich machen soll, zu ihr hingehen oder warten, bis sie kommt - schließlich war ja klar, dass sie jetzt nicht irgendwo in den Büschen verschwinden würde, sondern zum Gebäude gehen und damit an mir vorbeikommen. Ich überlegte und sagte mir dann, dass es wohl eine nette Geste wäre, ihr entgegen zu gehen. Also erhebe ich mich.

Aber kaum habe ich das entschieden, da wackelt doch Dorkas

von hinten an mir vorbei, grölt *Mademoiselle* und arbeitet sich auf sie zu - in seinem Schlepptau der Conte. Alles klar, somit war die Sache für mich erledigt. Ich meine, der gute Dorkas, dieser ... hatte es mal wieder geschafft, mich wie einen Idioten aussehen zu lassen, und dafür bekam er auch ein Zahnpastalächeln und Kopf in den Nacken werfen und ausgebreitete Arme und Hallo und Trallala und Küsschen links und Küsschen rechts und dann noch eines links. Auf die Fettbacke. Entschuldigen Sie, Sir Dorkas.

Und ich stehe wie ein Depp auf Distanz und weiß nix mit mir anzufangen. So eine Sch ..., ich könnte mich jetzt noch in den Bauch beißen vor Wut! Ich war mir sicher, dass *Mademoiselle* mir zwischendurch einen Blick zuwarf und meine Reaktion abcheckte. Ich sagte mir also, *Leck mich*, winkte ihr ganz lässig zu und trollte mich ums Haus. Kaum war ich um die Ecke, kam ich mir wieder wie ein Totaltrottel vor und wollte zurück, um die Sache irgendwie zu retten. Ich meine, sie konnte ja nichts dafür, dass der Conte, dieser ... sie in die weite Welt geschickt hatte. Als ich mit meiner Seelenerkundung so weit war und mich wieder um die Ecke machte, sah ich die ganze Bande gerade fröhlich schwatzend im Eingang verschwinden und ich stellte fest, dass ich nicht der Typ bin, der jetzt einen Spurt hinlegt, um sich anzuschließen. Nicht mit mir.

Ich ging also wieder zurück und dann suchte ich mir einen Boxsack und habe dem so richtig die Fresse poliert. Das tat gut, auch wenn ich hinterher meine Fäuste kaum mehr auseinander bekam. Dann, ich weiß auch nicht, warum ich das machte, ging ich zu *Benevoglio*. Das heißt zu dem Rasenstück, wo er begraben ist.

Es war kein Mensch in der Nähe, also konnte ich eine Weile vor mich hin heulen - ich glaube, ich werde das gleich wieder

streichen, ist mir zu peinlich. Es klingt blöde, aber ich war ungeheuer sauer auf Benevoglio, weil er tot war und ich nicht mit ihm reden konnte, das war wirklich eine totale Gemeinheit von ihm. Das klingt genauso kindisch, wie es ist, aber genauso dachte ich. Wäre es gegangen, hätte ich ihn am liebsten verprügelt, weil er sich unter den Rasen verkrochen hatte, dieser Blödmann. Und da floss es sozusagen aus mir heraus - das klingt jetzt, als hätte ich mir in die Hosen gepinkelt, egal - jedenfalls ging es mir hinterher besser. Vielleicht hatte das nun was mit Benevoglio zu tun, ich weiß nicht. Ich stand jedenfalls da und hatte mit dem Augenwasser zu kämpfen und dann hatte ich anscheinend meinen Seelenmüll ausgekotzt und abgespült und es ging mir wieder ziemlich gut. Besser jedenfalls, als seit langer Zeit.

Ich gestehe, das war der beste Moment, den ich bis dahin hier hatte.

Denn ansonsten habe ich das Gefühl, dass entweder mit mir was passiert ist oder mit Collesalvetti. Es fing damit an, dass ich dieses komische Gefühl hatte, als ich *mein* Zimmer betrat, ich würde nach Hause kommen. Kurios war es deshalb, weil das hier nicht mein Zuhause ist. Mein Zuhause ist eine Wohnung in London, für die ich immer noch per Dauerauftrag monatlich ein Schweinegeld ablatzte. Aber in dieser Wohnung würde ich mich ebenso fremd fühlen, nein, noch fremder als in meinem Zimmer auf Collesalvetti, wobei das hier kein Zimmer ist, sondern ein Gemach oder was auch immer, jedenfalls was in der Art einer Fünf-Sterne-Hotel-Kategorie. Worauf ich hinauswill, ist die simple Tatsache, dass ich anscheinend nirgendwo mehr richtig zu Hause bin. Ich habe einen Riesenhorror vor dem Gedanken, ich sollte wieder in meine Londoner Bleibe. Es wäre so, als würde ich irgendeinen schwierigen Sport betreiben, den ich vor Jahrzehnten - so kommt es mir vor, irgendwie scheint sich die Zeit zu dehnen, hat was mit dem Altwerden zu tun - nicht mehr aus-

geübt habe.

Wo war ich? Ja, irgendwie funktioniert das mit dem Zuhause-sein nicht mehr so richtig. Irgendwie scheint sich auch Collesalvetti verändert zu haben. Ich kann nicht formulieren, was es ist. Nichts Äußerliches, man kann keine Spuren von diesem Angriff mehr entdecken. Aber irgendwas anderes ist es, so eine Art unterschwelliger Nervosität, die man nicht bemerkt, die einem aber doch irgendwie in die Nerven dringt. Schwer zu sagen. Irgendwas wie das Summen von einem Bienenschwarm. Vielleicht liegt es auch am Conte. Als ich ihn wiedersah, bekam ich einen regelrechten Schock. Er hatte stark abgenommen und dazu hat er sich seine Resthaare zur Glatze rasiert, trägt dafür aber einen Schnur- und Spitzbart. Auf den ersten Blick sieht er aus wie ein Fliegergeneral der Mussolinizeit, es sieht eigentlich absolut klasse aus, rassig eben, als wäre er gerade einem nach einem Luftkampf aus seinem Zweidecker geklettert, aber es passt nicht zu dem Conte di Saloviva, den ich kenne. Den ich glaubte zu kennen, vielmehr.

Ich wollte zu ihm, ich weiß nicht warum, vielleicht ein Smalltalk oder die ganz ganz große Diskussion um die Fraternidad und die Hylegs und wie und ob es weitergeht oder ob es das jetzt war und die Welt geht sowieso unter, weil wir alle versagt haben. Seine Tür stand halb offen. Ich weiß, dass er mit jemand in London telefonierte. Er sprach Englisch. Er redete von London und von *ihm* - und warum hatte ich das beknackte Gefühl, dass mit *ihm* ich gemeint war?

Tony Tanner! Du lauschst! Der Lauscher an der Wand ...

Liebes Tagebuch, sei stolz auf mich, denn ich habe widerstanden. Ich wandte mich um und ging und hörte nicht weiter zu. Ich traf den Conte eine halbe Stunde später.

Tatsächlich war es so, dass ich mich geohrfeigt fühlte, als er auf mich zukam, um mich zu begrüßen. Nach dem Motto: Glaub bloß nicht, mich zu kennen, du Versager. Ich erkannte ihn tatsächlich erst, als er vor mir stand, selbst seine Art sich zu bewegen, schien sich verändert zu haben. Er hatte jetzt so etwas Schneidiges, bewusst Energisches, irgendwas von *Jetzt aber los, Leute, der Zug fährt gleich* oder *Zack, zack, alle Mann mir nach, im Sturmschritt, auf, Hurra*. Die Veränderung beunruhigt mich, weil ich glaube, sie mir erklären zu können, aber mir nicht sicher bin. Ansonsten ist der Conte wie immer ein Leuchtturm an Höflichkeit und Gastfreundschaft und Rücksichtnahme. Nur dass er jetzt ein Messer zwischen den Zähnen zu haben scheint, wenn er lächelt - sozusagen. Er smalltalkt. Er interessiert sich für unsere Reise. Weiß er den Rest schon? Und wer hat es ihm erzählt, und warum durfte ich nicht der sein, der es ihm erzählt - und was geht es ihn eigentlich an, er ist doch nicht mein Chef.

Ach so, bevor ich das vergesse: Der Rückflug aus Australien war der absolute Horror. Wir saßen zwar in der ersten Klasse und bekamen Pyjamas gestellt - das muss sich einer mal reinziehen, seidene Pyjamas mit dem Emblem der Fluglinie auf der Brust - aber Steele wirkte wie ein Zombie. Er saß neben mir und sagte während dieses ganzen Fluges kein Wort. Ich weiß nicht, warum er in dieser Laune war. Ich vermute, er hat so eine Art Jahrestag, ich weiß nicht. Ich bekam nur mit, dass er ein Foto anschaute. Er hielt es so, dass ich nicht erkennen konnte, wer darauf abgebildet war. Und er glotzte darauf, als wollte er sich mit Blicken in das Papier bohren. Dann steckte er es weg und er selbst steckte sich sozusagen auch in die Tasche, nicht mal mit der Stewardess sprach er. Der Flug war außerdem sehr unruhig. Ich habe ja schon eine Menge Meilen auf dem Buckel und traue mir zu, aus Erfahrung zu sprechen, aber so was an Luftlöchern habe ich noch nie erlebt. Einmal fiel die Maschine garantiert zweihundert Meter durch wie ein Stein. Eine Stewardess stand

gerade im Gang und hatte ein Tablett in der Hand. Sie flog förmlich gegen die Decke, es sah aus, als wäre sie schwerelos. Ich konnte das Mädels noch abfangen, als die Maschine wieder stabil wurde, sie war sehr griffig, aber der Wein war natürlich nur noch von Decke und Sitzen abzulecken. Ich frage mich natürlich, ob dieses Mistwetter irgendetwas mit dem Hyleg zu tun haben könnte. Der Gedanke gefällt mir nicht, aber er ist so abwegig nicht.

Steele ist übrigens verschwunden. Kaum waren wir auf Collesalveti, war er auch schon wieder weg. Ich hörte von einem heftigen Streit mit dem Conte munkeln. Steele hat sich in die Berge verzogen, er will klettern. Das ist typisch für ihn. Wenn alle anderen nach Hause gehen, weil es schneit und stürmisch ist und die Wände vereisen, geht Steele auf Solotour. Ich frage mich ernsthaft, ob wir ihn je wiedersehen werden. Ich habe den Verdacht, dass er auf eine Rückkehr keinen Wert legt. Aber wenn das so wäre, dann ständen wir alle auf dem Schlauch, in schlichten Worten gesagt. Steele ist nicht ersetzbar. In Australien bin ich doch nur hinter ihm hergestolpert, alleine hätte ich nichts gerissen. Vielleicht kommt er aber doch zurück. Wäre nicht british, mir nicht Goodbye zu sagen. Bei einem Bier vielleicht.

Little ist auch verschwunden. Er ist mit Dorkas zurückgekommen, aber etwas muss da vorgefallen sein. Ich habe meine Lauscher in alle Richtungen ausgestreckt, um was rauszufinden, denn direkt wollte ich auch wieder nicht fragen, aber was Genaueres konnte ich nicht erfahren. Anscheinend ist Little auf eine besondere Art durchgeknallt, und Dorkas muss ihn nur unter Aufbietung aller Kräfte zurück nach Collesalveti bekommen haben. Irgendwer hat was von dämonischen Einflüssen gemunkelt, aber das ist mir wieder zu abgedreht. Frag mal einen Diener, und dann siehst du, dass er alles ganz genau weiß, du siehst es in seinen mild-arroganten Augen, und dann kommt nach einer

unendlichen Denkpause so ein Satz wie *Signore Little ist - wie ich gehört habe - unpässlich.*

»Was hat er denn, kann man zu ihm, was sagt der Arzt, hat er nach mir gefragt, musste er ins Krankenhaus oder hat er nur Flitzekacke - nun sagen Sie schon!«

Pause.

»Er ist - wie ich gehört habe - in den besten Händen, scusi, Signore Tanner, ich werde in der Küche erwartet!«

Abrausch. Diener müsste man sein. Dann wüsste man, was abgeht.

Jedenfalls wird Little anscheinend unter Verschluss gehalten. Zu sehen habe ich ihn nicht bekommen, anscheinend dürfen nur der Conte, der Arzt und *Fräulein Sonnenschein* zu ihm. Das Mädels ist übrigens klasse. Die Einzige, die mich in meiner Depri-Phase ein wenig aufgemuntert hat, vor allem, weil sie so eine Art hat, mich auf den Arm zu nehmen, dass ich sofort über mich selbst grinsen muss, selbst wenn ich eigentlich lieber rumheulen möchte wie ein Schloshund. Ich glaube, ich sollte mich in die studierte hohe Frau verlieben. Mit ein wenig gutem Willen ist das sicherlich leicht. Ich bin sicher, sie kennt zwanzig Positionen des Kama-Sutra auswendig, weil sie die in ihre Morgengymnastik eingebaut hat. Aber ich schweife ab. Steele ist also weg, Little ist ausgefallen. Bleiben also nur Lucille und Dorkas und meine Wenigkeit. Die Reihen lichten sich.

Heute hatte ich den totalen *Ich will hier raus-Effekt*. Irgendwas findet statt, von dem ich nichts mitbekomme. Ich frühstückte heute wie üblich allein. Von Lucille oder Dorkas war keine Spur zu sehen, es regnete wieder in Strömen, und dabei war es windig. Also vertrat ich mir die Füße, indem ich durch das Gebäude wanderte. Es ist ja wirklich groß genug, um einen Wandertag ab-

zuhalten. Ich wanderte so für mich hin, da höre ich plötzlich Littles Stimme. Ich wunderte mich natürlich, denn ich war in einem abgelegenen Flügel, wo meines Wissens keine Gäste untergebracht werden. Dennoch geht es in dem Trakt äußerst prächtig zu. Ich meine, man hat das Gefühl, im Priorbereich eines Barockklosters zu sein, auch deswegen, weil überall Heiligenfiguren herumstanden. Keine Ahnung, wer sie gesammelt hat, aber es war eine wirklich exklusive Gesellschaft - christliche, konfuzianische, buddhistische, taoistische Heiligenfiguren. Allesamt wertvolle Stücke, so weit ich das beurteilen kann, aber in der Zusammenstellung wirkte das alles etwas bizarr. Nein, nicht bizarr - beeindruckend und furchteinflößend. Trotzdem wollte ich mir diese Kunstwerke nicht entgehen lassen, schaue sie mir an, und plötzlich höre ich Little hinter einer schweren Eichentür schreien. Es war seine Stimme, kein Zweifel. Aber dann brüllte eine andere Stimme, die völlig anders klang.

Es war eine derart exklusive Folge von Sottisen und Gotteslästerungen, dass ich mich ärgerte, nicht mitschreiben zu können, um daraus ein modernes Theaterstück zu machen. Und dann schrie wieder Little, allerdings war es so, dass die Stimme mitten in einem Satz wechselte, darum bin ich sicher, dass es nicht zwei Personen waren, die da herumtobten, sondern nur einer, nämlich Little. Es war alles ziemlich schlimm, was heißt ziemlich, es war so, dass ich mich verzog und immer das Gefühl hatte, dass so eine Art von tickender Bombe in Collesalvetti verborgen ist. Little scheint so eine Art von schizophrenem Anfall zu haben, aber wenn man ihn gehört hat, ich meine diese andere Stimme! So eine Stimme kann es gar nicht geben, sie war dröhnend und durchdringend und ich konnte sehen, dass einige Staubkörnchen auf dem Kopf eines dicken freundlichen Buddha zu hüpfen begannen, derart begann die Luft zu schwingen. Mir kann kein Seelenklempner erzählen, dass so was rational erklärbar ist. Keine menschliche Kehle kann so etwas hervorbringen, keine, da

bin ich mir sicher. Und erst recht nicht der Mickerhals von Little. Mir ist die Sache jedenfalls durch und durch gegangen und ich glaubte immer noch diese Stimme im Ohr zu haben, selbst als ich schon am anderen Ende des Gebäudes war.

Auf meiner mehr oder weniger Flucht traf ich dann auf Lucille. Ich muss mich loben, denn ich schaffte es, meinen Schock wegzudrücken, und ich trieb mir den Charme aus allen Poren. Ich sagte ihr, wie schön es wäre, sie zu sehen und dass ich sie vermisst habe und als sie ankam, da war ich einfach noch ein wenig erschöpft von der Reise und so. Ich log also, dass sich die Balken bogen, und sie war sehr verständnisvoll. Wirklich, sie schaute mich an, dass mir die Knie weich wurden, so ein Krankenschwester-Dackel-Blick und besorgte mir einen Kuss auf den Mund. Kurz und kräftig, aber gut. Leider hatte sie keine Zeit und wir wollen uns morgen ganz offiziell zum Essen treffen, wie in der guten alten Zeit. Sie hatte ein Bündel Akten in der Hand, sagte, dass sie zum Conte müsse, und flüsterte mir noch zu, dass Montalban arabische Milizen ausbilde, was immer das bedeuten soll.

Gut, sie hat mich also wieder erwischt. Tut mir leid für Fräulein Sonnenschein, aber gegen Lucille Chaudieu hat sie bei mir keine Chance. Ich bin jetzt schon total kribblig, wenn ich an morgen denke.

So langsam überkommt mich das Gefühl, ich bin in eine waschechte *Gothic Novel* geraten, einschließlich wehender Vorhänge. Also, es war so. Ich war total aufgedreht, weil ich mich so freute. Irgendwie war ich der Meinung gewesen, Lucille wäre sauer auf mich und das hatte mich ziemlich heruntergezogen. Dann traf ich sie heute und ihr Blick erzählte mir eine völlig an-

dere Geschichte. Wenn ich auch nur ein winzigkleines bisschen von Frauen verstehe, dann ist Lucille ein Stück Vollmilchschokolade, das darauf brennt, mir auf die Zunge zu springen. Das poetische Bild ist etwas gewagt, aber was soll's. Also konnte ich jedenfalls nicht schlafen und darum saß ich gegen Mitternacht noch auf dem Balkon.

Es ging ein fürchterliches Gewitter nieder, die Blitze kamen in kurzen Abständen und jedesmal war das Gelände taghell erleuchtet. Es war so ein grelles Blitzlicht, das alle Einzelheiten herausholt und alle Farben löscht. Am schlimmsten fand ich die Schatten. Man muss sich das mal vorstellen, plötzlich ist es taghell und unter allen Gegenständen liegen solche tiefen schwarzen Schatten. Dazu war es windig und es fielen die ersten Tropfen. Ich saß also da und plötzlich sehe ich, wie jemand aus dem Gebäude kommt und auf die Treppe zugeht. Ich erkannte den Conte sofort an seiner Art zu gehen. Der alte Bursche muss flüssige Knoblauchpillen intravenös bekommen haben, so stramm, wie der losmarschierte. Er stellte sich an die Treppe und wartete und ich wartete auch, schließlich war ich neugierig. Und siehe da, ein Auto kommt über die Wiese. Ein Mann steigt aus und kommt die Treppe hoch. Dieser Mann und der Conte müssen sich sehr gut kennen, aus ihrer Begrüßung zu schließen. Da war mehr Herzlichkeit als Höflichkeit drin. Der Fremde trug ein Barret und einen langen schwarzen Mantel. So weit ich das erkennen konnte, handelte es sich um einen Mann jenseits der Sechzig, Brille, rundes Gesicht, weißer Spitzbart, der gute Onkel-Typ, wirklich sympathisch. Ich mochte ihn sofort und wunderte mich ein wenig, wieso ich jemanden mögen soll, den ich nur undeutlich aus der Ferne sehe. Der Mann und der Conte hakten sich unter und gingen zum Eingang. Der Mann trug eine Aktentasche und dann erkannte ich, dass unter seinem Mantel etwas Weißes schimmert und ich denke, meine Güte, der trägt ja ein Nachthemd.

Und dann sehe ich, dass der Mantel eine Kapuze hat und dass die Kapuze weiß gefüttert ist. Und da geht mir ein Licht auf. Dieser Mann ist Dominikaner. Wer länger als zwei Stunden in der Nähe eines gewissen Dorkas verbracht hat, weiß, dass die früheren Inquisitoren aus diesem Orden stammten - und das nicht immer, oder eher selten, oder eigentlich gar nicht zum Ruhme von der Katholiken Mutter Kirche - gut, dass ich anglikanisch bin. Während ich zusah, wie sich der Wagen wieder entfernte, mit dem der Fremde gekommen war - übrigens oberste Oberklasse, ein gestreckter A8-Audi - begann es bei mir im Hirn zu rattern. Und während ich noch dem Rattern nachlausche, kommt noch ein weiterer Wagen.

Ich sah ihn zufälligerweise, denn er fuhr ohne Licht. Ich schaue also auf die nächtliche Wiese, Blitz, alles hell, kommt da doch ein veritabler Rolls unbeleuchtet angerauscht. Und das mit einem Tempo, als wäre der Teufel hinter ihm her. Entweder der Fahrer kann im Dunkeln sehen oder der Wagen hat eine Nachtsichteinrichtung, anders ist es nicht denkbar. Der Wagen hält, alle Türen werden aufgerissen und vier Leute steigen aus. Der Rolls war eine Sonderanfertigung, das sah ich sofort, denn ich kenne die Firma, die die Wagen für unsere Royals umbaut.

Jedenfalls springen die vier Leute raus und ich sehe sofort, dass das Gorillas sind. Ich meine Leibwächter. Und zwar Spitzenleute, so wie sich bewegten und die Gegend absicherten. Dabei trugen sie Kapuzen und lange schwarze Gewänder. Die ganze Szene war ziemlich unheimlich - Blitz und ständiges Donnerrollen und der Wind ließ die Gewänder flattern. Ich war schon ziemlich alarmiert und dachte mir, dass sie jetzt nicht mehr mit Hubschraubern kommen, sondern mit Limousinen. Aber dann merke ich, dass die Vier nicht auf das Gebäude losstürmen, sondern abwarten.

Und dann steigt noch eine Gestalt aus. Im Vergleich zu den anderen klein, mindestens zwei Köpfe kleiner und viel älter, jedenfalls danach zu urteilen, wie er sich bewegte. Er hatte so eine Art Stock dabei. Die ganze Gesellschaft formiert sich, zwei vorne, zwei hinten, der Mann mit dem Stock in der Mitte. Aber dann, ich hab geglaubt, mich haut's aus den Pantoffeln, dann öffnen zwei den Kofferraum und holen vier Weihrauchfässer hervor und verteilen sie. Die Dinger waren schon präpariert, als der Kofferraumdeckel hochging, stieg eine weiße Wolke auf und ich dachte zuerst, da wäre der Motor explodiert. Sie schnappen sich also ihre Weihrauchfässer und ziehen in einer Miniprozession auf Collesalvetti zu. Ich warf kurzerhand ein Sesselpolster über die Brüstung und wetzte los, um das Polster wieder einzusammeln. Irgendeinen Vorwand brauchte ich doch, um den Leuten über den Weg zu laufen. Ich traf sie in der Nähe des Eingangs, denn sie gingen sehr langsam und feierlich.

Mir läuft es jetzt noch kalt den Rücken herunter, wenn ich daran denke. Da kommen diese fünf Typen, alle in schwarzen Kutten, alle mit übergezogener Kapuze, sodass man kein Gesicht erkennen kann. Vier schwenken Weihrauchfässer, alle im selben Rhythmus, als hätten sie einen gemeinsamen Mechanismus. Dazu sangen sie mit Grabesstimme irgendwas auf Latein. Und dann der in der Mitte. Im Vorbeigehen erkenne ich, dass sein Stab uralte sein muss, ein regelrecht schäbiges Ding, ganz ohne Verzierungen. Aber oben ist ein Kreuz, so ein keltisches Kreuz, wo an jedem Kreuzarm noch ein waagerechter kleinerer Arm ist. Aber bei diesem Kreuz war der untere Querarm schräg, so ähnlich wie das Fußbrett bei orthodoxen Kreuzen. Außerdem lief noch ein Kreis um das Kreuz. So was habe ich noch nie gesehen, ziemlich abgefahren. Aber der Mann, der es trug, rammte es bei jedem Schritt auf den Boden, dass es regelrecht schepperte, als wollte er sich ankündigen. Ich konnte das Gesicht nicht erkennen, aber ich sah die Hand, die den Stab hielt.

Ich habe im Ägyptischen Museum in Kairo damals die ausgestellten Mumien gesehen und deren Hände schienen weniger alt zu sein als die Hand dieses Mannes. Er hatte völlig dürre Finger, eine Haut wie bei einem Trockenfisch. Er trug einen schweren Siegelring. Ich war wahrscheinlich übermüdet und allzu aufgedreht, jedenfalls hatte ich plötzlich das Gefühl, das dieser Mann so etwas wie eine Aura hatte. Es war, als würde plötzlich ein Gefrierschrank aufgerissen, als er vorbeiging. Ich merkte deutlich, wie sich bei mir die Haare aufstellten und meine Nerven zu kribbeln begannen. Ich war froh, als diese Typen vorbei waren und ich ihr Gesänge nicht mehr hören konnte. Dafür riecht ganz Collesalvetti nach Weihrauch.

Ich war so nahe dran. Soooooo nahe. Ich hatte ihre Zungenspitze in meinem Ohr und sie fragte: Gefällt dir das? Und als ich, verwegener Bursche, der ich bin, sagte: Gib mir mehr davon, da sagte sie: Du kannst alles haben, es wartet schon so lange auf dich.

Also, Lucille und ich nahmen ein gemeinsames Mahl ein und der Conte gab uns die Ehre seiner Gesellschaft. Er schien auf Diät zu sein und begnügte sich mit Wasser und Brot, war dabei aber putzmunter und erzählte Anekdoten. Ich muss sagen, wenn der alte Herr in Form ist, dann könnte er als Alleinunterhalter auftreten. Jedenfalls war die Stimmung schon bestens, als er uns allein ließ. Lucille und ich klönten eine Weile, ich erfuhr, dass sie in Frankreich unterwegs gewesen war, um sich auf die Spuren der Aktivitäten Montalbans zu heften. Sie sagte nichts darüber, aber die Sache schien nicht ohne Risiko gewesen zu sein. Als mir das schwandte, hätte ich den Conte am liebsten verprügelt. Und plötzlich, im schönsten Gespräch, lächelte sie mich versonnen an und zugleich spürte ich ihren Fuß an meinem Bein. Nun gut, auf

diese Weise konnte man natürlich am besten die Qualität eines Anzugstoffes prüfen, aber so wie sie mich anschaute, war das nicht unbedingt ihre Absicht. Und dabei war sie ein derart raffiniertes Biest - Ellenbogen auf dem Tisch, Hände verschränkt und Kinn auf die Hände gelegt und sie lächelte süß und unschuldig und fummelte dabei mit ihrem weichen Füßchen an mir herum, dass es mir auch ganz warm und weich wurde und andernteils hatte es sich mit weich, aber das tut nichts zur Sache. Gut, wir verhandelten kurz und kamen zu einem Konsens, der da lautete: Ab in mein Zimmer, Klamotten runter und ab in die Kiste, wenn wir es denn bis zum Bett schaffen.

Und in diesem Moment - also, es klang so, als würde ein Güterzug voller leerer Milchkannen über ein sehr schlechtes Gleis fahren. Irgendwie schwandte mir schon Unheil und siehe da, Dorkas tauchte auf und balancierte ein Teetablett mit Kanne und zwei Tassen. Er machte das genau so, wie ein Dorkas es tun muss - volle Konzentration, Blick stur auf das Tablett gerichtet, Zunge zwischen die Zähne geklemmt. Er stellte das Ding ab und palaverte los, dass er endlich ein Rezept gefunden habe, wie man hier noch besseren Tee kochen könne und ich solle doch bitte an seinem Triumph teilhaben und außerdem sei es ihm langweilig und der Conte habe ihm gesagt, dass ich hier sei.

Und dann schaute er auf und sah Lucille und bekam die röteste Tomate, die ich jemals auf einem Hals gesehen hatte. Er stotterte fürchterlich rum und wollte schon wieder gehen. Aber mir tat er unheimlich leid und ich sagte, dass er sich doch bitte setzen solle. Er fragte, ob er für Lucille auch eine Tasse organisieren solle, aber sie lächelte zuckersüß und sagte, sie wollte sowieso gehen. Sie warf mir einen Killerblick zu und gleichzeitig einen Handkuss, sagte zu mir: »Petit Salaud!«, dann erklärte sie, dass sie jetzt Schuhe einkaufen müsse und schwirrte ab.

Dorkas ist ganz begeistert. »So ein hübsches Fräulein - und was für nette Dinge sie zu Ihnen sagt, Herr Tanner.« Dabei droht er mir neckisch mit dem Finger, und ich bin kurz davor, ihn zu erwürgen und ihm vor seinem letzten Atemzug noch eine Übersetzung zu geben. Wir unterhielten uns lange, der Tee war wirklich gut. Dorkas bestätigte, dass Little endgültig psychotisch geworden ist. Der Mann ist aus dem Spiel. Ich fragte Dorkas übrigens ganz beiläufig nach dem Kreuz, das ich gestern gesehen hatte. Er war plötzlich sehr interessiert, ließ sich die Form aufzeichnen und grübelte eine Weile. Dann sagte er, er müsse passen und dass der einzige, den er mit so einem Kreuz in Verbindung bringen könne Valerius XIII. sei, der Gegenpapst in Avignon. Als ich etwas dumm aus der Wäsche schaute, erzählte er etwas von radikalkatholischer Sekte und unklarer Nachfolgeregelung bei manchen Päpsten. Diese Sekte, die sich selbst als allkatholische Kirche bezeichnet, soll in einer Villa in Avignon ihr Hauptquartier haben, und manchmal mietet sie Räume im alten Papstpalast.

Dorkas erzählte auch, dass sie versuchen, Kontakt zu einem Jake Flinger in San Francisco aufzunehmen, den Tipp hat Dorkas anscheinend aus Deutschland von irgendeinem Trooger oder Treuger bekommen, einem alten Herrn. Gerade bekomme ich die Nachricht, dass der Conte mich gern sprechen will.

London

Ich weiß nicht, ob ich unter Schock stehe, aber so ähnlich muss es wohl sein. Vor einigen Stunden eröffnete mir der Conte, dass ich zurück nach London muss. Es war der freundlichste und höflichste Arschtritt, den je ein Mensch versetzt bekommen hat. Vier Leute halfen mir, meine Sache zu packen, dann wurde ich zum

Flugfeld gefahren und per privatem Düsenjet nach London. Sehr nobel, Donald Trump hätte es nicht besser treffen können.

Also gut. Für mich ist die Sache beendet. Aber ich frage mich, welches Spiel der Conte eigentlich spielt: Steele ist weg, Little ist ausgefallen, Lucille ständig unterwegs um Informationskleinkram zu sammeln, ich bin weg. Dorkas wird die Sache alleine nicht reißen können. Es ist mir egal, verdammt. Es ist mir nicht egal. Oder: so was von egal. Werte Brüder und Schwestern der Fraternidad: Ihr könnt mich mal kreuzweise. Und Tschüss. Euer Tony Tanner. Himmel, wer sagt mir, was jetzt läuft ... Und was wartet hier auf mich ...

»Das ist doch eine Unverschämtheit, das ist doch ...!« Vor Empörung versagte Dorkas die Sprache. Seine feisten Backen begannen zu zittern, und er wirkte, als müsse er jeden Moment in Tränen ausbrechen. Mangels passender verbaler Umhüllung seines heiligen und gerechten Zornes steckte Dorkas einen bebenden Zeigefinger aus, eine Geste voller moralischer Wucht und theatralischer Wirksamkeit, die würdig gewesen wäre, sich auf einem Fresko Michelangelos wiederzufinden.

»Nirgendwo steht geschrieben, dass kabbalistische Energien auf ein Glas Wasser übertragen werden können!«, quetschte Dorkas schließlich heraus. Es war für jeden Zuhörer vernehmbar, dass sich diese Worte sozusagen an der Empörung vorbeidrücken mussten.

Die junge Frau hinter dem kleinen Verkaufstisch war nur mäßig beeindruckt. »Madonna macht's auch«, gab sie zurück.

Dorkas stieß ein schrilles Quieken aus, das dem Ton eines platzenden Sicherheitsventils verzweifelt ähnlich war. Seine Aufregung wollte in keiner Weise zu dem Ambiente des Geschäftes passen, in dem er sich befand. Oder, um genauer zu sein, zu dem

Ambiente, um das sich der Laden bemühte. Selbiger lag in Nordamerika, genauer in den USA, genauer in San Francisco, genauer nahe Fisherman's Wharf. Hier, eingeklemmt zwischen einem *Seafood*-Restaurant und einem Geschäft für Anglerbedarf lag *Thanas Realm of magic Wisdom*. Um die knappe Verkaufsfläche zu vermehren, waren die Fenster zur Seite geschoben und einige Tische halb auf die Straße gestellt worden. Sie bogen sich unter Stapeln von Büchern, esoterischem Krimskrams, Blechdosen mit Ayurveda-Teemischungen und Fläschchen mit Massageölen. Dorkas hatte sich allerdings in das Innere gewagt, wo an den Wänden Regale aus hellem Holz standen, an denen Schilder wie *Magie, Crowley, Feminismus, Feen und Elfen, Blavatsky und Co* oder *Große Mutter*, dem kaufwilligen Kunden einen ersten Lotsendienst im Gewirr des Angebotes gaben. Im Hintergrund erklang sanfte Musik, die sich nur schwer gegen den von draußen anbrandenden Lärm vieler Stimmen und das Getrappel vorbeieilender Schritte durchsetzen konnte. Ebenso vergeblich wehrte sich ein Räucherstäbchen gegen den Geruch von frittiertem Öl, das aus der Nachbarschaft herüberzog.

Eine nicht mehr ganz junge Frau herrschte über Thanas Reich der magischen Weisheit. Sie wirkte derartig durchschnittlich, dass sie nur als Kleiderständer für ein langes, groß geblühtes Kleid zu existieren schien, unter dem ein Paar verschossener Stoff-Ballerinas herausragte. Das Haar hing ihr bis auf die Schultern, ein Lederband um die Stirn der Frau brachte ein wenig Ordnung in die dunkelbraunen Strähnen. Sie saß an einem schmalen Tisch. Eigentlich war es nur ein Brett, das über zwei Holzböcke gelegt worden war. Es bot Platz für eine Registrierkasse, ein Lesegerät für Kreditkarten und jene Zusammenstellung, die Dorkas in Rage versetzt hatte. Es handelte sich um eine im Grunde ziemlich unspektakuläre Kombination aus einem Blatt Papier, auf dem einige hebräische Zeichen zu erkennen waren und einem Glas Wasser, das mitten auf dem Blatt platziert

war. Ein mit der Hand beschriebenes Pappschild belehrte den Beschauer, dass sich die geistige Energie, die in den kabbalistischen Chiffren wirke, dem Wasser mitteile und daher schluckweise und höchst nutzbringend konsumiert werden könne.

Dorkas war nicht der einzige Kunde, aber jetzt war er plötzlich Mittelpunkt des Interesses geworden. Als er dies bemerkte, lief er puterrot an und musste einen aufkommenden Fluchtreflex unterdrücken. Er registrierte zwei ältliche Frauen, beide in lilafarbenen T-Shirts und gleichfarbenen Pumphosen, die Bücher aus der Abteilung *Feminismus* aufgeschlagen hatten. Nun klappten diese Bücher krachend zu und die beiden Köpfe mit dem kurz geschnittenen, grauen Haar zuckten in einer gemeinsamen Aktion in seine Richtung.

Dorkas zog die Schultern hoch und holte tief Luft. Für einen Moment kämpfte er um seine Stimme, dann sagte er ruhig und fest: »Gnädige Frau, die hierarchische Gliederung des kabbalistischen Weltbildes sollte zumindest in Grundzügen bekannt sein. Wie also, frage ich mich, sollen die drei Zeichen für Kether, Chockmah, Binah - zumal in falscher Punktierung - eine energetisch anregende Wirkung auf dieses irdische H zwei O haben, wenn zwischen ihnen und der stofflichen Welt noch einige weitere Stufen der Entfaltung des Göttlichen stehen, die die stoffliche Welt erst in ihrer Mischung möglich machen. Das hier ist ...«, und anklagend hob sich wieder der Arm von Dorkas, »... ist nichts anderes als die Behauptung, eine Kombination von Kraftwerk und Steckdose würde jede Form von Kabel und Überlandleitung überflüssig machen! Der Baal Schem würde Ihnen das nicht abkaufen.«

Die Frau hinter der Kasse schlug träge die Augen auf und bewahrte angesichts des dickleibigen Fremden mit seinem penetrant englischen Zungenschlag eine Ruhe, wie sie nur durch

langjährigen Konsum besten afghanischen Krautes zu erlangen war.

»Bei Madonna funktioniert es aber«, beharrte sie starrsinnig. Die Gesichtsfarbe des Fremden hatte nun eine Rotvariante angenommen, die dennoch ihr Interesse erweckte. Dorkas schnappte nach Luft wie ein Karpfen auf dem Trockenen. Eine Hand packte ihn fest am Arm und zog ihn auf die Straße.

»Kommen Sie, die Sache ist es nicht wert, Aufsehen zu erregen«, zischelte Little.

»Es geht ums Prinzip«, beharrte Dorkas stur, »wie kommen diese Amerikaner dazu, die ewigen Wahrheiten der Kabbala zwecks Ergänzung ihrer Körperflüssigkeiten zu verfälschen? Und dazu auch noch die Madonna als Beleg anzuführen. Welche überhaupt? Die von Lourdes, von Fatima, von Xanten, von Oxhochacha? «

Die Massenträgheit, die durch Dorkas' Körperfülle ebenso wie durch seine mangelnde Kooperationsbereitschaft bedingt war, erschöpfte Little, und er gab es auf, weiter an seinem Begleiter zu zerren. Dorkas stampfte zornig mit dem Fuß auf.

»Welche Madonna? Wissen Sie es? «, fragte er mit kampflustig vorgeschobenem Kinn.

Little verdrehte die Augen.

»Welche Madonna? Keine von denen, die Sie meinen. Madonna, eine Sängerin. «

Verblüfft sperrte Dorkas den Mund auf. »Tatsächlich? Eine Nachfolgerin der Callas. Die habe ich mal auf Platte gehört.«

»Keine Opernsängerin. Eine Popsängerin. Verstehen Sie? Unterhaltungsmusik. Enorm erfolgreich, sehr wandlungsfähig, eine Vorrreiterin der sexuellen Befreiung der Frau. In den Niederlanden wurde sogar ein Lehrstuhl für Madonnalogie eröffnet, vor ein paar Jahren.«

»Niederlande«, schnaubte Dorkas. Er schaffte es, die gesamte Verachtung, zu der seine verwundete Wissenschaftlerseele fähig war, in dieses eine Wort zu legen. Dann allerdings runzelte er

die Stirn, überlegte eine Weile, bis sich seine Züge wieder erhellten.

»Eine Popsängerin, die sich Madonna nennt und für die sexuelle Befreiung kämpft, sagten Sie«

»Oh ja«, bestätigte Little mit leichtem Grinsen. »Sie hatte einige sehr heiße Videos, von den Playboy-Fotos ganz abgesehen, die waren viel früher. Und das Oberteil, das Gaultier für sie entworfen hatte, ist schon so was wie ein Klassiker.«

»Und was hat sie mit der Kabbala zu tun?«

»Nun ja«, Little zuckte die Schultern, »sie hat diese Modeströmungen mitgemacht - Buddhismus, Hinduismus, Meditation und jetzt ist sie eben bei der Kabbala gelandet. Und da so ein Star als Multiplikator wirkt ...«

»Ich verstehe, ich verstehe«, murmelte Dorkas. Er hatte seine Umwelt vollkommen vergessen und führte - die eine Hand überlegend am Kinn, die andere um den Bauch geschlungen - die Pantomime eines angestrengt Denkenden vor. Die Positur wirkte derart kurios, dass sie begann, die Blicke der Vorbeigehenden auf sich zu ziehen. Little bemühte sich, ruhig zu bleiben. Er war sich darüber im Klaren, dass jeder Versuch, Dorkas weiterzutreiben, erst recht Aufsehen erregen würde. Und das hier, wo an jeder Straßenecke irgendein Artist oder Gaukler um die Aufmerksamkeit der Besucher buhlte.

Also versenkte er seine Hände in die Taschen und bot das Bild gänzlicher Gelassenheit. Im Grunde musste sich Little nicht einmal sonderlich um diese Haltung bemühen. Zum ersten Mal seit langer Zeit fühlte er sich wieder zu Hause. Er genoss den vertrauten Geruch der Bucht, das Menschengewimmel, zu dem sich Einheimische und Touristen vereinten, das Flair von bunter Exotik und lockerer Lebensfreude, das über diesem Viertel lag. Collesalvetti mochte ja ein kultivierter Ort sein, aber gegen San Fran wirkte es wie eine komatöse Mumie gegen eine Cancan-Truppe auf Speed.

Und Little passte bestens hier hin. Bevor sie von Collesalvetti

aufgebrochen waren, hatte Doktor Dorota Tobaldi ihn zur Seite genommen.

»Du brauchst neue Kleidung«, hatte sie ihm erklärt »Das Innere eines Menschen drückt sich auch in seiner Kleidung aus und die Kleidung wirkt auf das Innere. Französische Esskultur, deutsche Philosophie und italienische Kleidung, damit bist Du für alles gerüstet. Wir gehen heute einkaufen.«

Das Ergebnis dieser ärztlichen Modeberatung war an Little zu bewundern. Er trug ein kragenloses Leinenhemd, helle Chinos und braune Mokassins. Dazu lag ein farbiger Pullover lässig um seine Schultern, und eine Sonnenbrille gab der Erscheinung eines Mannes von Welt den letzten Schliff. Im Wissen um diese lässige Eleganz, die ihn wie eine schimmernde Rüstung schützte, blieb Little nun vollkommen ruhig. Er nutzte seine Sensibilität und registrierte so etwas wie Bewunderung seitens der Umstehenden und Passanten, die ihn wie ein prickelndes Sektbad umgab, unterbrochen von einigen kalten Berührungen blanken Neides. Nein, es gab keinen Grund zur Panik. Little war in San Francisco, Little fühlte sich gut, und selbst Dorkas würde das nicht ändern können.

Dorkas schien inzwischen in eine neue Phase seiner Überlegungen eingetreten zu sein, denn seine rechte Hand hatte das Kinn verlassen und kratzte nun den Kopf. Inzwischen gab es tatsächlich immer mehr Zuschauer, die sich in Erwartung einer Vorstellung, die nach diesen Vorbereitungen geradezu notwendigerweise kommen musste, in einem Kreis um Dorkas sammelten.

Dorkas' Zeigefinger schoss raketengleich in den Himmel.

»Madonna«, donnerte er, »die Benennung der weiblichen Seite der christlich-göttlichen Aspekte, genutzt von einer Sängerin, die sich des Bereiches der Sexualität bedient, um ihre Bekanntheit zu steigern, bis zu globalen Dimensionen. Ein Zeichen! Ein Symbol!

Die Geschlechtlichkeit des Weibes entzieht sich der Beherrschung durch die patriarchalische Instanz. Ha! Ein Trick, gigantisch, genial, übermenschlich - SIE hat überlebt! Und nun kommt SIE wieder! Im Gewande der keuschen, der gebärenden und doch jungfräulichen Madonna überlebten die Fruchtbarkeitsgöttinnen der alten Zeit. Und kommt Tanith wieder, Artemis, die Fruchtbare erscheint aufs Neue - sie alle kommen wieder in der Gestalt einer Irdischen.

Ist es eine Philosophin, eine Poetin, eine Malerin? Nein - Gesang und Tanz ist der Beruf dieser neuen Eva, ihr Körper und ihre Stimme dienen dieser Schlange zur Verführung. Der Tanz der Salome, die Verführung durch Delilah, die Gefahr der Lilith - nicht durch das Denken herrscht das Weib, sondern durch den Wohlklang ihrer Stimme und den Liebreiz ihrer Bewegungen. Liebreiz, könnte man sagen, hahaha, Liebreiz! Und dennoch hält sie nicht ein auf ihrem Gebiet, sie will mehr, die Religion muss ihr dienen zur Erhöhung, das Werk der Asketen, der Eremiten, der Frauenfeinde und Körperverächter kommt in ihre Finger. Und wir stellen fest, dass auch hier zwei Aspekte des zeitgenössischen Geisteslebens überdeutlich erkennbar sind - Globalität und Individualisierung. Religion als Selbstbedienungsladen, Gefälligkeitsglaube mit sofortigem Wohlfühleffekt, Spassreligion, Gott als *Doctor Feel good*, die völlige Kommerzialisierung und Profanisierung und Vulgarisierung überkommener Weisheiten auf globaler Ebene. Anything goes, Lao tse tanzt mit Rabbi Löw zur Musik von Meister Eckhardt. Die ephemere Epigonalität entwickelt zentrifugale Kräfte. Das Stadium der Diadochenreiche ist in seine globale Phase getreten. Alexander der Große ist ersetzt durch die weltweiten Medien, die die letzten fernen Reiche mit ihren genormten Bildern erobern und gleichschalten. CNN statt Issos. Vermischung der Religionen, Urbanisierung, Vermassung und Individualisierung bei gleichzeitiger Nivellierung jeder Persönlichkeit. Vergöttlichung der Heroen der Masse - Sportler und Unterhalter, Cäsarismus der Herrschenden, elektronisches Brot

und Spiele auf tausend Kanälen und über allem lässt sich ein Menschenweib zur Mediengöttin gestalten und trägt den Namen - Madonna!«

Das letzte Wort donnerte hinweg über den Kreis ehrfürchtig Lauschender. Ein Moment herrschte Stille, dann brach tosender Beifall los. Dorkas schaute überrascht auf den Kreis von Menschen, in deren Mittelpunkt er und Little sich befanden. Er beugte sich zu Little hinüber.

»Was wollen die eigentlich«, flüsterte er Little ins Ohr, während immer noch applaudiert wurde.

»Nichts von Belang«, antwortete Little beiläufig und winkte den Umstehenden kurz zu, bevor er den nun lammfrommen Dorkas mitzog. »Eine lokale Sitte.«

Durch den Lärm erklang eine Stimme aus *Thanas Realm of magic wisdom*: »Es war alles wegen des Wassers.«

Über die Schulter zurückblickend bemerkte Little, wie sich vor dem Laden eine Schlange bildete. Etwas anderes entging seinem flüchtigen Blick. Es war eine Gruppe von Jugendlichen, die eifrig diskutierten und sich dann auf die Spuren der beiden Männer setzten.

Little steuerte ein nahe gelegenes Restaurant der gehobenen Kategorie an. Er kannte es *von früher - von früher* war ein Begriff, den Little in seinen Überlegungen stets benutzte, als wäre es eine Rolle aus Stanniolpapier, um deren eigentlichen Inhalt man sich nicht zu kümmern hatte. Was war das für ein Mensch gewesen, der sich mit Freunden oder Kollegen hier getroffen hatte? Es war so seltsam, an diesen fremden Little zu denken, dessen Zukunft die Vergangenheit des heutigen Little war.

Einige der jungen Leute waren mit in das Restaurant gekommen. Sie hatten den Tischzuweiser mit einem Geldschein umgestimmt und konnten den Tisch neben Dorkas und Little haben, wo sie sich brav und dezent niederließen. Ihre Manieren waren einwandfrei, und offensichtlich konnten sie sich auch ein solches

»besseres« Restaurant durchaus leisten. Sie schauten des Öfteren zu Dorkas hinüber, blieben dabei jedoch so zurückhaltend, dass ihm das Interesse an seiner Person gar nicht auffiel.

Dorkas versetzte nun die Bedienung in Panik, weil er weder Wein, noch irgendein nobles französisches Tafelwasser zum Essen haben wollte, sondern Tee und zwar einen kräftigen Assam, wie er betonte. Nachdem es eine eifrige, aber fruchtlose Diskussion gegeben hatte, kam der Maitre d'hotel angerauscht und versuchte, Dorkas von der widernatürlichen Art seines Wunsches abzubringen. Das gelang nicht, allerdings einigte man sich auf einen leicht parfümierten japanischen Grüntee, und endlich konnte die Bestellung aufgenommen werden.

Dorkas schaute dem Ober nach, der mit einem leicht weibischen Hüftschwung enteilt, und wischte sich mit der Serviette den Schweiß von der Stirn.

»Ich dachte, das hier wäre das Land der Freiheit«, beschwerte er sich kläglich. »Und dann muss man um sein Grundnahrungsmittel derart kämpfen, bloß weil es angeblich nicht zum Hauptgang passt ...«

»Freiheit ist die Einsicht in die Notwendigkeit«, gab Little das einzige Hegelzitat, das ihm zur Verfügung stand, zum Besten. »Man könnte auch sagen, dass die Freiheit aufhört, wo die guten Sitten enden.«

»Paperlapapp, gute Sitten. Tee ist Kultur, und Kultur passt zu allem.«

»Und warum nehmen die Engländer ihre Kultur dann immer nur um fünf Uhr zu sich?«

Dorkas blickte pikiert auf und sah sich einem grinsenden Little gegenüber. Der Amerikaner hatte sich in der letzten Zeit so eine Art von Grinsen angewöhnt, breit, selbstsicher, zähneblekend, markant und irgendwie - diabolisch. So war jedenfalls die Einschätzung von Dorkas, der mit der Behauptung von Dorota Tobaldi, Little wirke dabei wie *Jack Nicholson in seinen besten Zeiten*, nichts anfangen konnte. Jedenfalls hatte er mitbekommen, dass

Doktor Tobaldi diese neue Eigenschaft durchaus positiv bewertete.

Bei Dorkas war das nicht der Fall. Er verstummte und schaute verbissen auf einen Punkt der blütenweißen Tischdecke. Am der Nebentische steckte die Gruppe der Jugendlichen tuschelnd die Köpfe zusammen. Little war nicht sicher, ob er diese jungen Leute nicht schon vorhin gesehen hatte, machte sich darüber aber weiter keine Gedanken. Egal was sie waren, sie waren harmlos, sonst hätte Littles stets empfangsbereite psychische Antenne schon die entsprechenden Warnsignale empfangen.

Schon nach einigen Minuten litt Dorkas unter dem selbst gewählten Aufenthalt im Schmollwinkel, rutschte unruhig auf seinem Stuhl herum und griff begierig die erste Frage auf, die ihm der hilfsbereite Little stellte.

Ein Gesprächsthema bot sich an: Jake Flinger. Um ihn zu treffen, waren Dorkas und Little nach San Francisco geflogen und trieben sich seit nunmehr zwei Wochen in der Stadt herum. Ihre Nachforschungen waren nicht ganz ohne Erfolg geblieben. Sie hatten das Institut gefunden, in dem Flinger arbeitete - oder gearbeitet hatte. Es handelte sich um ein recht kurioses Institut, privat und durch Spenden finanziert, das in einer Villa hoch über der Stadt äußerst nobel residierte. Dennoch war der Eindruck, den es vermittelte, zwiespältig. Einerseits erweckten das Gebäude und seine Ausstattung des Institutes den Anschein von Seriosität und wissenschaftlicher Potenz. Andererseits war diese glanzvolle Hülle von einem kuriosen Völkchen bewohnt, das Little als *Hippies mit Uni-Graduierung* definierte. Man forschte über die Einflüsse Asiens auf das frühe Amerika, über den Zusammenhang zwischen Drogen, Schamanismus und religiöser Weltauffassung, oder war auf der Suche nach Fotografien echter Einhörner, man trug die dünnen Haare immer noch lang, und auf den Gängen roch es verdächtig süßlich, sodass der in dieser Hinsicht aufgeklärte Little wusste: Hier wurde zwecks weiterer

Inspiration ein Tütchen geraucht. Die Publikationen, die in der Eingangshalle auslagen, waren dementsprechend.

Das also war die Umgebung, in der sich der gesuchte Jake Flinger aufhielt. Dorkas war ernüchtert, und nachdem sie festgestellt hatten, dass Flinger weder in seinem Büro auftauchte noch an seinem Wohnort zu finden war, telefonierten sie mit Collesalvetti, um mitzuteilen, dass sie zurückfliegen würden. Zu ihrem Erstaunen bekamen sie den knappen Bescheid des Conte, der da lautete: Bleiben und weitersuchen, unbedingt.

Diese Anweisung, ein als Bitte schlecht verkleideter Befehl, erwischte beide Männer, Little wie Dorkas, auf dem falschen Fuß. Little freute sich allerdings, Dorkas hingegen geriet in eine milde Form von Depression, die er damit erklärte, dass er eine Allergie gegen den american way of life habe.

Das war der Stand der Dinge, und er war nicht erfreulich. Obwohl sie sich hüteten, es dem anderen zu sagen, hatten sie den Conte im Verdacht, sie abschieben zu wollen. Die Sache machte einfach keinen Sinn. Flinger war nicht da, und wenn der unglückliche Troiger mehr über diesen Briefpartner gewusst hätte, dann wäre er wohl davor zurückgeschreckt, diesen Namen als besonders wichtiges Teil im Puzzle zu nennen. Nein, Flinger konnte nur ein Hinweis, sein, der sie in eine Sackgasse führte. Dennoch hatten Little und Dorkas weitergesucht. Es gab in Kalifornien so etwas wie einen esoterischen Untergrund, in dem sie ihre Nachforschungen betrieben. Einerseits war diese Nebenwelt als feministischen Hexenzirkeln, Satanisten oder Dämonenbeschwörern faszinierend. Andererseits nährte sie jeden Zweifel an der Ernsthaftigkeit eines Jake Flinger.

Dafür war das Menü ganz ausgezeichnet, und Dorkas gab sich gänzlich dem Genuss hin. Danach fühlte er sich gestärkt genug, um Little eine Erweiterung seiner kulturhistorischen Erkenntnis mitzuteilen.

»Issos findet in den Supermärkten und auf den Verkaufskanä-

len der TV-Stationen statt, Alexander der Große ist durch Konzerne ersetzt, die mit der Phalanx ihrer Konsumgüter in das alte Perserreich einbrechen.«

Little nickte nur ergeben und ließ alles Weitere an sich vorbeiplätschern. Nebenbei bemerkte er, dass die Jugendlichen am Nebentisch eifrig Notizen auf einem Zettel machten.

»Und was machen wir nun?«

Little fuhr aus seiner Aufmerksamkeitsmimikry, einer Form von Verdauungsschlaf mit offenen Augen und interessiertem Gesichtsausdruck, hoch.

»Was sollen wir schon machen gegen Alexander den Großen und seine Großkonzerne«, versuchte Little eine lahme Antwort.

»Ich meine wegen Flinger.«

»Flinger, ach so. Nun, wir werden noch ein, zwei Tage warten, dann schauen wir, ob die Nachbarn was wissen, und dann müssen wir versuchen, einige Leute zu bestechen.«

Dorkas begann wieder auf seinem Stuhl zu wackeln. *Bestechung* klang in einem Land mit gern verhängter und reichlich praktizierter Todesstrafe in seinen Ohren nicht gerade prickelnd.

»Keiner weiß doch genau, wann unser Mr. Flinger wieder auftaucht. Wir müssen in seiner Wohnung oder seinem Büro suchen, ob es einen Hinweis auf seinen Aufenthaltsort gibt, sonst hängen wir hier rum bis zum Sankt Nimmerleinstag.«

»Das«, bestätigte Dorkas mit Überzeugung und schüttelte fast angewidert den Kopf, »das wäre ganz bestimmt nicht gut.«

Für den Rest des Tages hatte sich Little einen Besuch im *Orca Empire of the Sea* bei Sausalito vorgenommen. Er sehnte sich danach, wieder einmal Delfine zu sehen. Obwohl er den Gedanken verabscheute, diesen Tieren als Gefangene einer kommerziellen Show zu begegnen, war der Wunsch groß genug, um die Bedenken zu überwinden. Es war für Little selbst überraschend, dass

er diesen Wunsch in sich verspürte. Bisher waren solche Erinnerungen eine offene Wunde für ihn gewesen, an die er nicht zu rühren wagte. Und dies um so mehr, als sich sofort beim Gedanken an die eleganten, schlanken Leiber der Delfine die Assoziation an andere Wesen entwickelte - an etwas Unirdisches, Schwammiges, Schlaffes und doch ungemein Kraftvolles und abgrundtief Böses.

Dorkas hatte sich einverstanden erklärt, ihm bei diesem Ausflug Gesellschaft zu leisten.

»Jetzt also zu den Delfinen«, scherzte Dorkas, als er sich in die Rückbank des Taxis fallen ließ und damit die Federung des Wagens in eine lang anhaltende Schwingung versetzte. Dann musste er sich ächzend vorbeugen und über seine Körperrundung hinweggreifen, um die Tür zu schließen. Das Essen hatte seine Stimmung merklich gehoben, seine Beweglichkeit aber ebenso merklich vermindert.

»Wollen Sie vielleicht mit den munteren Tieren eine Runde schwimmen?«, setzte Dorkas sein Geplapper fort, nur um dann erschrocken zu verstummen und einen verstohlenen Blick auf Little zu werfen.

Schwimmen war nämlich ein Reizwort, bei dem Dorkas nicht sicher war, welche Reaktionen Little zeigen würde.

Vor einigen Tagen war es geschehen, dass Dorkas früher als üblich aufgewacht war. Noch im Halbschlaf war ihm eine Idee gekommen, wo sie vielleicht mit einiger Aussicht auf Erfolg nach Flinger suchen konnten. Also hatte er sich aufgemacht, um Little aufzusuchen, den er als Frühaufsteher kannte. Nach einigem Zögern warf sich Dorkas den Morgenmantel um, den das Hotel jedem Gast zur Verfügung stellte. Leider war dieses Kleidungs-symbol frühestmorgendlicher Kultiviertheit nur für Fitness-süchtige US-Bürger gedacht und nicht auf die körperliche Gesamtsubstanz eines hochgradigen Wissenschaftlers in der Art von Dorkas ausgelegt, sodass er sich nur mit Mühe schließen

ließ. Obwohl er vor dem Spiegel einige Versuche machte, den Zustand durch eifriges Zupfen und Zerren zu kaschieren, musste er sich damit abfinden, dass er einer Frucht mit aufgeplatzter Schale ähnelte, denn der Mantel ließ sich zwar mittels des Gürtels in der Körpermitte schließen, klaffte aber oben und unten weit auseinander. Die Freude, die dieser Anblick einem objektiven Beobachter bereitet hätte, wurde dadurch verstärkt, dass Dorkas einen Frottee-Schlafanzug in verwaschenem Rosa trug, der durch seine bequeme Weite in Kombination mit engen Bündchen an Armen und Beinen einem gigantischen Babystrampler nicht unähnlich sah.

Solcherart gewandet, watschelte Dorkas barfüßig über den Gang, klopfte einige Male und stellte dann fest, dass Littles Zimmer unverschlossen und verlassen war. Die Entdeckung ließ Dorkas den Schrecken wie Eiswasser den Rücken entlang rieseln. Er stieß ein entsetztes Schnaufen aus, bemühte sich um einige natürliche Erklärungen und fiel sofort zurück in angsterfüllte Visionen von Entführung, Mord oder Freitod des psychisch labilen Little. Für einen Moment verharrte Dorkas an der Türschwelle, klammerte sich an den Türrahmen und versuchte, seine Gedanken zu ordnen. Er musste zur Rezeption. Er musste Alarm schlagen, es gab in San Francisco doch einen Sheriff oder so was ...

Dorkas setzte sich in Bewegung und beschleunigte seine Masse auf ein ungeahntes Tempo. Hätte in diesem Augenblick ein weiterer Gast den Gang betreten, dann wäre ein katastrophaler Zusammenprall unvermeidbar gewesen. Schwer atmend erreichte Dorkas das Ende des Gangs und bog in Richtung der Aufzüge ab. Vor ihm lag eine Art Vorraum, der mit einem kleinen Brunnen, Sitzgruppen und liebevoll gepflegten Palmen in großen Kübeln ausgestattet war. Eine Seite war zum Innenhof hin offen und gab dem Raum das Ambiente einer Loggia.

Natürlich war um diese Zeit kein Mensch hier anzutreffen. Der Brunnen plätscherte vor sich hin, so leise und moderat und kult-

viert, wie man in diesem Hotel eben mit den Gästen umging. Dorkas schlug mit der Faust auf die Knöpfe, die den Aufzug herbeiriefen. Dann stockte er, denn vom Springbrunnen klang ein kräftiges Rauschen. Misstrauisch schaute Dorkas hinüber. Er sah auf eine gedrehte, leicht geschwungene Säule, die sich vom Fussboden erhob und fast die Decke berührte. Eine Anzahl von Schalen verschiedenster Formen und Materialien waren derart angebracht, dass das Wasser, oben aus der Säule sprudelnd, in die erste Schale floß und von dort überlaufend von jeder weiteren Schale sowohl aufgefangen wie weitergeleitet wurde, bis es sich in einem Becken sammelte, aus dem ein kleiner Springbrunnen stieg. Das Ganze war in den Augen von Dorkas ohne Zweifel ein Kunstwerk, wunderschön anzuschauen, wenn auch vielleicht ein wenig zu effekthascherisch und ein wenig neureich mit seinen Goldeinschlüssen in den Glaschalen, aber daran musste sich ein auf Dezenz bedachter Brite wohl gewöhnen.

Eines war aber sofort deutlich - dieses Wasser würde sich nicht zu rauschender Akustik hinreißen lassen. Aber noch einmal drang das Geräusch in Dorkas' Ohr und nun wusste er, woher es kam. Er ignorierte die Aufzugtür, die sich einladend öffnete, und schritt eilig zu der Brüstung, die den Blick in den Hof freigab.

Dort unten sah er Little, der im 25-Meter-Becken des Hotels einsam seine Bahnen zog und mit erstaunlicher Geschicklichkeit wendete, indem er abtauchte, eine Unterwasserrolle vollführte und sich von der Wand abstieß. In Dorkas mischte sich Erleichterung mit Verblüffung. Fast hätte er Little durch lautes Rufen und Winken auf sich aufmerksam gemacht, aber dann wurde ihm die Unziemlichkeit frühmorgendlicher Lautstärke bewusst. Also lehnte er sich auf die Brüstung und schaute Little zu, wie der mal im Kraul-, mal im Bruststil und mal in Rückenlage das Wasser durchpflügte. Er erinnerte sich daran, dass Little ja früher Forschungen mit Delfinen gemacht hatte und daher wohl mit dem nassen Element bestens vertraut sein musste. Es freute Dorkas, dass sich Little in dieser Umgebung offensichtlich ein wenig

an sein altes Leben annäherte. Dann allerdings versteifte sich die entspannte Haltung des Wissenschaftlers sofort wieder. Etwas stimmte nicht. Er kniff die Augen zusammen und wartete gespannt, bis Little sich mit einer geschmeidigen Drehung um die Längsachse aus der Brust- in die Rückenlage bewegte. Die Perspektive war ungünstig, aber Dorkas war sicher, einen dunklen Fleck in der Herzgegend des Amerikaners zu erkennen.

Nach einem kurzen Moment des Zögerns stürzte Dorkas zum Aufzug, der immer noch offen stand, und fuhr einige Stockwerke nach unten. Dort hastete er durch einen Flur, bis er eine ähnliche Loggia erreichte. Von hier aus konnte er Little wesentlich besser beobachten.

Bald waren alle Zweifel beseitigt. Little hatte einen schwarzen Fleck an der linken Brustseite, genau über dem Herzen. Nein, es war kein Fleck, es war vielmehr eine Narbe, wie sich Dorkas bald vergewisserte. Eine Brandnarbe, die an den Rändern noch von einem Streifen neuer, rosafarbener Haut umrahmt zu sein schien. Das an sich hätte ausgereicht, um Dorkas in Verwirrung zu stürzen. Mehr noch verblüffte ihn die Tatsache, dass diese Brandmarkung eine ganz bestimmte Form hatte. Erneut zögerte Dorkas, bevor er sich endgültig in ein waghalsiges Kommandounternehmen stürzte. Er fuhr mit dem Aufzug in das Erdgeschoss, peilte um die Ecke und stürmte dann, als sich die Angestellten an der Rezeption gerade über eine Liste beugten, hinaus in Richtung Hof. Dort angekommen, hemmte er seinen Schritt, beugte sich vor und schlich dann indianerartig von einer Palme zur anderen, bis er in die Nähe des Beckens gekommen war.

Nun erhärtete sich der Verdacht endgültig zur Gewissheit. Little war ein Kreuz in die Haut gebrannt worden. Und um welches seltsame Kreuz es sich handelte! Eine Art von keltischem Kreuz mit eingeschriebenem Ring, dessen Arme Querbalken trugen, wobei der untere Querbalken schräg stand wie das Fußbrett auf orthodoxen Kreuzen.

Es handelte sich um eine äußerst kuriose, geradezu gewaltsam

alchemistische Zusammenstellung christlicher Symbolik, die Dorkas augenblicklich in Grübeleien versinken ließ. Irgendwann hatte man ihm nach etwas Ähnlichem gefragt. Aber wer und wann? Ebenso augenblicklich wurde er gewahr, dass eine Palme im Innenhof eines Luxushotels selbst zu dieser Stunde kein guter Ort für wissenschaftliche Meditation war, denn von der Seite her ertönte Lachen. Dorkas schaute auf und sah zwei Frauen aus einem Nebeneingang kommen und dem Becken zustreben. Es waren zwei Luxusgeschöpfe, alterslos zwischen Jugendfrische und fraulicher Reife schwebend, von persönlichen Fitnesstrainern, der chemischen Industrie, Visagisten und Schönheitschirurgen zu einer Perfektion gebacken, die sie selbst im trüben Morgenlicht in einem Hochglanz erstrahlen ließ.

Zu Dorkas' Erleichterung erkannte er, dass sie ihn nicht gesehen hatten und dass ihre gute Laune von der Art war, zu der sich die Bewohner dieses Landes in freiwilliger Selbstverpflichtung verdammt hatten. Für Dorkas erschien vor dem Hintergrund derartiger Quantitäten an *Fun* eine milde Depression als Kulturattribut. Diesen Gedanken verdrängte er jedoch und begab sich auf den Rückzug. Mit einigem Glück kam er ungesehen bis in den Flur zu seinem Zimmer, wo ihm - Gott lässt den Teufel manchmal Scherze treiben - eine ältere Dame mit blaugefärbtem Haar begegnete. Dorkas ignorierte deren entsetzten Blick, marschierte zackig, mit den Armen schwingend, an ihr vorbei und schmetterte ihr einen höflichen Morgengruss entgegen, den die Dame nur mit einem ersterbenden Quicken beantworten konnte.

Das also war der Grund, warum Dorkas beim Stichwort *Schwimmen* ins Stocken geriet. Little's Reaktion, da nicht vorhanden, beruhigte Dorkas bald wieder. Er schaute aus dem Fenster, während der Wagen die ansteigende Straße entlang fuhr.

»Halt«, rief Dorkas, »was ist das?«

»Der Eingang zu Chinatown«, kam die Antwort vom Fahrer.

»Halten Sie an, das muss ich mir anschauen!«, verlangte Dor-

kas.

Der Wagen setzte ein Stück zurück. Währenddessen blubberte Dorkas Entschuldigungen und Erklärungen für seine plötzliche Lust auf Chinatown.

Etwas verblüfft schauten Little und der Fahrer hinter Dorkas her, der mit energisch wackelndem Hinterteil auf das knallbunte Tor zumarschierte.

Der Fahrer drehte sich zu Little um.

»Sind Sie sicher, dass Sie ihn da alleine rein lassen können?«, fragte er. »Man kann sich dort leicht verlaufen. Und er wirkt nicht so ... so besonders alltagstauglich, meine ich.«

Little lehnte sich entspannt zurück und zeigte sein Grinsen.

»Unterschätzen Sie ihn nicht. Er hat eine Fähigkeit aus jedem Irrgarten herauszufinden, die seinen Führer zum Wahnsinn treiben kann.«

Das Taxi fuhr weiter. Im Rückspiegel bemerkte der Fahrer noch beiläufig ein anderes Taxi, das an der Straßenecke hielt und dem eine Gruppe von Jugendlichen entstieg.

Dorkas brauchte keine zwei Minuten, um sich völlig zu verirren. Um sich dieser Tatsache bewusst zu werden, brauchte er zwar wesentlich länger, als es aber soweit war, störte es ihn nicht wesentlich. Einerseits war die Faszination dieser fremden Welt so gewaltig, mit ihren Farben, die bald aufgeregt und schreiend bunt an der Fassade eines kleinen Tempels daher kamen und bald die milchige Sanftheit eines Herbstmorgens hatten, wenn er sich über ein kleines Aquarell in einem Schaufenster beugte; mit ihren Gerüchen aus Restaurants, Garküchen, Imbissständen, mit ihren Geräuschen aus kleinen Werkstätten und dem fremdartigen Geschnatter alter Damen, die vor einem Lebensmittelladen plauderten, aus dem es wiederum zugleich gefährlich würzig

und anziehend süßlich duftete. Andererseits bewegte sich Dorkas immerhin in einer Stadt. Sie lag zwar gänzlich falsch, wenn man es global betrachtete, aber es war eine Stadt und somit fast so etwas wie ein vertrautes Gebiet. Und über allem lag die Gewissheit, nur bergab gehen zu müssen, um wieder an die Bucht zu gelangen, wo sich ein Taxi finden ließe, dessen Fahrer ihn zum Hotel bringen könnte.

So schritt Dorkas wacker fürbass, guten Mutes und immer der Nase nach dorthin, wo sich etwas Interessantes erblicken ließ. Er befand sich in einem Labyrinth aus Gassen, die in Gässchen mündeten, die sich zu Sträßchen öffneten oder in Sackgassen endeten, in denen sich Abfallsäcke vor einer Mauer auftürmten.

Einige Male geriet er in Gassen, die nichts anderes als die Hinterzimmer der anliegenden Wohnungen zu sein schienen. Einige alte Frauen saßen dort auf Hockern und beaufsichtigten tratschend und lachend ihre Enkel und Urenkel, die auf dem Pflaster Spielzeugautos hin und herschoben. Die Großväter hockten vor einem kleinen Fernseher, in dem eine Baseball-Übertragung lief. Auf einem wackeligen Lacktischchen lag ein Haufen Geldscheine und bei jeder neuen Spielsituation wurde lautstark palavert, gichtige Hände wedelten mit Geldscheinen, schrille Greisenstimmen überschrien sich gegenseitig und man gestikulierte mit dünnen Ärmchen, neue Wetten wurden abgeschlossen und alte Gewinne eingestrichen und neu gesetzt. Nach einem solchen vulkanischen Ausbruch von Wetteifer starrte alles für einige Sekunden gebannt auf den Bildschirm, beobachtete atemlos den Spielzug, ähnelte für den Moment meditierenden Buddhas und brach sofort in eine neue Eruption dämonischen Temperaments aus.

Im Hintergrund saß eine Frau an einer Nähmaschine mit Fußantrieb und bearbeitete, völlig auf ihre Aufgabe konzentriert und ohne sich im geringsten um den Lärm nebenan zu kümmern, die

Naht einer Ballrobe.

Dorkas verbeugte sich leicht verwirrt, grüßte und zog sich rückwärts wieder zurück. *Südchinesen*, dachte er, *bestimmt sind das Südchinesen, die sind berüchtigt für ihr Temperament. Seltsam, dass immer die Leute aus dem Süden solch heißes Blut haben, das kann doch nicht nur mit dem Klima zu tun haben, es sei denn, die Sonne kocht sich die Menschen gar. Seltsamer Gedanke, allerdings ist es ...*

Leider verpasste er unter seinen Überlegungen den richtigen Durchgang, stolperte im Halbdunkel eine steile Treppe hinunter und fand sich in einem schmalen Einschnitt zwischen zwei hohen Häusern wieder. Das wenige Licht, das hier bis zum Boden dringen wollte, wurde von Wäsche abgehalten, die von zwischen den Wänden gespannten Leinen hing. Die Situation war Dorkas äußerst unbehaglich. Er machte sich nicht die Mühe, seine Augen an das Dämmerlicht zu gewöhnen und tastete sich vorwärts. Seltsame Geräusche drangen an sein Ohr - ein Keuchen und ein Flattern, das er nicht einzuordnen wusste, das ihm jedoch einen Schauer über den Rücken jagte. Er zögerte, war hin- und hergerissen zwischen Rückzug und Flucht nach vorne. Schließlich drang er weiter vor, registrierte eine zuckende Bewegung vor sich. In diesem Moment wurde eine Tür aufgerissen und ein heller Lichtstrahl durchschnitt das Halbdunkel und erleuchtete die Szenerie. Ein schriller Schrei ertönte. Eine zahnlose Greisin raffte den rosa Morgenrock, der ihr einziges Kleidungsstück zu sein schien, über der hageren Brust zusammen. Um diese Geste angemessener Schamhaftigkeit zu vollführen, musste sie den Hahn, den sie gerade gerupft hatte, fahren lassen. Das Tier, dessen Schnabel zugebundenen war, nutzte die Chance, flatterte gegen Dorkas' Bauch und trudelte dann mit schwerer Schlagseite, mit den halb gerupften Flügeln schlagend, in die Finsternis.

Dorkas murmelte etwas wie *Einen schönen Tag, Madam*, und stürzte instinktiv auf die offene Tür zu. Er stand in einem gefliesten Gang, betrat eine Küche - eine Hitzehölle und ein Duftpara-

dies zugleich, Bratendunst, Kochschwaden, Fettrauch, schemenhafte Gestalten, die schreiend mit Löffeln hantierten - passierte einen halb nackten Koch mit Piratentuch um die Glatze, der mit einem Riesemesser ein Gemüse in Kleinstteile zermetzelt, erwischte den Durchgang in den Speiseraum, drängte sich zwischen die eng besetzten Tische, nach allen Seiten freundlich grüßend und Entschuldigungen murmelnd und gewann die Straße. Mit hochrotem Kopf legte Dorkas so etwas wie einen Spurt ein und bog um die Ecke, wo er sich sicher fühlte und erst eine Weile, an eine Hauswand gelehnt, zu Atem kommen musste.

Nie zuvor hatte Dorkas das Gefühl gehabt, tief im innersten Inneren einer Stadt zu sein. Die weiten Straßenfluchten, die Parks und architektonischen Perspektiven, die sich in seiner Heimatstadt eröffneten, waren hier undenkbar. Hier bewegte er sich wie ein Stück Nahrung im Geschlinge des Gassengedärms, beengend war es hier, aber auch schützend und heimatlich und Dorkas erschien es als eine paradiesische Vorstellung, in einer dieser Gassen eine kleine Studierstube zu besitzen, in der er sein Leben dem Studium, der Forschung und der Erkenntnis widmen könnte.

Aber die Verhältnisse, die waren nicht so und mit dieser peinigenden Erkenntnis erinnerten ihn seine schmerzenden Füße an die zurückgelegte Wegstrecke. Humpelnd schaffte er es zu einem Teehaus, schleppte sich in die Gaststube im ersten Stock, wo er aufseufzend zwischen japanischen Touristen und Brettspielenden Chinesen auf dem letzten freien Platz zusammenbrach. Zu seiner Freude musste er keinerlei Kenntnisse der chinesischen Sprache beweisen, um sich sein Lebenselixier zu bestellen. Während er wartete, beobachtete Dorkas fasziniert die enge Gasse. Er besaß einen prachtvollen Logenplatz, denn sein Stuhl stand direkt neben einem der heraufgeklappten Fenster, er konnte einen Arm auf die Brüstung legen und die Blicke auf geschäftig vorbeieilenden jungen Chinesen mit Handy am Ohr,

würdig schreitenden alten Chinesen und neugierig daherschlingenden Besuchern ruhen lassen.

Es war ein Bild, das - sofern Dorkas die Touristen ausblendete, wozu er gerne bereit war - in dieser Art auch schon vor zweitausend Jahren in China zu sehen gewesen war. Nun ja, gestand sich der begeisterte Dorkas etwas ernüchtert, damals waren Funktelefone bei jungen Chinesen wohl eher eine Ausnahme. Dennoch bereitete es ihm Freude, diesem Strom von Menschen zuzuschauen, der ebenso unterhaltsam und ebenso einschläfernd war wie der Blick in einen Fluss. Die Stimmung stellte eine ganz eigene Mischung von Aktienbörse vor einem Crash und Mediationsraum dar. Eine Hupe erklang aus der Ferne und plötzlich änderte sich diese Atmosphäre. Genussvoll seinen Tee schlürfend registrierte Dorkas eine gewittrige Hektik, eine fiebrige Unrast, die jeden Chinesen auf der Gasse erfasste. Der weißbärtige Greis in seinem langen traditionellen Gewand, der so aussah, als wäre er einem Aquarell mit dem Titel *Taoistischer Weiser vor den fünf Gipfeln der Glückseligkeit* entsprungen, raffte den Rock und hüpfte mit ungeahnter Behändigkeit drei Stufen hoch in einen Hauseingang. Dort hatten sich schon einige Chinesen versammelt, die dem Alten respektvoll Platz machten, während die Nachkommenden sich auf einer Treppenstufe zusammendrängen musste. Für Dorkas wirkte es so, als erwarte man eine Flutwelle. Wieder erklang die Hupe, fordernd und ungeduldig und nun schon wesentlich näher.

»Der weiße Drache kommt, mögen seine verfluchten Ahnen in der siebten Hölle schmoren«, erklang eine Stimme von unten. Eine Frau schoß aus einer Tür und packte ein Kind, das auf der Gasse mit einer Katze gespielt hatte, riss es hoch und eilte zurück. Die Katze bekam vorher noch einen Tritt, der sie fauchend und mit Flaschenbürstenschwanz eine Regenrinne hochspritzen ließ. Das sah so kurios und putzig aus, dass Dorkas endlich verstand, was sich hier abspielte. Eine Touristenshow! Nein, keine

Show, eine Parade! Die Amerikaner machten hier irgendeine Parade, um sich zu feiern und die Touristen zu unterhalten. Das konnte ja lustig werden. Eifrig schüttete sich Dorkas die Teeschale voll, nahm einen Schluck und beugte sich ein wenig über die Fensterbrüstung. Die Leute mussten professionelle Schauspieler sein, so wie sie die aufkommende Panik spielen konnten.

»Der weiße Drache kommt!«, erklang es wieder.

Das Hupen war nun schon ganz nahe, die Gasse war menschenleer, dafür drückten sich Passanten in den Türeingängen und auf den Treppen. Ein letzter verwirrter Tourist wurde energisch am Arm gepackt und auf eine Treppe gezogen, wo er mit gebeugten Knien unter einem Kinderwagen, den zwei Männer samt quäkendem Inhalt auf den Köpfen balancierten, noch einen Platz bezog. Die japanischen Touristen neben Dorkas unterhielten sich immer noch, aber die chinesischen Spieler ließen keinen Ton mehr vernehmen. Ihr Lachen und ihre lauten Ausrufe waren wie mit dem Messer abgeschnitten. Dorkas schluckte und fragte sich, ob die Show mit dem weißen Drachen nicht vielleicht doch allzu realistisch gemacht war. Zumindest für seinen Geschmack.

Für einen Moment war die ganze Welt in zitternder Erwartung erstarrt wie eine Mücke im Bernstein. Die Gasse lag still und leer. Die Menschen waren wie durch Zauber verstummt und gebannt. Dann glitt fast lautlos ein Wagen heran. Es war eine Limousine, wie sie Dorkas noch nie gesehen hatte - weiß, mit tiefdunkel getönten Scheiben, in denen sich die angstvollen Gesichter der Umstehenden verzerrt widerspiegelten. Der Wagen war endlos lang, er war so breit, dass seine beiden Außenspiegel fast an den Hauswänden kratzten, und er hatte vorn wie hinten eine Motorhaube. Der kommt hier doch nie um eine Ecke herum, fuhr es Dorkas durch den Kopf. Dann zuckte er schuldbewusst zusammen, als könne jemand den Gedanken hören und darüber erzürnen. Auf beiden Motorhauben war als Kühlerfigur ein goldener Drache angebracht, auf den Kotflügeln wiegten sich blau-goldene Lampen und schüttelten sanft die farbigen Troddel, die als

Zierde herabhängen. Der Wagen wurde langsamer. Man konnte förmlich das entsetzte Stöhnen hören, mit dem die zusammengedrängten Menschen diese Verminderung der Fahrgeschwindigkeit registrierten.

Im Schrittempo näherte sich der Wagen. Mit einem schnell wachsenden Kloß im Hals verspürte Dorkas die lauernde, unüberwindbar selbstsichere Aufmerksamkeit, die von der Limousine ausging wie von dem Schleichen eines hungrigen Raubtieres. In der Gasse schien es eiskalt zu werden. Vor dem Teehaus hielt der Wagen an. In der völligen Stille war nun das leise, heisere Brabbeln des offenbar riesigen Motors zu hören. Nichts geschah. Die Luft schien vor banger Erwartung zu knistern, als müsste sie sich in der nächsten Sekunde in einem Blitz entladen. Ein leises Surren ertönte. Ein Teil des Wagendachs senkte sich und fuhr dann zurück. Sie gab den Blick auf den Insassen frei. Er trug einen weißen Anzug zu einem schwarz schimmernden Seidenhemd und einer roten Krawatte. Er saß auf einer Art von weich gepolstertem Thron. Seine linke Hand ruhte entspannt auf der Sessellehne und ließ einige große Ringe von kaum schätzbarem Wert sehen. Die rechte Hand umschloss den Knauf eines etwas dandyhaft wirkenden Spazierstocks. Das Gesicht der Person war nicht erkennbar, nur das volle Haar schimmerte blau-schwarz wie Rabengefieder. Dorkas schaute über den Rand seiner Teeschale hinweg, zugleich überkam ihn das Bedürfnis, die Schale müsste ein Mauer sein, hinter der er sich einschließen könne.

Sein Herz begann zu poltern, als der Mann dort unten eine langsame Bewegung machte. Er hob den Kopf, unendlich langsam und gelassen. Und Dorkas' schlimmster Albtraum wurde war. Das Gesicht des Chinesen wandte sich ihm zu - nicht bloß seiner Richtung, sondern ihm selbst, Dorkas ganz persönlich. Nein, das war kein zufälliges Anschauen, wenn man das Auge schweifen lässt und es zufällig auf irgendeinem Objekt verweilt.

Dieser Mann meinte ihn. Und er meinte ihn, weil er ihn kannte. Besser vielleicht, als sich Dorkas selbst kannte.

Obwohl er kurz davor stand, vor Panik zu schreien und zugleich gebannt war wie ein Kaninchen vor der Schlange und merkte, wie in ihm das Entsetzen wuchs als würde es seine Haut sprengen, rettete sich Dorkas in die Rolle des unbeteiligten Beobachters. Er ließ seinen Körper zurück, ignorierte die Umwelt und konzentrierte sich allein auf seine Beobachtungen. Früher hatte er so reagiert, wenn in assyrischen Kriegstexten allzu ausführlich geschildert wurde, wie man mit den Bewohnern eroberter Städte verfuhr. Jetzt war das Kaninchen Dorkas der trockene Beobachter der Schlange, die das Kaninchen hypnotisierte.

Dorkas stellte fest, dass in diesem Gesicht einige Eigenschaften derart offensichtlich erkennbar waren, als wären sie mit roter Tinte auf die Haut geschrieben. Der Mann mochte Mitte zwanzig sein. Er sah fantastisch aus mit seinem vollen schwarzen Haar, das ihm bis zum Kinn fiel, einer Nase, die für einen Chinesen eigentlich zu groß und zu kühn gebogen war, mit klaren, fein geschnittenen Gesichtszügen, einer hohen Stirn über kräftigen, schön geschwungenen Brauen, die schwarze Augen bewachten. Zugleich war sich Dorkas hundertprozentig sicher, dass dieser Mann um seine Wirkung wusste. Er war eitel wie ein Pfau, intelligent und arrogant, herrschsüchtig, hochfahrend, vergnügungsgierig, machtbesessen, hochgebildet und - das ergab sich aus den vorigen Beobachtungen als logische Schlussfolgerung - er war ohne jedweden Skrupel. *Die chinesische Variante von Cesare Borgia*, fuhr es Dorkas durch den Kopf. Dann brach ihm Schweiß aus. Der Blick aus diesen schwarzen Augen, in denen keine Spur von Weiß zu erkennen war, lastete auf ihm wie die stählerne Sonde eines boshafte[n] Arztes. Er erinnerte sich daran, dass er in der Londoner Galerie schon einmal solche Augen sehen hatte - bei der Angestellten, die ihn und Tony Tanner des Mordes und Vergewaltigung bezichtigte.

In seinem Kopf rauschte es, er spürte das Hämmern des Blutes in einer geschwollenen Stirnader. Dennoch vermochte Dorkas äußerlich ruhig zu bleiben. Er vollführte seine ganz private Teezeremonie, ließ den Tee mit einem ungeduldigen Heben der Schale in seinen Mund rinnen und goss nach. Dann schaute er auf die Gasse und traf wieder auf diesen Blick, der ihn erneut aufspießte wie die Stecknadel den Schmetterling. Dorkas wusste nicht, wie lange er es noch aushalten würde. Er schob den Moment, in dem er sich schreiend unter dem Tisch werfen müsste, immer einen Atemzug weiter und widerstand.

Der Chinese senkte ruckartig den Kopf. Durch die Stille ertönte seine befehlsgewohnte, helle Stimme. Das Dach fuhr zu, zugleich startete ein Motor, rührte heiser und gewaltlüstern auf und der Wagen schoß mit einer plötzlichen Beschleunigung den Weg zurück, aus dem er gekommen war.

Noch ein, zwei Atemzüge herrschte gespannte Stille. Dann brach das unterbrochene Leben wieder los, sprang rumorend aus der Eierschale seiner Erstarrung. Die Menschen besetzen die Gasse und verfolgten ihre geplanten Wege, Stimmen erklangen, Gespräche, Rufe, Gelächter, das Geräusch vieler Schritte schwoll an und füllte den engen Raum zwischen den Häusern. Erleichtert blies Dorkas die Backen auf.

Im nächsten Moment bemerkte, dass fast jeder der unten Vorbeihastenden einen Blick auf das Teehaus warf und dass er es war, den die vielen fremden Augen suchten. Er zog sich vom Fenster zurück und bemerkte die Bedienung, die auf ihn zusteuerte. Das passte sehr gut, denn er wollte sich noch eine Kanne bestellen.

Aber die junge Frau nahm mit versteinertem Gesicht neben ihm Aufstellung und erklärte, er müsse jetzt bezahlen.

»Aber ich würde gerne noch einmal bestellen«, antwortete Dorkas verschüchtert.

»Nein, wir brauchen den Platz.«

»Aber ich könnte den Platz wechseln«, antwortete Dorkas und bekam unwillkürlich einen bittenden Unterton. Denn jetzt, als die Erleichterung schwand, erkannte er mit eisigem Schrecken, dass er in Gefahr schwebte. In tödlicher Gefahr, und er wunderte sich selbst über seine Dummheit, die ihn diesen Fakt auch nur für eine Minute vergessen ließ. Sobald er den Fuß aus diesem Teehaus setzte, war er verloren. Bestimmt war er nicht einmal unter den Gästen des Teehauses sicher, aber dort draußen, in diesem Labyrinth von Gassen, in denen er nicht einmal den Weg wusste, herrschte sein Feind. Denn das war die eigentliche Erkenntnis, die in der treuherzigen Seele des Wissenschaftlers brannte. Er hatte einen Feind, der ihm schaden wollte und der ihm schaden konnte und der ihm schaden würde.

»Darf ich vielleicht nicht doch noch - ein kleines Kännchen ... in der Küche vielleicht ...«, bettelte Dorkas und erntete ein steinhartes Kopfschütteln.

Inzwischen waren erneut alle Gespräche verstummt und er wusste sich im Mittelpunkt allen Interesses. Ein Untertan ihrer Majestät hatte die Haltung zu wahren, selbst wenn er sich aktuell vor Angst in die Hosen machte. Mit zitternden Händen und hochrotem Kopf stand Dorkas auf, fummelte einen Geldschein aus der Tasche und warf ihn auf den Tisch. Dann straffte er sich und ging schlotternd und doch würdevoll durch den Raum dem Ausgang zu, während alle Köpfe, wie von einer gemeinsamen Mechanik bewegt, den einsamen Mann verfolgten.

Dorkas hatte das Gefühl, seine Beine wären steif wie Holzstücke. Und das war gut so, denn ansonsten müssten seine puddingweichen Knie nachgeben, und er würde wie eine Qualle auf dem Sandstrand hier im Teehaus zusammenbrechen und sein Leben aushauchen. Er dachte an die temperamentvollen Südchinesen. Und den halb nackten Koch mit dem Messer. Beide Bilder vereinigten sich zu der peinigenden Vision eines Dorkas, der von Südchinesen umtobt auf einem Küchentisch lag, während

ein halb nackter Pirat sein berüchtigtes Messer schärfte und die Südchinesen Wetten darüber abschlossen, wie viele Scheibchen die feiste Langnase ergeben würde.

Auf der Treppe polterten Schritte. Hastig, sich gegenseitig vorwärts schiebend, drängten sich einige Gestalten nach oben in den Gastraum. Der Erste war ein junger Chinese. Gut gekleidet, geschmeidig, durchtrainiert. Er ließ seinen Blick blitzschnell über die Anwesenden streifen. Dann erkannte er Dorkas. In seinen Augen blitzte es auf, als er einen schnellen Schritt hin zu dem bleichen Fremden machte. Dorkas erwartete sein Ende mit stummer Ergebung.

Little ließ das Taxi bis vor den Haupteingang von *Orca Empire of the Sea* fahren, bezahlte eine ganze Menge Dollars, kaufte sich eine Eintrittskarte und betrat die Anlage. Mit klopfendem Herzen bemerkte er den Geruch von Seewasser und Fisch, der sich zwischen Hot-Dogs-Fahnen und den künstlichen Sonnencreme- und Parfümduft mischte, der über dem Gelände lag. Aus dem Hintergrund erklangen Musik, die erklärende Stimme eines Anсagers und das Prasseln von Beifall zusammen mit dem Rauschen von Wasser.

Orca Empire konnte sich nicht über Besuchermangel beklagen. Schon am Eingang hatte sich Little in eine Warteschlange einreihen müssen, nun befand er sich zwischen Horden von Schulkindern, die von entnervtem Lehrpersonal und im Stimmbruch kieksenden Vertrauensschülern ihrem Ziel zugetrieben wurden, während ebenfalls genervte Mütter mit hüpfenden Brüsten unter dem T-Shirt hinter den gerade ausgebüxten Kindern herspurten und entnervte Väter versuchten, anderen Kindern das verkleckerte Eis vom Hemd zu wischen. Neben diesen Extremformen familiärer Ausflugsseligkeit gab es die mildereren Ausprägungen, die beispielsweise aus Kindern bestanden, die sich - in

aberwitzigem Winkel schräg gegen den Boden gestemmt - abmühten wie ein Hafenschlepper, den mütterlichen Riesentanker, dessen Hand sie umklammerte, auf den gewünschten Kurs zu bringen.

Boshaft grinsend stellte Little fest, dass Blagen eine instinktive Fähigkeit haben, ihren Eltern bestimmte Orte zur Hölle zu machen, wobei erwähnte Erwachsenen ohne die erwähnten Blagen um nichts in der Welt auch nur einen Fuß in diese Orte setzen würden. Zugleich stellte er fest, dass Kinder die Attraktivität eines weiblichen Wesens auf null reduzieren. Der hübscheste Popo verlor an Reiz, wurde er einem entgegenstreckt, weil sich die Inhaberin vorbeugte, um einem Rotzlöffel die Nase zu putzen.

Bald wurde Little es müde, sich an seiner Privatsatire zu ergötzen und er wendete sich den Bereichen zu, die dem Publikum weniger aufregend erschienen und die daher kaum Besucher hatten.

Das weitläufige Gelände war in mehrere Bereiche unterteilt. Es gab ein futuristisch anmutendes Glaskuppelgebäude, in dem Ausstellungen mit pädagogischem Anspruch gezeigt wurden. Dies war sozusagen das seriöse Lockfutter, mit dem ganze Schulen vor die Kassen gelockt wurden. Daran anschließend gab es einen großen, sehr schön gestalteten Aquariumsbereich, in dem die Besucher in verglasten Tunneln durch die Becken wandern und das Unterwasserleben bestaunen konnten. Die Haifischfütterungen waren eine bekannte Attraktion. Ebenso hübsch war allerdings das nachgebaute Wrack eines deutschen U-Bootes mit knalligem Hakenkreuz auf dem Turm, vor dem sich bunte Fischschwärme tummelten. Es gab das Wrack des Piratenschiffes, zu dem von Zeit zu Zeit ein Helmtaucher herabstieg, um an einer Schatzkiste zu zerren. Da in dieser Kiste leckerer Fisch war, umkreisten ihn stets eine Anzahl Haie und boten ein schauerlichspannendes Szenario, vor allem, wenn der Taucher die Kiste

öffnete und die Haie heranschossen. Dies waren die Favoriten bei Kindern und Müttern, während männliche Besucher in jedem Fall die Nixe bevorzugten, die auf einem Stein saß, mit dem goldenen Fischunterleib winkte, ihr goldenes Haar strich und ab und zu ein Häppchen Luft aus einem Blasen blubbernden Schlauch nahm.

Neben dem Aquarium lag das große Showbecken, neben dem sich steil die Zuschauertribünen erhoben. Dorthin ging Little. Ihn interessierte die stündliche Show nicht, aber er wusste, dass neben dem großen Becken mehrere kleinere lagen, in denen sich Delfine tummelten. Diese kleinen Becken hatten über Unterwassertunnel oder offene Kanäle Verbindung zu dem eingezäunten Arbeitsbereich mit weiteren Trainingsbecken, Verwaltungsgebäuden und Lagerschuppen. Manchmal wurden die Schleusen geöffnet, um den Tieren Gelegenheit zu geben, ihre natürliche Neugier und ihren Bewegungsdrang auszuleben.

Was Little erhofft hatte, traf zu. Einige Besucher lehnten am Beckenrand, und ein Kind deutete aufgeregt kreischend in das Wasser. Da sah Little schon die schemenhaften Gestalten, die mit unglaublichem Tempo durch das Wasser kreisten. Auch er beugte sich über den Rand und schaute zu, wie die Delfine mit müheloser Eleganz beschleunigten, hochschossen, eingehüllt in einen Schleier silbriger Tropfen in der Luft standen und zurückfielen - nein, nicht fielen, sondern zurückwollten, sich entschlossen, in ihr Element zurückzukehren, als ob sie immer weiter in der Luft schweben könnten, wenn sie es nur wollten.

Traurigkeit befiel Littles Gemüt wie ein plötzliches Unwetter. Hier sah er sein Leben, das richtige Leben, das Leben eines jungen, neugierigen, forschenden, mutigen Little, als müsste er sich selbst auf einer alten Fotografie wiederfinden. Und er verspürte unter den Mollklängen seiner eigenen Trauer und Verwirrung andere Klänge - Impulse von aufschießender Fröhlichkeit, die

abstürzten in die Tiefen klagender, hoffnungsloser Verlorenheit. Little schaute auf die Delfine. Nun wusste er, was in den Seelen dieser Tiere vorging.

»Mamiiiiii, was macht der Mann da?«, fragte ein Kind und zerrte an der Bluse seiner Mutter wie ein ungeduldiger Fürst am Klingelstrang, der den Diener herbeiruft.

Auf den ersten Blick sah es so aus, als wolle sich der Mann ins Wasser stürzen. Little hatte sich weit nach vorne gebeugt, sodass seine Beine in der Luft schwebten, um die Balance zu halten. Mit einer Hand umklammerte er den Beckenrand, mit der anderen konnte er gerade eben das Wasser erreichen. Es war eine völlig irrwitzige Aktion, geradezu geschaffen, um den Ordnungsdienst herbeizurufen, aber er musste es tun. Musste einfach, ohne selbst zu wissen warum.

Little's Finger berührten das kühle Wasser. Die ungewohnte und doch so vertraute Empfindung erschütterte ihn. Wie eine Injektion raste es durch seine Nervenbahnen, ließ seine Haut in einem Prickeln aufplatzen wie Champagnerblasen. Eine Vielzahl von Erinnerungen stürzte wasserfallartig auf ihn ein. Viele waren schmerzlich, aber Little konnte den Glanz der schönen Erinnerungen in dem vorüberschießenden Strom erkennen und sie festhalten, während die übrigen vorbeirauschten und sich auflösten.

»Mamiiiiiiiiiiiiiii, schau doch mal«, klang die aufgeregte kreischende Kinderstimme an Little's Ohr. Das Mädchen hatte es zuerst gemerkt.

Die Delfine hatten ihre hastige Runde beendet. Sie trieben nun eng aneinander gedrängt auf der gegenüberliegenden Beckenseite, den Kopf in Richtung Little gewendet. Die Tiere wirkten verstört und eingeschüchtert.

Inzwischen hatte Little's seltsames Verhalten die Aufmerksamkeit weiterer vorbeiflanierender Besucher erweckt. Und nicht nur das ihre, denn jetzt klemmten sich zwei stiernackige, rund-

köpfige Schwarze, die die halb-militärische Uniform mit dem Emblem von *Orca Empire* und der Schrift *Security - for you* trugen, die Daumen unter das Koppelschloss und setzten sich in Bewegung. Sie gingen langsam und gelassen, ein wenig schwankend von der unterdrückten Kraft, die unter der üppigen Fettschicht nur darauf wartete, abgerufen zu werden.

Aus der Gruppe der Delfine löste sich langsam ein Tier. Mit sachten Flossenschlägen, förmlich *auf Flossenspitzen*, schob es sich vorwärts. Es schwamm direkt unter der Oberfläche, sodass sich das Wasser leicht kräuselte. In der Stille, die sich plötzlich über das Becken gesenkt hatte, konnte man die Wellen an den Betonrand plätschern hören.

Die beiden Sicherheitsleute waren bei Little angelangt. Der eine hob die Pratze, um Little mit dem angemessenen Nachdruck vom Rand herunterzuziehen. Aber bevor er zugreifen konnte, hatte sein Kollege einen Blick in das Becken geworfen. Er schob die Hand des anderen zur Seite und machte eine abwehrende Geste, dann lehnten sie sich beide zwischen die anderen Zuschauer auf den Beckenrand.

Immer noch langsam und zögernd durchquerte der Delfin das Becken, erreichte schließlich die Stelle, an der Littles Fingerspitzen das Wasser berührten, verhielt reglos und schob dann seinen Kopf unter Littles Hand. Es dauerte nur einen Herzschlag lang, plötzlich schäumte das Becken, weil sich mit einem Mal die anderen Delfine vorwärtspeitschten und sich um die Menschenhand drängten, um sie zu berühren, als gäbe es eine Segnung zu erhaschen.

Dann formierten sich die Tiere und stürmten förmlich in den Verbindungskanal, um das nächste Becken zu erreichen. Sie waren nur noch eine zusammengepresste Masse kraftvoller Leiber, um die das Wasser weiß gischtete. Die Zuschauer am Beckenrand brachen in spontanen Applaus und begeisterte Bravorufe aus.

Eine Gestalt, die auf einer Verbindungsbrücke im abgesperrten Bereich gestanden und die Szene beobachtet hatte, zuckte zusammen und krümmte sich, als einige der Delfine aus dem Wasser schossen und über ihn hinwegsetzten.

Der eine Sicherheitsmann legte seine breite Hand auf Littles Schulter und half ihm von der Umrandung zurück auf die Beine.

»Gute Show, Mann«, lobte er lässig, »aber das nächste Mal wird die Security vorher informiert, ihr Artisten solltet nicht immer einen auf spontan machen und uns nix sagen.«

»Alles klar«, grinste Little zurück. »Da ist irgendwo was steckengeblieben auf dem Dienstweg. Soll nicht wieder vorkommen.«

Während er sprach, drehte er dem Becken den Rücken zu.

So sah er auch nicht den Mann, der auf der anderen Seite jetzt aus der Deckung trat und, ohne auf seine völlig durchnässten Kleider zu achten, Little aufmerksam fixierte.

Little plauderte noch ein wenig mit den beiden Sicherheitsmännern und schlenderte dann weiter über das Gelände.

Aber nun hatte er einen Begleiter. Der Mann mit der nassen Kleidung heftete sich an Littles Fersen. Er blieb immer in Deckung, verschwand hinter Besuchergruppen, wenn er in Gefahr geriet, in Littles Blickfeld zu kommen, nutzte Hot-Dogs-Stände und Hinweistafeln, um unsichtbar zu bleiben. So beobachtete er Little, schätzte ihn ein, taxierte jede seiner Bewegungen, und als er die Zeit für gekommen hielt, trat er hervor und näherte sich von hinten, mit leisen, entschlossenen Schritten dem völlig ahnungslosen Little.

Vor Schreck erstarrt sah Dorkas den Chinesen auf sich zuschießen. Der junge Mann duckte sich, schien alle Kräfte zu sammeln, um Dorkas an die Gurgel zu springen, stoppte dann abrupt und

legte bittend die Hände zusammen.

»Meister, gestattet ihr mir eine Frage?«, sagte er in schüchternem Tonfall.

Dorkas wusste nicht, wie ihm geschah. Auch von den anderen Angreifern war nur noch der devot gekrümmte Rücken zu sehen. Sie standen reglos vor ihm, in demütiger, bittender Haltung, als hätte sich Dorkas in eine wundertätige Buddhastatue verwandelt.

»Äähem«, machte Dorkas.

Die verlegene Tonfolge wurde als Zustimmung interpretiert. Sofort sah sich Dorkas umringt. Es waren fünf junge Männer, drei von ihnen mit chinesischen Ahnen, der vierte ein Weißer und der fünfte war zumindest mit einem farbigen Elternteil ausgestattet.

Einer der Chinesen, allem Anschein nach der Wortführer, holte einen Zettel heraus und las vor.

»Verehrter Meister, uns liegen folgende Fragen auf den Herzen. Ist es nicht so, dass im Originaltitel von Heideggers *Sein und Zeit* das erste Wort ein Possessivpronomen darstellt, woraus die Frage entsteht, wer es ist, dem etwas gehört, was es sein könnte und ob es etwas mit der Zeit zu tun hat oder ob es im Zusammenhang mit Erich Fromms Werk, das im Original *Haben oder Sein* heißt, steht, wobei sich auch hier die Frage nach dem Possessivpronomen stellt.«

Fünf erwartungsvolle Augenpaare waren auf Dorkas gerichtet, der sich umständlich mit einem karierten Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischte. Nachdem er das Tuch sorgfältig gefaltet und verstaut hatte, murmelte er: »Allumfassend ...«

Tiefe Falten gruben sich in die jugendlichen Stirnen und glätteten sich erst wieder, als Dorkas *Mystisch* murmelte. Ein leises *Ah* kam von den Lippen und die Fünf warfen sich Blicke gegenseitigen Verstehens zu.

»Das Sein also ...«, fragte der Wortführer vorsichtig und zugleich hoffnungsvoll nach.

Dorkas nickte bestätigend. »Ähäm ... das Sein, ja sicher, das Sein seint, wie Heidegger in seiner Sprache gesagt haben würde, sein Sein-Sein ist ... ähäm ... es ist Sein und ... äh ... Haben, das heißt, es hat sich was mit dem Sein, ich meine das Sein seint und darum hat es, denn die tiefe Durchdringung des Seins durch sich selbst bedeutet auch die Fülle des sich Selbst-Habens und dies ist eine eigene Dimension neben der Zeit, die mystische Sphäre des Zu sich und Für sich Sich-Selbst-Seins und -Habens, die der Zeit keinen Ansatz bietet.«

»Also das allumfassend Eine des Plotinos?«, kam die vorsichtige Frage aus der Zuhörerschaft.

»Gewiss, gewiss«, bekräftigte Dorkas, der sich nun auf etwas sichererem Terrain fühlte. »Das seiend einig Eine, das Sinn und Sein hat und Haben ist. Ja, das ist es ...«

»Danke, Meister«, setzte der Wortführer erneut an und drehte den Zettel um. »Wie weit ist ...«

»Entschuldigung«, unterbrach Dorkas ihn nun und stellte sich auf die Zehenspitzen, um nach der Treppe zu schauen. »Aber es muss sich um eine Verwechslung handeln.«

Der Chineses schaute verblüfft auf den Zettel. Dann schüttelte er den Kopf.

»Nein, Meister, die zweite Frage lautete: Wie weit ist Heideggers Feldweg die präfaktische Negation der heutigen Kommunikationsgesellschaft und würde Lao Tse mit dem Auto auf dem Feldweg fahren.«

»Nein, nein, nein, das meine ich nicht«, stieß Dorkas, immer nervöser hervor. »Sie verwechseln mich mit einem Meister. Aber ich bin es nicht.«

Es folgte fünfstimmiger Protest. »Alle großen Meister behaupten, sie wären keine großen Meister, denn wenn sie sagen, dass sie große Meister sind, sind sie keine großen Meister«, rief der Farbige mit jugendlichem Schwung.

»Wir haben eure Predigt unten an der Bucht gehört«, erklärte der chinesische Wortführer.

»Seid wir Kinder sind, suchen wir nach Weisheit. Eure Predigt hat uns mehr gegeben als alle Bücher und Lehrer. Ihr, Meister, habt den Blick, der Jahrtausende überschaut. Darum sind wir euch gefolgt und flehen euch nun an, uns an eurer Weisheit teilhaben zu lassen und eure Jünger zu sein.«

Nach diesen Worten fielen sie erneut bittend in sich zusammen und falteten die Hände.

Dorkas klappte wortlos den Mund auf und zu, was ein leises schmatzendes Geräusch ergab. Dann beugte er sich herunter, so dass sein Kopf auf derselben Höhe war wie der Kopf des Wortführers.

»Ich werde verfolgt«, flüsterte er. »Ich glaube, es ist der weiße Drache, der mir Böses will. Darum kann ich hier keine weisen Dinge kundtun.«

Der Chinese fuhr in die Höhe, gefolgt von den vier anderen. Nur Dorkas kam nicht so schnell hoch und schien sich daher vor den anderen zu verbeugen.

Als er endlich so weit war, steckten alle verschwörerisch die Köpfe zusammen.

»Der weiße Drache ist ein *Da Ren*, ein großer Mann«, flüsterte einer der Chinesen. »Er ist der Kopf der *Rosa Lotos im sanften Vollmondschimmer*-Familie. Er ist der Herrscher von Chinatown. Wenn der weiße Drache den Meister verfolgt, ist der Meister in höchster Gefahr, denn der weiße Drache hat gefährliche Krallen und schlägt schnell zu. Wir sollten den Meister schleunigst in Sicherheit bringen.«

»Ich bitte darum«, sagte Dorkas eilig.

Augenblicklich wurde er von den fünf jungen Männern umringt. Sie schoben ihn zur Treppe, trugen ihn mehr oder minder die steilen Stufen hinunter und zogen ihn über die Gasse.

»Der Meister muss aus Chinatown heraus und sich verstecken. Außerhalb von Chinatown hat der weiße Drache weniger Macht und muss Rücksicht auf andere Gruppen nehmen. Der Meister

darf kein Aufsehen erregen und nicht mehr öffentlich predigen«, wurde Dorkas unterwegs aufgeklärt.

Dem war alles egal, wenn er nur aus diesem Gassengewirr heil herauskam.

»Eigentlich wollte ich noch mal in einen Antiquitätenladen«, erklärte er dann aber doch ein wenig kläglich.

»Mein verehrter Onkel besitzt einen solchen Laden. Es wird uns eine Ehre sein, den Meister dorthin zu führen.«

Die Gruppe, in deren Mitte Dorkas wie eine Boje in kabbeliger Dünung schwamm, bewegte sich die schmale Strasse entlang. Dann stockten alle, denn in der Nähe erklang ein schriller Pfiff.

»Schneller, Meister!«

Dorkas wurde nach vorne geschubst, stolperte fast und wurde von kräftigen Armen wieder auf die Füße gestellt. Als er sich über die Schulter umschaute, erkannte er drei Männer, die sich hastig durch die Passanten drängten. Alle drei waren hochgewachsen und muskulös. Sie schienen eng anliegende Hemden zu tragen. Erst als sie näher kamen, erkannte Dorkas, dass die Verfolger halb nackt waren, durch ihre vollständig tätowierte Haut aber den Eindruck erweckten, angekleidet zu sein. Und noch etwas bemerkte er - sie bewegten die linken Arme seltsam steif und ungelentk. Das lag daran, dass sie zwischen Achsel und Handfläche eine Scheide mit eingeschobenem Schwert verbargen.

»Da sind sie«, krächzte Dorkas.

»Der Blick des Meisters trennt die Schafe von den Böcken«, sagte einer seiner Begleiter nach einem Blick zurück. «Wir müssen uns beeilen.«

Die drei Verfolger bemerkten die Blicke und wussten, dass sie entdeckt worden waren. Sie ließen jede Vorsicht fahren. Die Scheiden wurden zur Seite geschleudert und dann stürmten die drei Männer mit gezückten Schwerten, laut brüllend, auf Dorkas und seine Helfer zu. Die Fußgänger sprangen panisch zur Seite.

Dorkas schloss die Augen und erwartete den tödlichen Hieb. Vorher bekam er einen Stupser in die Nieren, der ihn zur Seite drängte, wurde über eine Treppe gehoben und einen Gang entlang geschleift. Hinter ihm krachte eine Tür zu. Er stolperte, stürzte und riss zwei, drei Begleiter mit sich. Für einen Moment war der Flur von einem Knäuel strampelnder Arme und Beine erfüllt. Ächzend und stöhnend rappelten sich die Fliehenden wieder auf.

Augenblicke später prasselten wütende Faustschläge gegen das Türholz und drei Stimmen brüllten etwas, von dem Dorkas mit einiger Wahrscheinlichkeit annahm, dass es sich nicht um Freundlichkeiten handelte.

Der Schreck trieb sie augenblicklich weiter. Dorkas fühlte sich wieder vorwärts gezerrt. Er kam sich vor wie ein Koffer in einer automatischen Verteileranlage eines Flughafens. Von hinten wurde er am Kragen gepackt und geschoben, von vorne gezerrt. Er schloss die Augen und überließ sich ganz dem fremden Willen.

Als er wieder die Augen öffnete, befand er sich in einem Hof von der Größe eines Zimmers. Jemand steckte den Kopf aus einem kleinen Fenster und schrie, vom Hof her wurde geantwortet. Einige Sätze flogen hin und her, dann verschwand der Kopf und das Fenster wurde zugeschlagen.

Von einem schmalen Durchgang her erklangen hastige Schritte.

»Mein verehrter Vetter sagt, durch das zweite Haus und dann links«, sagte einer der Chinesen, worauf die ganze Gruppe, Dorkas immer in der Mitte, sich durch eine niedrige Tür drängte, diese verrammelte und dann einen Flur entlang hastete. Hier behinderten sie sich gegenseitig und blieben beinahe stecken wie ein Korkeinsatz im Flaschenhals. Aus dem Hinterhof dröhnten die wütenden Stimmen der Verfolger, denen die Beute wieder knapp entwischt war.

Unter wuchtigen Tritten flog die Tür aus den Angeln, ver-

klemmte sich zwischen den engen Wänden und wurde mit weiteren Tritten aus dem Weg gefegt. Eine Frau begann zu kreischen, dann erklang die Stimme eines Verfolgers und sofort wandelte sich das Kreischen in schrilles Wimmern.

Dorkas wurde nach links gedrängt, wo sich nach einigen Schritten ein Durchgang auf eine abschüssige Gasse öffnete. Als er sah, dass sich seine Helfer unschlüssig umsahen, ergriff Dorkas die Initiative und wackelte auf unsicheren Beinen bergab.

»Der Meister hat entschieden«, klang es hinter ihm und sogleich fand sich Dorkas wieder umringt.

»Eine kluge Entscheidung«, wurde gelobt. «Wir gehen nun nach rechts in die Gasse der Mantelmacher. Dort betreibt mein ehrenwerter Pate ein bescheidenes Speiselokal.»

Die Gasse war eng und wimmelte nur so von Passanten. Mit vielen Entschuldigungen drängte sich die Gruppe zwischen ihnen hindurch, gebremst von der eigenen Rücksichtnahme. Die Verfolger wurden durch derartige Hemmungen nicht aufgehalten. Immer näher kommend wurde Geschrei hörbar, die spitzen Schreie erschreckter Frauen, das Jammern von Kindern, die brutal aus dem Weg gerammt wurden.

Die Klänge trafen Dorkas' Ohr wie die ersten kollernden Steine einer Lawine, die über ihn herfahren würde. Er schnappte nach Luft und drängte sich schneller vorwärts, obwohl ihm das Herz schon im Hals klopfte.

»Hier hinein, hoch verehrter weiser Mann«, wurde ihm von einer Stimme beschieden und ein Arm, der sich unter den Arm von Dorkas schob, wurde zum Drehpunkt und zwang ihn in Wendung hin zu einer schmalen Tür.

Dampf schlug ihm entgegen. Küchengerüche füllten den engen Durchgang.

»Schnell, sie sind da«, ertönte ein Schreckensschrei.

Dorkas verstand gar nichts mehr. Mit vorgestreckten Armen

bewegte er sich nach vorne, ohne den Weg genau zu sehen. Vor, hinter, neben ihm waren seine Begleiter, stießen ihn, traten ihm in die Fersen, schoben und zerrten an ihm. Sie waren inzwischen ebenso von Panik erfüllt wie Dorkas selbst.

Plötzlich war der schmale Durchgang von einem Knäuel sich gegenseitig schiebender und bedrängender Menschen erfüllt. Die Verfolger waren da, direkt hinter ihnen, aber sie konnten in der Enge ihre Schwerter nicht einsetzen.

Alles drängte vorwärts, wurde wie eine kompakte Masse in eine Küche hineingespült. Von allen Seiten erhoben sich Stimmen zu einem unverständlichen Gebrüll, panische Schreie stachen aus dem Wirrwarr heraus.

Dorkas blieb in der Vorwärtsbewegung, stolperte und stützte sich ab. Der Halt erwies sich als trügerisch und gab nach. Dorkas stürzte, zur selben Zeit sauste ein zischender dunkler Klumpen über ihn hinweg, der sich in der Luft zu ringelnden Schlangenleibern auflöste. Die Tiere fielen auf die Verfolger. Die Chinesen stoppten, begannen schreiend um sich zu schlagen und zu trampeln.

Dorkas krabbelte auf Händen und Knien weiter, wurde hochgerissen und an einem zischenden Herd vorbeigeschoben. Einer seiner Helfer griff nach einer Pfanne, in der undefinierbare Dinge, die wie Hühnerklauen aussahen, schwammen. Mit einer Bewegung wie ein Hammerwerfer schleuderte er das siedende Öl auf die tätowierten Chinesen. Der Lärm ihrer Schreie dröhnte in den Ohren. Aus dem Gasträum drängten einige Kellner. Sie kollidierten mit der Gruppe um Dorkas, wieder verwob sich ein Menschenknäuel und platzte dann in beide Richtungen auf.

»Es war eine geniale Idee des weisen Mannes, giftige leckere Baumschlange auf die Verfolger zu werfen. Angesichts der Umstände wird mein verehrter Pate voller Verständnis, milder Verzeihung und großer Bewunderung sein«, rief jemand Dorkas zu. Der achtete nicht auf das ihm unverständliche Lob. Denn nun erklangen aus den Gassen der Umgebung die schon bekannten

und gefürchteten schrille Pfiffe.

Sie hatten ihre Verfolger abgeschüttelt, aber es waren nicht die einzigen gewesen, die die Messer gewetzt hatten. Jetzt kamen die Pfiffe von beiden Seiten schnell näher. Sie waren eingekreist.

Unruhe machte sich in den Gassen breit. Sie wurde spürbar im schwellenden Lärm hastiger Schritte, in Rufen und laut schimpfenden Stimmen. Durch die Quergassen klapperten Sandalen, irgendetwas kippte krachend um, eine Frauenstimme begann zu schelten.

Getrieben von einem gemeinsamen Impuls hielten die Verfolgten an. Sie bildeten eine verschwitzte, keuchende Gruppe mit einem dicken rotgesichtigen Mann in ihrer Mitte. Alle zuckten zusammen, als in einer Nachbargasse Schüsse knallten.

»Wir sind verloren«, flüsterte eine Stimme ergeben.

Ein anderer schüttelte den Kopf. »Nein, das ist die Rettung. Meine verehrte Base feiert Hochzeit mit dem hochwürdigen Li Diauo, den ihr geschätzter Vater nicht als Schwiegersohn akzeptiert. Sehr tragisch. Aber jetzt sind dort Drachentanz und Feuerwerk, und das ist gut für uns.«

Es gab eine zischelnde Beratung, dann klopfte man an eine Tür, gab eine kurze Erklärung und durfte eintreten. Von hier aus konnte man dann durch die Wohnung auf die Parallelgasse gelangen.

Aber ihre Häscher waren nahe. Im letzten Moment schlüpfen sie in den Eingang, wagten nicht mehr, die Tür zu schließen und lauschten mit angehaltenem Atem auf die Schritte draußen.

Es waren wieder drei Männer, die gemächlich, fast lauernd, an den Häusern entlang strichen. In dem Spalt zwischen Tür und Rahmen wurden ihre Rücken sichtbar, schienen eine Ewigkeit in unveränderter Position zu bleiben. Endlich verschwanden sie, ihre Stimmen wurden leiser.

»Los jetzt, wenn wir zögern, ist unser Vorsprung dahin!«

Auf den Befehl hin setzten sich wieder alle in Bewegung, drängten durch schmale Kammern und klapperten eine Treppe herab.

Das Knallen der Feuerwerkskörper war nun ganz in der Nähe. Eine Kapelle bemühte sich, mit Gongs und Flöten gegen die Freudendetonationen anzukommen.

Sie bogen um eine Ecke und steckten fest. Hier war kein Weiterkommen. Die Gassen mündeten auf einen kleinen Platz, auf dem die Feier stattzufinden schien. Zu erkennen war über die Köpfe der dicht gedrängten Zuschauer nichts.

Vor ihnen stand diese Menschenmauer, hinter ihnen stachen die gefürchteten Pfiffe aus dem allgemeinen Lärm.

»Hier an der Ecke warten«, wurde Dorkas befohlen.

»Noch einen Moment, dann ist die Flucht kein Problem mehr.«

Dorkas hockte sich bibbernd auf einen Eckstein und verfluchte seinen Körperumfang, der es ihm unmöglich machte, sich zwischen die Schaulustigen zu drängen. Er machte sich so klein wie nur irgend möglich, legte den Kopf zwischen die Hände und zog die Schultern hoch. Er fühlte sich im Stich gelassen.

Jetzt erst wurde ihm die eigene Erschöpfung voll bewusst. Seine Füße schmerzten, sein Puls hämmerte noch immer, als wollte er sich niemals wieder beruhigen. Dorkas war sicher, dass er nie mehr im Leben die Kraft aufbringen würde, sich von seinem Sitzplatz zu erheben.

Die Zeit verrann zäh wie Sirup. Seine Begleiter blieben verschwunden und in jedem Augenblick konnten die Verfolger auftauchen und ihn entdecken. Dass sie der Menge den Anblick einer Metzelei an einem dicken Europäer ersparen wollten, war für Dorkas keine wirkliche Hoffnung.

Neben ihm ertönten hastige Schritte. Noch bevor Dorkas reagieren konnte, wurde es dunkel um ihn.

»Little? Doktor Little? Doktor *Boo* Little? Der Mann mit dem Ford Mustang?«

Die fragende Stimme kam von hinten und ließ Little herumwirbeln.

Verblüfft schaute er den Fremden an. Es war ein völlig Unbekannter, dessen Gesicht in ihm dennoch jenen Hauch von Unsicherheit erweckte, mit dem sich ein mögliches Erkennen ankündigt.

Der andere half Little auf die Sprünge.

»Ich bin Donnahue - ich war damals im Institut wissenschaftlicher Assistent und für die Tiere verantwortlich.«

»Richtig, Shannon Donnahue«, fiel es Little jetzt wieder ein. »Ist eine ganze Weile her.« Für ihn war es ein ganzes Leben her, aber das sagte er nicht.

Jetzt konnte er auch eine Verbindung zwischen dem Mann vor ihm und dem Assistenten am Institut ziehen. Sie hatten nicht viel miteinander zu tun gehabt damals, das mochte als Entschuldigung für sein mangelndes Gedächtnis hinkommen.

»Sie sehen gut aus«, sagte Donnahue. Es war einer dieser Standardsätze, die jemand äußert, weil er es für unhöflich hält, nach einer solchen Wiederbegegnung sofort wieder weiter zu eilen.

»Danke und wie geht's bei ihnen so«, quetschte sich Little eine lahme Entgegnung ab. Er wäre am liebsten weitergegangen, spürte aber eine Unruhe bei seinem Gegenüber. Der Mann hatte irgendetwas auf dem Herzen und man musste ihm Gelegenheit geben, seine Hemmschwelle zu überwinden.

Sie ließen das Gespräch eine Weile dahin plätschern, redeten mehr um die Stimmen zu hören als um Inhalte auszutauschen.

Dann sagte Donnahue: »Es freut mich, dass Sie wieder so fit sind. Bei Ihrem Abgang vom Institut gab es eine Menge Gerüchte.«

Little grinste. »Was wurde denn so geplaudert?«

»Nun, es hieß, Sie hätten einen Schaden. Ich meine- es hieß - mental - einen Dachschaten sozusagen.«

»Die Behauptung wurde schon aufgestellt, als ich noch fest am Institut gearbeitet habe. Wieso sind Sie eigentlich nicht mehr dort? Sie waren doch immer glücklich mit Ihrem Job, wenn ich mich recht erinnere?«

Donnahue nickte bestätigend. Sein Blick war auf den Boden fixiert. Dann hob er entschlossen den Kopf und schaute Little direkt in die Augen.

»Es gab Änderungen am Institut, die mir absolut nicht gefielen. Das begann nach Ihrem Abgang. Oder Ihrem Unfall, wenn man so will.«

Little verspürte ein leises Kribbeln im Nacken. Er bemühte sich nicht, die Neugier in seiner Stimme zu unterdrücken.

»Änderungen?«, fragte er. »Personell, wirtschaftlich oder wissenschaftlich?«

»Auf jedem Gebiet. Es kamen andere Leute und andere Direktiven. Es ... es wurden Vivisektionen vorgenommen. Tiere, ich meine Delfine, lagen mit offenen Gehirnen in Strömungstanks.

Bei der Erinnerung schüttelte es Donnahue. Er packte Little am Arm, nachdem er sich verschwörerisch umgeschaut hatte.

»Ich würde gerne mit Ihnen über diese Dinge reden. Ich möchte erfahren, was Sie zu all den Experimenten sagen. Ich war völlig geschockt und wollte nur weg, aber ich habe mich immer gefragt, wie all diese Sachen wissenschaftlich zu bewerten sind. Ich meine Dinge wie aggressionssteigende Hormongaben bei Orcas et cetera. Mir fehlt da schlicht der wissenschaftliche Hintergrund. Von den ganzen Personalien mal abgesehen. Kommen Sie ...«

Nun gab sich Donnahue keine Mühe mehr, sein brennendes Interesse an Littles Meinung zu verbergen. Er packte Little am Oberarm und lotste ihn in Richtung auf den abgesperrten Bereich. In seinem Eifer bemerkte er überhaupt nicht, dass er keinen Widerstand zu überwinden hatte. Darum ähnelte die Szene ein wenig einer Festnahme.

Ein kleiner Junge verdrehte sich denn auch den Kopf und kräh-

te: »Was hat der Mann da denn geklaut?«

Sie gingen zwischen zwei kleinen Becken durch und traten durch ein Tor, an dem ein Schild allen Unbefugten das Betreten zwar höflich, aber entschieden verwehrte.

»Hier können wir uns setzen«, deutete Donnahue auf einige Bänke.

Bevor sie dieses Ziel erreichten, eilte von der Seite ein Mann auf sie zu.

»Donnahue, ich habe dich schon die ganze Zeit gesucht«, rief er über die halbe Anlage. Ein wenig schuldbewusst hob Donnahue die Schultern. Der andere war jetzt bei ihnen, ignorierte Little und redete wie ein Wasserfall auf Donnahue ein.

»Du musst bei der nächsten Show mitmachen, sonst bekommen wir Probleme. Wir haben Ausfälle - zwei Trainer wegen Magen-Darm.«

»Das sind Orcas, die ich nicht kenne«, antwortete Donnahue skeptisch.

Der andere gestikuliert aufgeregt, als müsste er eine Wespe verjagen. »Kein Problem. Du musst nur auf den Turm und die Fütterungsgeschichte machen. Es reicht, wenn du mit dem Fisch wedelst, den Rest machen die Tiere.«

»Wenn es so simpel ist, dann soll es einer der Aushilfen machen.«

»Geht nicht von wegen Arbeitsschutz und Versicherung. Und was meinst du, was die Gewerkschaft für einen Terz macht, wenn sie erfährt, dass wir Aushilfen auf diese Weise einsetzen, ohne entsprechend zu lohnen.«

»Dann macht's halt einer der Trainer«, stellte sich Donnahue nach wie vor quer.

»Geht auch nicht. Bis die aus dem Wasser sind und auf den Turm hoch, das dauert zu lange. Wir müssen eine Show einschieben wegen des heutigen Andrangs, da können wir keine Verzögerungen vertragen.«

Ergeben hob Donnahue die Hände und schaute Little an.

»Ich warte so lange, bis wir unser Gespräch fortsetzen können«, versicherte der. Es war nicht nötig, das eigene Interesse allzu deutlich offenzulegen.

»Ich kann draußen warten. Wo treffen wir uns?«

»Nein, nein«, wehrte Donnahue fast erschrocken ab.

»Sie können hier warten. Kein Problem. Das Ganze sollte sowieso nicht lange dauern, ein paar Minuten. Die Tiere springen hoch und verteilen mächtig Wasser, wenn sie zurückfallen. Das macht Eindruck, so was wollen die Leute sehen. Kommen Sie.«

Während er hinter Donnahue herschritt, betrachtete Little das ausgeklügelte System von Becken und Kanälen. Automatische Schleusen öffneten oder verschlossen die Verbindungen. So war es möglich, Delfine in einem Becken zu halten oder ihnen auch beträchtliche Bewegungsmöglichkeiten zu verschaffen.

»Gibt es eine Verbindung zur Bucht?«, fragte er.

»Nicht direkt, wegen des Höhenunterschiedes. Es gibt zwei Becken im Hangbereich, die sind aber nur durch Rohre mit dem anderen System verbunden.«

»Und wozu dienen die?«

»Zur Isolierung kranker Tiere, oder wenn es Dominanzkämpfe gibt. Wir nennen sie Ausnüchterungsbecken. Die Tiere werden über Rutschen in die Becken gebracht. Das untere Ausnüchterungsbecken hat eine Verbindung zur Bucht. Warum fragen Sie?«

»Rein technisches Interesse«, antwortete Little.

»Ist ja eine gewaltige Anlage hier«, fügte er hinzu.

Aber das technische Interesse war nur vorgeschoben. Tatsächlich keimte in einem düsteren Verlies von Littles Hirn eine kuriose Idee. Eigentlich mehr der Verdacht, dass unterhalb aller begrifflichen Formulierung so eine Idee heranwachsen könnte.

Als sie eines der vielen kleineren Becken passierten, nahm die Idee Gestalt an. Einfach deshalb, weil dieses Zusammentreffen

kein Zufall sein konnte. In dem Becken waren Delfine, eben jene, denen er zu Beginn seines Besuches begegnet war.

Sie lagen träge und apathisch im Wasser. Erst als sich Little näherte, zuckte es wie ein Energiestoß durch diese Gruppe und sie schossen dem Rand zu und steckten die Köpfe aus dem Wasser.

Das war der Moment, in dem Little die Tiere bemerkte und aufhörte, an einen Zufall zu glauben.

»Die sind kurios drauf heute«, murmelte Donnahue. Dabei warf er einen Blick auf Little. Dessen Fähigkeiten im Umgang mit Delfinen waren fast schon Legende gewesen, damals am Institut.

Little ignorierte den Blick, obwohl er ihn bemerkte. Etwas anderes nahm seine Aufmerksamkeit in Anspruch.

Donnahue führte ihn auf einem schmalen Weg zwischen zwei blau gekälkten Mauern bis zum Show-Becken. Gegenüber erhob sich die Zuschauertribüne. Langsam füllten sich die Reihen, während Gute-Laune-Musik aus den Lautsprechern rieselte, unterbrochen von einer routiniert-sympathischen Frauenstimme, die die anderen Attraktionen auf dem Gelände anpries und die Zuschauer auf die kommende Vorstellung einstimmte.

Auf ihrer Seite führte nur ein schmaler Steg am Becken entlang. Er war so niedrig, dass er von den kleinsten Wellen überspült wurde. Links und rechts schloss sich der hochgezogene Beckenrand an.

Gerade erklärte die Frauenstimme, dass während der Vorstellung größere Wassermengen auf die Zuschauerreihen niederregnen könnten. Zuschauer mit empfindlicher Kleidung wurden in die oberen Ränge gebeten. Die Ankündigung wurde mit einem aufgeregten Gemurmel quittiert und es kam Bewegung in die Zuschauerscharen - Frauen wanderten nach oben, Kinder quetschten sich in den ersten Reihen zusammen.

»Auf dieses Ding muss ich klettern, keine große Sache«, erklärte Donnahue und deutete zur Seite. Dort ragte das filigrane Gestänge eines Turms schräg über das Wasser. Eine Leiter führte zu

einer Plattform, die gerade groß genug war, um beiden Füßen Platz zu geben.

»Raufgehen, Fisch hinhalten, runter klettern, basta!«, sagte Donnahue. Er sah einen Kollegen, der von der anderen Seite her einen Eimer zum Turm schleppte, und verabschiedete sich von Little bis zum Ende der Vorstellung.

Little zog sich ein wenig zwischen die beiden Mauern zurück. Von hier hatte er einen guten Überblick, ohne seinerseits allzu offen auf dieser Seite des Beckens zu posieren. Er beobachtete die Vorbereitungen, die Donnahue und sein Kollege trafen, schaute sich die bunte, aufgeregte zappelnde Masse der Zuschauer an und plötzlich bemerkte er es.

Die künstlich aufgedrehte Stimmung in diesem maritimen Zirkus hatte es überdeckt. Jetzt aber spürte Little eine erste Unruhe. Je länger er versuchte, ihre Ursache festzustellen, desto größer wurde sie. Er konzentrierte sich, versuchte irgendwo eine Person zu erfassen, die er mit seiner eigenen Beunruhigung in Verbindung bringen konnte. Es gelang ihm nicht. Statt dessen war es, als hörte er im Hintergrund seiner Gedanken ständig das bedrohliche Summen aus einem verborgenen Hornissennest.

Eine Fanfare kündigte den Beginn der Show an. Von der Seite rauschten vier Orcas in das Becken. Auf dem vordersten Tier der Formation, das eine Bein auf die Schnauze gestemmt, das andere gegen den Rücken, stand die Trainerin und hielt die *Stars and Stripes* in die Höhe. Beifall und bewundernde Pfiffe brandeten auf.

Solche Auftritte waren für Little ein Graus. Dennoch musste er widerwillig zugestehen, dass diese junge Frau nicht nur außerordentlich ansehnlich war, sondern die tonnenschweren Orcas auch perfekt unter Kontrolle hatte.

Für einen Moment verschwand das summende Alarmsignal aus Littles Bewusstsein. Er sah zu, wie ein Tier mit der Trainerin abtauchte, dann durch die Oberfläche brach und die Frau hoch

in die Luft schleuderte. Dort machte sie eine Rolle und tauchte mit einem perfekten Kopfsprung ein. Little erinnerte sich an den Neid, den er als Jugendlicher gegenüber Menschen mit perfekter Körperbeherrschung empfand. Hier wäre wieder ein Anlass gegeben, so abstoßend zirkushaft er die Vorstellung auch fand.

Eine kurze Pause trat ein. Und sobald seine Aufmerksamkeit nicht mehr abgelenkt war, überfiel Little wieder das Gefühl der Bedrohung. Jetzt war es nicht mehr ein verborgenes Summen, jetzt war es eine Stille. Eine tiefe bedrohliche Stille, die nur darauf zu warten schien, dass sie sich mit Schreckensschreien füllen konnte.

In diesem Moment spürte Little, wie ihm der Schweiß aus den Poren trat. An der Seite begann Donnahue, mit dem Eimer voller Fische bewaffnet, langsam die Leiter zur Plattform hochzusteigen.

Jetzt erst bemerkte Little den Mann, der sich lässig an den Beckenrand lehnte. Er stand direkt an dessen Anfang, sodass sich Little vorbeugen musste, um ihn vor seiner Warte aus sehen zu können. Er versuchte festzustellen, ob es dieser Mann war, der ihn beunruhigte, fand aber erneut keine klare Antwort in den verschiedenen Impulsen und Signalen, die er auffing.

Der Mann schien Latino oder Südamerikaner zu sein. Wahrscheinlich gehörte er zu den Hilfskräften, die auf dem Gelände mit knapp bezahlten Reinigungsarbeiten und Ähnlichem beschäftigt waren und sich dabei noch glücklich schätzen konnten, denn viele waren illegal in den USA.

Der zweite Teil der Vorstellung begann. Diesmal behielt Little den Latino im Auge. Der Mann zog tatsächlich ein zweirädriges Wägelchen mit einer Mülltonne hinter sich her. Den Besen und ein langstieliges Kehrblech nahm er immer wieder in Gebrauch und bewegte sich dabei immer weiter in Richtung auf die Tribünen. Bald war Little sicher, dass der Mann alles andere im Sinn hatte, nur nicht das Säubern des Weges. Sicherlich faszinierte ihn

die laufende Vorstellung und er hatte seinen Rundgang entsprechend eingerichtet. Jetzt blieb er wieder stehen und legte die Arme über den Beckenrand. Er war nicht besonders groß, daher war von ihm wenig mehr als Schultern und Kopf zu sehen. Der Mann hatte dunkle Haut, ein schmales, scharf gezeichnetes Gesicht und schwarze Augen. Als er einmal zur Seite schaute, konnte Little ein Profil mit großer Adlernase und vorspringendem Kinn erblicken. Die Frisur des Mannes fiel ihm auf - das lange Haar war über dem Hinterkopf zu einem Knoten gebunden, von dem aus es bis auf den Rücken fiel. Die Kelten oder vielleicht auch die Franken, glaubte sich Little zu erinnern, waren für diese Haartracht bekannt gewesen.

Das Wasser wurde wieder von den Orcas zerfurcht. Die schweren Tiere jagten knapp an Littles Standort vorbei, er musste zurückspringen, um nicht bis zum Gürtel durchnässt zu werden. Er bewunderte die Kraft und die Geschmeidigkeit, mit der sich diese Raubtiere vorwärtspeitschten.

Plötzlich vernahm Little einen Schrei, schrill und durchdringend, wie von einem großen Vogel und er erstarrte vor Schreck. Aber dieser grässliche Laut kam nicht von außen. Er stach hinein in Littles Bewusstsein, er war eine Warnung und zugleich höhnisches Zeichen dafür, dass Veränderungen stattfanden. Seine Nackenhaare sträubten sich, während Little in sich ein Splittern und Krachen zu hören glaubte, als würde lange geschmiedete Bande zerrissen. Jetzt erst verstand er, was vorging. Unter der Oberfläche der Normalität, hinter dem Bild Eis schleckender Kinder, gemeinsam stauender Familien, umschlungener Paare und einer perfekt einstudierten Show begann das Gerüst der Wirklichkeit zu wanken. Spalten taten sich auf im durch Gewohnheit polierten Boden des *Das war immer so und wird so bleiben*. Verborgene Kräfte quollen durch neugeschaffene Spalten und begannen alles zu ändern. Als Little aufblickte, begegnete er den schwarzen Augen des Mannes am Beckenrand. Es war keine zufällige Begegnung zweier Fremder. Der andere wusste, dass Little wusste ...

Little öffnete den Mund, um Donnahue zu warnen. Aber aus seiner trockenen Kehle kam nichts als ein schwaches Krächzen. Und es wäre sowieso zu spät gewesen.

Während Little sich mühte, eine Warnung zu schreien und dabei nur ein trockenes Krächzen aus seiner Kehle drückte, das in seinen eigenen Ohren lächerlich klang, nahmen die Ereignisse ihren Lauf. Donnahue hielt sich mit der linken Hand am Turm fest, beugte sich weit nach vorn und streckte den rechten Arm ab. Von seiner Hand pendelte ein Fisch.

Unter dem erwartungsvollen Raunen der Zuschauer tauchte ein Orca ab. Sein schwarzer Rücken glitt in die Tiefe, schimmerte durch das klare Wasser. Die unruhigen, hastigen Wellen reflektierten die Sonne und warfen Reflexe auf das Tier, als wollten sie es in einem Netz goldener Lichtstreifen fangen. Mit einigen Schwanzschlägen beschleunigte das Tier, zog nach oben und durchbrach torpedogleich unterhalb des Turmes die Oberfläche. Der gewaltige Leib stand senkrecht in der Luft und stieg aufwärts. In der Sonne glitzernde Wassertröpfchen standen wie ein Funkenregen um das aufgerissene Maul.

Donnahue öffnete die Finger und ließ den Fisch fallen. Der Fisch verschwand im Rachen des Orca. Der Orca stieg noch immer.

Ein Kreischen kam von der Tribüne. Zuschauer spritzten in die Höhe. Es sah aus, als würde sich das bunt gescheckte Fell der Tribünenreihen sträuben.

Für einen Moment schienen der Mann und der Orca zu verschmelzen. Dann löste sich die Verbindung, das Tier stürzte und drehte sich im Fallen auf den Rücken. Der Orca spaltete die Wasseroberfläche wie ein Axthieb. Zu beiden Seiten, als würden ihm für einen Moment gewaltige Flügel wachsen, stiegen weiß gischende Wogen auf. In das Weiß mischte sich ein schmutziger Rot-

ton.

Donnahues dünner Schrei ging in dem Aufschrei der Menge und dem Rauschen des Wassers unter. Für einen Moment verharrte er in derselben Position. Dort, wo sein rechter Arm gewesen war, stand ein Blutstrahl. Drei- vier Mal pumpte sein Herz einen kräftigen Strahl aus der klaffenden Wunde. Jeder Strahl vollführte einen perfekten Bogen, als ginge es um eine Demonstration geometrischer Kurven und löste sich im Niedergehen in einzelne rote Flecken auf, die in der plötzlichen Stille auf das Wasser pladderten.

Donnahues Gesicht war eine Maske des Schmerzes und der Verständnislosigkeit. Drei dunkle Kreise, die aufgerissenen Augen und der stumm geöffnete Mund, standen im weißen Oval seines Gesichtes. Wie in Zeitlupe kippte Donnahue nach vorn, seine linke Hand verlor den Halt, kopfüber stürzte er abwärts. Er prallte mit dem Rücken auf das Wasser, machte keine Bewegung mehr. Ein Wirbel drehte ihn, aus seiner aufgerissenen Schulter quoll Blut und zeichnete eine verwaschene Linie ins Wasser. *Filzstift auf nassem Papier*, fuhr es Little durch den Kopf.

Unter dem treibenden Donnahue brach die Wasseroberfläche, ein mit kegelförmigen Zähnen bewehrtes Maul schoss unter ihm hervor, packte ihn, schloss sich und schleuderte die Reste des Körpers in die Luft.

Die Zeit reichte nicht aus, um zwischen diesen wirbelnden Überresten und dem Bild eines unversehrten menschlichen Körpers eine Verbindung zu ziehen. Aus einem Krater brodelnder Gischt stemmte sich ein schwarz-weißer Leib hoch und verschlang das taumelnde, blutspritzende Etwas.

Das Wasser in dem großen Becken begann zu kochen. Die vier Orcas schienen von Tobsucht erfasst, sie jagten mit wuchtigen, das Wasser zu Spritzern zerschlagenden Schwanzschlägen dahin, tauchten unter, wendeten und fuhren fort, ihre Bahnen kreuz und quer zu ziehen. Sie rammten sich gegenseitig, rut-

schen übereinander hinweg, prallten gegen den Beckenrand und rissen ihre Mäuler gegen die Zuschauer auf. Die Tiere waren entfesselt, sie verhöhnten ihr enges Gefängnis, sie verspotteten jeden menschliche Versuch, sie zu Kunststückchen zu treiben. Ihre animalische Kraft brachte das Wasser zum Brodeln.

Auf der Tribüne brach Panik aus. Die Zuschauer der ersten Reihen rannten geduckt zur Seite, während immer wieder Gischt auf sie niederbrach, ein feiner Tropfenregen niederschäumte, hochgeschleudert von den wildgewordenen Orcas.

Aus den oberen Reihen drängten die Menschen zur Treppe. Sie verkeilten sich, stolperten, stürzten, rissen andere mit sich, gerieten unter die Füße der Nachdrängenden. Es kam zu Schlägereien, hilflosen Kämpfen, bei denen sich die Kontrahenten nicht einmal wahrnahmen, sondern nur auf den anonymen Körper eindroschen, der ihnen, ihrer Frau, ihrem Kind den Weg in die Sicherheit versperrte.

Little's Kopf schien zu platzen. Wie aus einem defekten Radio knatterten Misstöne in sein Bewusstsein, Splitter von Hilferufen, abgerissene Schreie, aufflackernde Bilder von Angst, zusammengesetzt aus plötzlich quellenden Albträumen der Kinderzeit.

Obwohl er sich dabei nicht wohlfühlte, schloss Little die Augen. Er versuchte, die auf ihn eindringenden Impulse, diese Kakophonie verstimmter Seeleninstrumente zu ordnen, sich von dieser Flut freizumachen und sie gleichzeitig nach seinem Willen zu gestalten. Er legte die Fingerspitzen an die Schläfen und wurde sich selbst erschrocken bewusst, wie heftig der Puls durch die geschwollenen Adern jagte. Aber als er aufblickte, sah er gegenüber auf der Tribüne einige Männer, die sich der Panik entgegenstemmten, indem sie die Leute einfach auf ihre Plätze zurückdrückten und beruhigend auf sie einsprachen.

Ein Blick auf das Becken zeigte weiß brodelndes Wasser, von den schwarzen Finnen der Orcas gefurcht. Jetzt erst entdeckte Little die Trainerin. Sie schwamm mit aller Kraft zum Becken-

rand, hatte ihn fast erreicht, als ein Orca sich unter sie schob und sie hochhob. Die Rückenflosse fuhr unter den Oberleib der Frau, hob sie aus dem Wasser und warf sie nach hinten. Bevor sie sich orientieren konnte, wurde sie in die Luft geschleudert. Sie tauchte unter, wollte anscheinend unter Wasser weiterschwimmen, dann brach ihr blonder Kopf wieder durch die Oberfläche.

In ihrer Panik verlor sie die Orientierung und wählte den weitesten Weg zum Rand.

»Hier hin«, brüllte Little. »Hier herüber!!!«

Sie hörte seine Stimme und wandte den Kopf. Ein Hoffnungsschimmer trat in ihre hellblauen Augen. In diesem fürchterlichen Chaos war wenigstens einer, der ihr die Richtung zeigte. Sie warf sich herum und begann mit kräftigen Zügen auf Little zuzuhalten. Wenn sie mit dem Kopf unter Wasser war, dröhnte es in ihren Ohren von den grellen, ärgerlichen Signalen, die die Orcas ausspien und dem Rauschen ihrer Flossen. In diesem Rauschen war so ungeheuer viel Kraft, dass es betäubend und entmutigend wirkte. Wenn sie mit dem Kopf aus dem Wasser kam, sah sie den Mann, der ihr zuwinkte, und hörte seine Stimme, die ihr *Schneller, nur noch ein paar Meter* zurief.

Es war eine kurze Strecke, eine Kleinigkeit für eine geübte Schwimmerin. Aber hinter der blonden Trainerin wölbte sich das Wasser, stand wie festes Glas über einem schwarzen Rücken, aus dem eine Finne in die Höhe stach.

Die Gesichtszüge der Frau lösten sich auf. Ihre Bewegung stoppte abrupt, die Verkniffenheit äußerster Anstrengung schwand, für einen Moment sah sie wunderschön aus, dann verschwanden ihre Beine unter schwarz glänzender Fischhaut, und ihr Gesicht verlor sich in die archaische Maske einer schmerzgepeinigten Todgeweihten.

Der erste Orca riss sie in zwei Stücke, der Torso war noch an der Oberfläche, als das zweite gierige Maul seine Zähne hineinschlug.

Obwohl er die Szene beobachtete, blendete Little jede Empfindung aus. Seine Zunge lag wie ein Stück bittere Wurzel in seinem Mund, aber er wusste, dass er dem Schrecken keinen Eingang gewähren durfte, sonst war er verloren, sonst würde er sich wieder, vollgepumpt mit Psychopharmaka in einer geschlossenen Anstalt wiederfinden.

Die seelische Anstrengung ließ seinen Körper zittern, aber Little blieb ungerührt und kalt wie Eis. Nur das erkärte, warum er überlebte. Denn er bemerkte, dass sich von der anderen Seite ein Schwall in seine Richtung bewegte. Das Wasser gurgelte, sprudelte, die Energie des anschwimmenden Orcas riss Strudel aus den Wellen.

Für eine Sekunde noch konnte Little den dunkelhäutigen Mann sehen, der ihm einen Blick zuwarf, bevor er sich gelassen entfernte. Little wandte sich um und zwang seine bebenden Beine zu schnellen Schritten.

Hinter ihm rauschten Wellen. Der Orca schoss aus dem Wasser und warf sich auf den niedrigen Beckenrand. Sein Schwung trieb ihn vorwärts, in den Gang, durch den Little und Donnahue gekommen waren und durch den Little nun floh. Für das Tier war es nichts als eine Abwandlung einer instinktiven Jagdmethode, mit der es sich auf dem Strand warf und eine Robbe, die sich in der Sonne aalte, überraschte.

Little spürte den Luftzug im Nacken, den Geruch, den der heranglitschende Killerwal vor sich herschob. Er glaubte, ein kehliges Röcheln zu hören, direkt hinter sich, dann traf ein heftiger Stoß seinen Rücken und es wurde schwarz um ihn.

Dorkas war zu müde, um sich zu wehren. Er ließ alles mit sich geschehen, versank in einer Schwärze, die seltsamerweise nach Räucherstäbchen roch.

»Der Meister muss aufstehen und tanzen«, flüsterte eine Stim-

me an seinem Ohr. »Mit dem Griff kann der Meister die Lider des Drachen bewegen.«

Das musste eine Täuschung sein, eine Vision.

Dorkas ließ sich dadurch nicht beeinflussen. Er verharrte reglos in seiner sitzenden Position. Eine Hand klopfte auffordernd auf seine Schulter und die bekannte Stimme, die er nun einem seiner Begleiter zuordnen konnte, zischelte drängend in sein Ohr.

»Bitte verehrter Meister, es ist von größter Wichtigkeit, dass der Meister dem Drachen Leben verleiht! Leider konnten wir auf die Schnelle keinen schöneren Drachen organisieren, wenn sich der Meister bitte mit diesem unserem verachtungswürdigen Objekt zufriedengeben können würde!«

Eine Kette von Assoziationen bildete sich in Dorkas' Kopf: Chinesen - Hochzeit - Drachen - Drachentanz. Das Bild eines kanariengelben, etwas kitschigen Glücksdrachens, der sich mit neckischem Augenplinkern durch eine Straße wand, kam ihm in den Sinn. Irgendwo hatte er es gesehen, im Fernsehen oder vielleicht als Fotografie.

Mühsam raffte sich Dorkas auf, von rückwärts wurde ihm Hilfe zuteil, sonst hätte er seine Erschöpfung nicht überwinden können. Jetzt, wo er stand, kam von unten auch etwas Licht und er konnte sich zurechtfinden. Hinter ihm standen drei seiner Begleiter und derjenige, der ihm am nächsten war, setzte Dorkas ein Gestell auf die Schultern, das den Kopf des Drachen trug. Die anderen waren von einer Art Stoffwurst bedeckt, durch die gelbe Helligkeit schimmerte. Sie stellten den Rumpf des Glücksdrachens dar.

Dorkas zog versuchsweise an einem Seil zur Rechten. Sofort klappten vor ihm zwei große Augen auf. Sie standen zu weit auseinander, um beide gleichzeitig als Auslug zu nutzen, aber das eine war direkt vor Dorkas, sodass er plötzlich auf eine Mauer ihm erwartungsvoll zugewandter asiatischer Gesichter schau-

te. Vor Schreck ließ er das Seil fahren und die Drachenaugen schlossen sich wieder.

»Sehr schön, der Meister hat das Prinzip sofort erkannt. Jetzt bitte den Kopf schütteln, Augen öffnen und schließen und bitte tanzen. Damit kommen wir durch die Menschenmenge und können auf der anderen Seite in einem Haus verschwinden.«

Dorkas hörte die geflüsterte Anweisung von hinten und nickte mit dem Kopf, auch wenn ihn sofort der Verdacht befiel, dass dieses Kopfnicken gar nicht gefragt gewesen war. Er zog am Seil und sah, dass sich die Menschen zur Seite schoben und eine Gasse bildeten. Es erschien ihm als unglaubliches Phänomen, dass sich eine kompakt stehende Menge noch derart komprimieren konnte.

»Tanzen, Meister, bitte tanzen! Sonst ist die Tarnung wertlos«, kam es von hinten. Der drängende hatte nun einem flehenden Unterton Platz gemacht.

Zögernd hob Dorkas ein Bein, kam fast aus dem Gleichgewicht und setzte es schleunigst wieder auf den Boden. Um nicht umzufallen, musste er nun einen Schritt mit dem anderen Bein vollführen. Eine plötzlich aufblitzende Vision peinigte Dorkas' Geist. Er sah den Original-Dorkas auf einer Bühne, gekleidet in ein kurzes Wams und in eine eng anliegende Strumpfhose, wie sie beim Ballett genutzt wird. Seine Oberschenkel erinnerten verzweifelt an original Parmaschinken in der Räucherammer, sofern diese Delikatessen in helle Strumpfhosen gehüllt würden.

Den Begriff Tanz kannte Dorkas sehr wohl, und er hätte sicherlich einen halbstündigen Stegreifvortrag über archaische Ritualtänze, Tempeltänze in Kambodscha, dem indianischen Sonnentanz und den Zusammenhang zwischen antik-griechischen Reigentänzen und den Mysterienkulten halten können. Indes mangelte es ihm an der praktischen Erfahrung solcher Bewegungsabläufe, will heißen, Dorkas beschränkte seine Bewegungskultur seit seinem dritten Lebensjahr darauf, einen Fuß vor den ande-

ren zu setzen ohne umzufallen und im Notfall sogar unter Zuhilfenahme eines Geländers eine Treppe herauf- oder herunterzusteigen. Ein oder zwei Leitern gehörten auch zu seiner Bewegungsbiographie, aber die hatte er eigentlich schon längst wieder verdrängt.

So befand er sich nun in einer argen Zwickmühle, denn er konnte nicht tanzen und wollte dennoch, da ihm die Argumente seiner Helfer einsichtig schienen, seinen Anteil am Gelingen des Planes *Flucht durch den Drachentanz* beitragen.

Das Ergebnis war ein weiteres Fußanheben, das auf die Betrachter zugleich elefantenhaft-zeremoniös und pomadig-unengagiert wirkte. Ein unzufriedenes Gemurmel stieg über den Häuptern der Zuschauerschaft auf.

»Bitte, Meister!«, kam es flehentlich von hinten. Die drei im Heck begannen ihrerseits zu springen, was aber den negativen Eindruck nur verstärkte, weil der Drache nun von schweren Kolliken geschüttelt zu werden schien.

In beginnender Verzweiflung begann Dorkas den Kopf des Drachen zu bewegen, der glücklicherweise nicht allzu schwer war. Dazu klapperte er mit den Drachenaugen und war froh, wenn das zuschlagende Lid ihm den Blick auf die allzu offensichtlich unzufriedenen Betrachter seiner Vorstellung verstellte. In einem Anfall von Mut hob Dorkas ein Bein und wagte mit dem anderen einen Hüpfen, nur um diese Aktion mangels Kraft sofort wieder abubrechen.

»Der Meister tanzt schlecht«, bemängelte draußen einer der beiden restlichen Helfer.

»Der Meister hält es für unter seiner Würde zu tanzen, solange es kein Feuerwerk gibt«, korrigierte der andere.

»Richtig, es war unser Fehler. Der Meister braucht ein Feuerwerk.«

Damit flitzten sie um die Ecke.

Dorkas hatte sich unterdessen an irgendwelche Satzfragmente

wie *Links, zwei, drei, vier* oder *Rechts, links, Mitte, chachacha* erinnert, und versuchte sie verbissen und vergeblich in Bewegung umzusetzen.

Ein plötzlicher Blitz ließ ihn quiekend in die Höhe springen, den Knall erlebte er schwebend, während der Drache den Kopf majestätisch schüttelte und zugleich mit den Augen klimperte.

Ein erfreuter Aufschrei drang von den Zuschauern in seine gepeinigten Gehörgänge.

»Das war verehrungswürdig, oh guter Meister«, kam es von hinten, durch den nächsten Knall, der Dorkas zu seinem nächsten Hüpfen antrieb, fast verschluckt.

Die Zuschauer beklatschten begeistert den Tanz des Glücksdrachen, dessen Qualität in der Geschichte von Chinatown seit Generationen unerreicht war. Gefolgt von seinem sich heiter bewegenden Rumpf vollführte der Drachenkopf akrobatische Schrittfolgen bisher unbekannter Qualität, hüpfte jublierend, sprang freudebringend, wedelte glücksbeschwörend mit den Beinen, wackelte majestätisch mit dem würdigen Haupt und klimperte betörend mit den Wimpern.

Begleitet wurde der Auftritt von zwei jungen Menschen, die ihren Mangel an Lebensjahren durch Hingabe und würdigen Eifer auszugleichen wussten. Sie warfen unverdrossen Feuerwerkskörper zwischen die Beine des Drachen und inspirierten ihn zu schöneren und glücksverheißenderen Sprüngen. Ihr Beispiel wirkte anregend auf andere Knaben und Jugendliche. Der Drache tanzte auf verehrungswürdige Weise zwischen den Blitzen der Knallkörper und schien auf einer Wolke von Pulverdampf zu schweben, ja, er ließ sogar immer wieder ein brüllendes Husten von wahrhaft grauslicher und drachenäßiger Heiserkeit hören. Es wurde ein denkwürdiges Fest, und alle jubelten dem Glücksdrachen zu. Das Brautpaar strahlte vor Glück und wagte sogar, sich öffentlich an den Händen zu halten. Ein Weiteres geschah.

Der Drache drehte sich auf der Straßenkreuzung im Kreis und seine Augen blinkten einen würdigen älteren Chinesen an, der sich daraufhin in eine beschleunigte, jedoch würdevolle Gangart versetzte. Da die jugendlich-würdevollen Feuerwerksbereiter ihr Werk unterbrechen mussten, um den Herrn nicht zu belästigen, setzte der Glücksdrache zu einem schnellen Lauf an und jagte ihn vor sich her, wo er atemlos vor dem Brautpaar stehen blieb, während der Drache hinter ihm den Kopf schüttelte und seine Mähne warf und, inspiriert von den wieder platzenden Knallkörpern, hochsprang und in einer Seitengasse davontanzte.

Der würdige alte Chinese jedoch hob grüßend vor dem Brautpaar die Hände und sprach: »Wie klug und weise war der Glücksdrache, dass er mich zu euch trieb. Er wusste es besser als ich starrköpfiger Mann, dass ihr füreinander geschaffen seid, meine lieben Kinder. Nehmt meinen Segen. Über das Finanzielle reden wir morgen!«

Hinter einem Hoftor wurde Dorkas, kurz vor dem Koma stehend, aus dem Drachenkopf gepellt. Er fiel nach hinten und wäre auf dem Boden gelandet, hätte ihn nicht ein vorsorglich bereitgestellter Sessel sorgend umfassen.

»Der Tanz ist ein inneres Feuerwerk« sprach Dorkas mit heiserer Stimme, und seine Begleiter jubelten ob dieser geoffenbarten Weisheit und notierten sie in drei Versionen in ihre Notizbücher. Der Rest des Satzes hätte gelautet: *Darum brennen die Fuss-Sohlen wie die Hölle*, aber Dorkas behielt ihn aus Gründen des Taktgefühls für sich.

Er wurde mit grünem Tee bewirtet und kam langsam wieder zu Atem. Dann leitete man ihn über Hinterhöfe und menschenleere Durchschlüpfe zwischen den Häusern zu einer kaum belebten Gasse.

»Dort hinten ist der Antiquitätenladen meines verehrungswürdigen Onkels, der dem Meister auch ein Taxi organisieren kann,

weil sein bescheidener Laden direkt an der Grenze von Chinatown liegt«, wurde Dorkas mitgeteilt. Er bekam die besten Wünsche, viele Ermahnungen zu seiner Sicherheit und verriet in seiner Verwirrung auch noch das Hotel, in dem er und Little logierten, sodass sich seine Begleiter, voller höflichster Dankbarkeit, zu einem Besuch ankündigten.

Dann schritt Dorkas - sagen wir, wie es ist: Dann latschte Dorkas mit brennenden Füßen zum Ende der Gasse, wo neben einer Ziegelmauer ein kunstvoll gemaltes Schild die Existenz von *Li Ming Pans Antiquitäten* bekundete. Es gab kein Schaufenster, sondern nur eine schmale, niedrige Tür, durch die sich Dorkas hindurchdrückte, um sodann in einem recht großen, von Gegenständen jedoch überfüllten und daher eng wirkenden Raum zu stehen. Was zu klein war, um auf dem Boden gestellt zu werden, sammelte sich in Körben, Schalen oder als Einzelstücke auf Tischen.

Als sich Dorkas an das dämmerige Licht gewöhnt hatte, begann er voller Neugier und Entdeckerfreude in der Auslage zu stöbern. Eine Bewegung jagte ihm einen heillosen Schrecken ein. Zwischen den lebensgroßen Holzstatuen konfuzianischer Heiliger hatte sich etwas bewegt. Nachdem er allen Mut gesammelt hatte, drehte Dorkas vorsichtig den Kopf und erkannte, dass dort der Ladeninhaber oder ein Verkäufer stand. Er hatte sich die gesamte Zeit so wenig gerührt wie die Statuen, nun hatte ihn die Belästigung durch eine Fliege aus seiner Erstarrung gezwungen.

»Haben der Herr einen speziellen Wunsch«, kam nun die Frage mit einer hellen Stimme und einem Akzent, in dem Dorkas eine Spur Cambridge zu erahnen glaubte.

Dorkas dankte der Nachfrage, verneinte und wandte sich wieder dem Angebot zu. Leider stellte er bald fest, dass es für ihn nichts gab, was irgendwie interessant sein könnte. Das hier war geschaffen für Leute, die ihr Heim schmücken oder sich selbst et-

was Hübsches gönnen wollten, ohne dabei exorbitante Summen zur Verfügung zu haben.

Dorkas räusperte sich und lockte damit den Chinesen näher. Der entpuppte sich als zierlicher alter Mann in Hemd und Hose, die so geschnitten waren, dass unklar blieb, ob sie traditionell chinesische oder modern westliche Kleidung darstellten. Vor seinem faltigen Gesicht saß eine runde Nickelbrille auf der Stupsnase und gab einem Paar Augen voller Klugheit und Spottlust optische Unterstützung.

»Gibt es für den verehrten Kunden einen Anlass zum Unmut?«, fragte der Mann und Dorkas war sich nun unsicher, ob diese Demut gespielt war oder die Spottlust. An einem Finger trug der Mann einen grünen Ring. Obwohl er sich nicht sicher war, glaubte Dorkas, so einen ähnlichen schon einmal gesehen zu haben. Er konnte aber nicht sagen, wo und bei wem.

Unzufrieden nahm er zwei fast identische kleine Ebenholzstatuen in die Hand. Es handelte sich um exquisite Schnitzkunst von großer Schönheit.

»Leider muss ich feststellen«, monierte Dorkas, »dass diese beiden Statuen hier unten an derselben Stelle einen kleinen, jedoch deutlich sichtbaren Schlitz haben. Ich vermute, dies ist der Ansatzpunkt der Haltevorrichtung gewesen, mit der die Rohform in eine Maschine eingespannt wurde. Fernerhin stelle ich fest, dass beide Statuen zwar deutlich individuelle Züge haben, dass jedoch bei näherer Betrachtung lediglich eine identische Ausgangssituation mittels einiger Manipulationen derart verändert wurde, dass sich der Eindruck eines individuell gefertigten Artefaktes einstellt.«

Dorkas holte tief Luft und schaute den Chinesen vorwurfsvoll an. Dann erinnerte er sich der beiden Statuen in seinen Händen und stellte sie weg, als seien sie glühend. Der Chinese verbeugte sich. »Der Herr hat den Blick eines wahren Kenners. Solche Kunden sind selten, sie sind eine Ehre für den bescheidenen Laden, den zu besitzen ich das unverdiente Vergnügen habe. Kann mir

der Herr dann sagen, was er sucht?«

Genau das konnte Dorkas natürlich nicht. Er druckste herum, durch das ihm zuteilgewordene Lob unter Druck gesetzt. Endlich brachte er heraus, dass er nach *besonderen Sachen* suchte, die aber erst dann, wenn er sie in den Händen hielt, zeigen würden, ob sie Wert für ihn besaßen oder nicht. Für ihn selbst war seine Aussage nicht besonders einleuchtend, aber zu Dorkas' Erstaunen nickte der Chinese, als ob er nur darauf gewartet hätte.

»Es ist mir eine Ehre, den werten Herrn in mein *Kabinett der Freunde* zu führen«, erklärte er und deutete zugleich die Richtung an. »Dort stelle ich jene Waren aus, die nur für Kunden von besonderer Kennerschaft von Interesse sind. Bitte mir zu folgen.«

Dorkas schlurfte hinter dem Chinesen her. Der steckte zuerst den Kopf durch eine Seitentür und rief etwas auf Chinesisch. Dann drückte er eine Kasette der hölzernen Wandverkleidung ein wenig zurück und ließ sie auf einer Schiene zur Seite gleiten. Nun wurde eine schmale Treppe sichtbar, die steil nach oben führte.

Die Ausmaße erinnerten Dorkas in unerfreulicher Weise auf die Treppe, die er bei seiner *Begegnung* mit Sarah Hamilton bezwingen musste. Er war sicher, dass seine Körpermaße sich seitdem nicht zum Vorteil für solches Extrem-Treppensteigen entwickelt hatten. Vielleicht wollte der Chinese ja bloß irgendeine Ware in diesen unteren Raum holen? Die Hoffnung platzte wie eine Seifenblase.

»Hier hinauf, wenn ich den Herrn bitten darf!«

Ein Röcheln und Husten drang in Little's Ohr. Weil zwischen dem Klang in seinem Ohr und schmerzhaften Zuckungen in seiner Brust ein zeitlicher Zusammenhang erkennbar war, vermutete Little schließlich einen kausalen Zusammenhang. Er vollzog

diese Überlegungen in einer Art Halbschlaf, in dem sich seine Gedanken mühelos zu komplizierten Knoten verbanden, um im nächsten Moment in verschiedene Richtungen davonzuflattern.

Mit lautem Husten befreite sich Little von einem Schleimpropfen im Hals, und nun registrierte er Licht, das durch seine halb offenen Lider drang. Er schlug die Augen auf.

Vom Showbecken klangen noch immer laute Rufe. Irgendwo heulte eine Sirene. Die Hektik nebenan bildete einen scharfen Gegensatz zu der Verlassenheit von Littles unmittelbarer Umgebung.

Schlagartig verstand er, was geschehen war. Der Orca hatte versucht ihn zu erwischen und ihm dabei einen heftigen Stoß versetzt, der Little im hohen Bogen in das nächste Becken schleuderte. Dadurch wurde er vor schweren Knochenbrüchen bewahrt. Er hatte gleichzeitig das Bewusstsein verloren. Die Überlebensquote von Bewusstlosen, wenn sie im Wasser versinken, schätzte Little gering ein. Er aber war davor bewahrt worden, weil ihn etwas an die Oberfläche hob und dort trug, bis er wieder erwachte. Die Delfine hatten ihn vor dem Ertrinken bewahrt.

Neben ihm rauschte das Wasser und er vernahm aufgeregtes Schnattern. Sachte bewegte sich der Rücken, der sich unter Little geschoben hatte, zum Beckenrand. Ein kleiner Stups half Little zurück auf den festen Boden. Er richtete sich auf und wartete ein wenig, bis sich die Wasserströme aus seiner Kleidung zu Tropfen verdünnt hatten.

Die Delfine steckten die Köpfe aus dem Wasser und schauten ihn an. Wenn er versuchte, ihr Verhalten in menschliche Kategorien zu übersetzen, dann fand er darin Hoffnung und Aufforderung.

Little schaute sich um. Noch immer war keine Menschenseele zu sehen. Alles konzentrierte sich auf das große Becken und die Opfer, die es bei der Tribünenpanik gegeben haben musste.

Little grinste die Delfine an.

»Alles klar, Jungs, dann schau'n wir doch mal.« Die sanften Au-

gen der kleinen Wale blickten ihn abwartend und freundlich an.

Die Tür zu dem nächsten Gebäude war nur angelehnt. Little betrat einen hellen, gekachelten Gang. Es war die penible Sauberkeit von Operationssälen und liebevoll gepflegten Gaskammern. Ein Geruch nach Fisch lag in der Luft. In einem Nebenraum lagerten Futtersäcke neben einigen brummenden Tiefkühltruhen.

Für einen Moment zögerte Little. Wenn hier lediglich Futter für die Tiere gelagert wurde, dann war er am falschen Platz. Er entschloss sich, noch weiter vorzudringen. Eine Treppe führte nach oben, er konnte einen Eisenschrank erkennen, auf den die Aufkleber verschiedener Baseballmannschaften geklebt waren. Also waren dort oben die Umkleideräume.

Er wollte umkehren, berührte in der Drehung die Wand und verspürte eine leichte Vibration. Maschinen - das war es, was er brauchte.

Am Ende des Ganges war eine zweiflügelige Stahltür. Little stieß sie auf und stand in einem Maschinensaal. Unter ihren grünen Eisenhüllen summten die Aggregate im tiefer gelegenen Hauptteil. Es wirkte, als hätte sich auch hier das Prinzip des Beckens durchgesetzt. Von der Tür aus konnte man auf einem breiten Gang einmal um den ganzen Saal gehen. Einige Eisenleitern führten nach unten.

Aber Little wandte sich den Kontrollpulten zu, die an der Wand in der Nähe standen. Als er die schematische Karte des Geländes erkannte, auf der Becken, Kanäle, Schleusen dargestellt waren, setzte er sich. Es war für Little recht leicht, sich zu orientieren. Das größte Becken diente ihm als Ausgangspunkt, von dort aus suchte er sich den Weg, den er freimachen musste.

Trotzdem blieb die Unzahl von Schaltern und Signallichtern für Little ein Rätsel. Er konnte nicht ausprobieren, alles musste auf Anhieb richtiggestellt sein. Little stemmte die Ellbogen auf das Pult und schloss die Augen. Er lauschte und suchte, aber es

war fast so, als müsste er in einem Konfettiregen ein Stück Papier von bestimmter Form finden.

Rechts von ihm lag ein angebissener Schoko-Riegel. Jemand hatte hier gegessen, als Alarm gegeben wurde. Vielleicht hatte er die Zugänge des Hauptbeckens gesperrt und das mochten die roten Lichter sein, die die blaue Fläche flankierte, und dann war er losgelaufen. Irgendwo war er noch, irgendwo in der Nähe ...

Es war der Geschmack des Schoko-Riegels, der Little auf die richtige Spur führte. Von irgendwo kam dieser Geschmack wie eine Erinnerung auf seine Zunge und vermischte sich sofort mit der Bitterkeit, die vom Anblick der Verletzten auf der Tribüne ausging. Flüchtig glaubte Little, fernes Wimmern zu hören und vor seinem geistigen Augen blitzte das Bild schlaff herabhängender Arme auf, von einer leblosen Person, die zur Seite getragen wurde und deren Arme wie ausgestopfte Stoffhüllen pendelten. Das war die Oberfläche und dahinter waren andere Dinge, der neue Wagen, die Kredite, die Kumpels, Sex und der Job etc.

Little grinste und begann die Schalter zu drücken. Auf der Übersichtskarte verschwanden rote Lämpchen und grüne leuchteten auf. Hinter ihm veränderte sich das Surren einer Maschine ein wenig. Little setzte die Rutsche zu dem, was Donnahue Ausnüchterungsbecken genannt hatte, unter Wasser. Von dort aus war der Weg durch geöffnete Schleusen frei bis in die Bucht. Dass ein rotes Warnlicht blinkte und ein misstönender Hupton erklang, war für Little nur verständlich. Er war gerade dabei, den größten Teil von *Empire of the Sea* trocken zu legen.

Nachdem er sich mit einem letzten Blick vergewissert hatte, dass der Weg frei war, rannte Little nach draußen. Die Delfine waren verschwunden. Der Wasserstand im Becken sank mit jeder Sekunde. Jetzt kamen Little Bedenken. Vielleicht hatte er einen Fehler gemacht und die Delfine waren zu langsam, um mit dem abfließenden Wasser mitzuschwimmen. Vielleicht lagen sie schon auf dem Trockenen?

Unruhig suchte er sich seinen Weg. Er machte sich nicht die

Mühe, Übergänge zu benutzen, sondern sprang durch Verbindungskanäle und watete quer durch Becken. Das Wasser stand niedrig und entwickelte im Abfließen einen Sog, der ihn um ein Haar mitriss.

Endlich sah Little die Delfine, die er schon längst als *seine Tiere* empfand. Sie drängten sich in einem kleinen Bereich, der unmittelbar vor der Rutsche in das Ausnüchterungsbecken lag. Das Wasser rauschte die Rutsche hinunter. In jeder Sekunde wurde der Raum enger, wurden die Tiere unruhiger, kam ein weiteres Stück des Betonbodens mit seiner abgeblätterten blauen Farbe zum Vorschein.

Little schrie und winkte, aber es war mehr ein Hilfsmittel gegen die eigene Hilflosigkeit. Hier, so kurz vor dem Erfolg, sollte die ganze Sache scheitern. Little beugte sich keuchend nach vorn und stützte die Hände auf die Knie. Ihm war speiübel. *Was ist los*, dachte er dann, *ein wenig Selbstbestrafung, weil du die Flucht vermässelt hast? Vielleicht noch eine Prise Selbstmitleid?*

Dann setzte er sich in Bewegung, mühsam, wurde schneller, rannte zu den Delfinen und warf sich mitten unter sie. Wie ein Bauer durch seine Rinderherde, drängte er sich zwischen die Tiere, klatschte auf die muskulösen Leiber und schrie ihnen zu, dass sie vorwärts machen sollten.

Neben sich hörte er ein Schnattern. Er war sicher, dass es sich um das Leittier handelte. Little verstand sofort - sie glaubten sich in einer Falle, sie waren verwirrt, ängstlich und sahen keinen Ausweg.

»Mir nach«, brüllte Little und kam sich selbst ein wenig allzu John-Wayne-mäßig vor.

Er stemmte sich über den Rand der Rutsche und glitt, Kopf voraus, abwärts. Er war noch keine drei Meter weit, als das Blech unter ihm vibrierte und er eine spitze Schnauze unter seinen Sohlen spürte, die ihn vorwärtstrieb. Gischt rauschte um seinen Kopf, Little schoss in das Becken mit eisig kaltem, klarem Was-

ser. Um ihn herum rauschte und klatschte es, tobten Flossenschläge und helle Rufe, er wurde nach unten gedrückt, schluckte Wasser, strampelte und wurde zur Oberfläche gehoben. Little paddelte zum Rand, spuckte sich die Lunge frei. Über ihn glitt ein dunkler Schatten. Der erste Delfin war in hohem Bogen in das letzte Becken gesprungen. Die anderen folgten ihm.

Von hier aus führte ein breiter, offener Zulauf in die Bucht.

Augenzeugen wollten ein Mann beobachtet haben, die wie ein Irrer brüllend, winkend und springend am Ufer stand. Sie behaupteten weiterhin, dass in der Bucht eine Schule Delfine erkennbar gewesen wäre. Eine Frau war sich sicher, dass die Tiere durch Töne und durch ihr Verhalten mit dem Mann kommuniziert hätten, bevor sie zum offenen Meer hin verschwanden. Diese Aussage wurde als Fantasterei aus dem Polizeiprotokoll gestrichen.

Dorkas schob sich mühsam, die eine Schulter vorgeschoben, die Treppe empor und kam sich dabei vor wie eine Bleikugel, die mit Gewalt in den Lauf eines Vorderladers gerammt wird. Von vorn und von hinten kamen schleifende Geräusche, hervorgerufen durch allzu enge Berührung seiner Kleidung mit der Wand.

Der Chinese, der die Stufen leichtfüßig bewältigt hatte, wartete oben.

Ächzend drückte sich Dorkas wie eine schwitzende menschengestaltige Zahnpasta aus der Tube in den kleinen Raum. Ein Glasfenster an der Decke war die einzige Lichtquelle. Die Wände waren mit Regalen vollgestellt, die sich unter Kartons und Kisten bogen. Was noch an freiem Platz vorhanden gewesen war, wurde durch zwei Tische eingenommen, zwischen denen sich Dorkas nur mit Schwierigkeiten bewegen konnte.

»Bitte der Herr, mögen Sie mein Kabinett der Freunde wohlwollend betrachten«, sagte der Chinese, um im nächsten Mo-

ment wieder in den Zustand einer sehr bedächtigen Holzstatue zu versinken.

Dorkas dankte und schaute sich vorsichtig um. Langsam gewöhnten sich seine Augen an das dämmerige Licht und er erkannte, dass jede Form von Antiquität angeboten wurde, sofern sie nur in den Raum passte.

Es gab kleine kambodschanische Buddhastatuen, indische Tempeltänzerinnen, fränkische Urnen, ägyptische Mumienporträts und antike griechische Kleinplastiken. Das wenigste, wenn überhaupt irgendetwas, konnte auf legalem Wege in diesen Raum gelangt sein. Bei dem Gedanken, sich strafbar zu machen, wenn er nicht sofort schreiend auf die Straße lief und die Polizei verständigte, musste Dorkas hart schlucken. Dann aber besiegte seine Neugier das schlechte Gewissen und er vertiefte sich in den Anblick der ausliegenden Gegenstände. Selbst wenn er sein gesamtes Vermögen veräußern würde, wäre er nicht in der Lage gewesen, als nur die kleinste dieser Kostbarkeiten zu erstehen.

Es war Zeit zu gehen, um in dem Chinesen nicht den falschen Eindruck zu erwecken, man habe Kaufinteresse. Dorkas hatte für den heutigen Tag genügend Komplikationen mit den ehrenwerten Bewohnern des Reiches der Mitte gehabt. Mit Bedauern riss er sich von dem Fragment einer assyrischen Keilschrifttafel los und schob sich zur Tür. Dann hielt er an und wandte sich einem Regal zu. Es war eine instinktive Handlung, für die Dorkas selbst keine Erklärung fand. Vielleicht folgte er einem unbewussten Impuls. Vielleicht lag es auch einfach daran, dass das Objekt, dem er zustrebte, eine schäbige Kiste mit dem Aufdruck einer Apfelsinenmarke war und daher die Hoffnung erweckte, einen ähnlich preiswerten Inhalt zu bergen, sodass sich Dorkas mit einem kleinen Kauf aus dem Staub machen konnte.

Er griff nach der Kiste, legte sie auf den Tisch und bemerkte eine leichte Bewegung im Hintergrund, als hätte sich der Chineser zu einer kommentierenden Geste genötigt gesehen. Oder war

es ein Zeichen der Abwehr? Des Unmutes? Dorkas zögerte, dann griff er zu und zog das graue Packpapier zur Seite, das den Kisteninhalt verbarg. Mit einem erschrockenen Quietschen sprang er zurück, das heißt, er wollte zurückspringen, rammte sich aber nur die hinter ihm befindliche Tischkante in seinen Allerwertesten.

Aus der Kiste starrten ihn die Augenhöhlen eines Totenschädels an. Der Anblick kam so unerwartet, dass Dorkas eine Weile brauchte, um sich zu sammeln. Dann erst bemerkte er die braune Farbe der Knochen, die auf eine lange Lagerung im Erdboden hindeutete. Und erst danach versetzte ihn der Schädel in Erstauen.

Der Unterkiefer fehlte, obwohl die Knochen in bestem Zustand waren. Also erschien es Dorkas wahrscheinlich, dass der Schädel ohne Unterkiefer bestattet worden war. Das allerdings mochte ganz tröstlich sein, denn der Oberkiefer an sich wirkte schon furchterregend genug. Anstelle der Eckzähne saßen zwei Reißzähne im Kiefer, die dort nicht hingehörten, sondern von der Natur einem Jaguar zugedacht gewesen waren.

Seltsamerweise waren diese Raubtierzähne in den Kiefer eingewachsen, ein medizinisches Phänomen, das sich Dorkas nicht erklären konnte. Wenn er sich nun allerdings versuchte vorzustellen, wie dieser Mensch gewirkt haben musste, mit diesen riesigen, glänzenden Hauern, die unter seiner Oberlippe hervorragten, dann überlief ihn ein Schauer. Dieser Mann - Dorkas war sicher, dass es sich nur um einen Mann gehandelt haben konnte - hatte kein normales Leben unter normalen Menschen führen können. Er war gezeichnet, zugleich herausgehoben und vereinzelt. Ob er ein Krieger gewesen war? Ob sich vielleicht eine Linie zu den Jaguarkriegern der Azteken ziehen ließ? Oder war er möglicherweise ein Priester eines Jaguar Kultes gewesen, der es auf sich nehmen musste, dem Tiergott schon in der Menschenwelt möglichst ähnlich zu werden? Die Olmeken fielen Dorkas ein, deren Statuen die seltsamen Babygesichter einer Mischung

aus Mensch und Raubtier trugen und daran sofort erkennbar waren. Dann blitzte in ihm für eine Sekunde eine Vision auf: ein Mann, auf dessen Haut das Muster eines Jaguars eintätowiert war, ein Gesicht mit breiter flacher Raubtiernase, für deren Form eine Operation verantwortlich war, ebenso wie für die künstlichen Tasthaare, die über der Oberlippe des Mannes weit über die Wangen standen.

Dorkas zuckte zusammen, als sich die Bilder überschlugen, sich komprimierten, durch seinen Kopf rasten, ohne dass er sich zur Wehr setzen konnte: Brütende, schwüle Hitze, die Plattform einer Pyramide, das Gemurmel einer wartenden Menge, der Geruch nach Kakteenschnaps und Bier, nach Blut, nach betäubenden Dämpfen, schrille Töne von Flöten, das Prasseln von Trommeln, patschende nackte Füße eines taumelnden nackten Mannes, der die Plattform überquerte, das Raunen der Menge, als sie ihn sieht, ein Schrei, der sich zum Gebrüll steigert, als ein zweibeiniger Jaguar aus dem Schatten einer Hütte tritt, auf den Taumelnden zugeht, ihn ergreift und ihm zwei riesige, grell in der Sonne glitzernde Zähne in den Nacken rammt - wovon der Körper schlaff wird und auf den Boden sinkt und von Helfern genommen und nach vorne geschleift wird, wo an der Treppe zur Plattform andere Helfer über blutverkrusteten Stufen warten und aus der Menge ein Geheul der Ekstase aufsteigt, Äonen entfernt von jedem menschlichen Laut, und der zweibeinige Jaguar, der Hohepriester, der Lenker des Kultes, triumphierend die Arme hebt, während ihm das Blut von den Reißzähnen auf die gefleckte Brust tropft und sie dunkel färbt.

Das alles war so echt, so lebendig und damit furchterregend, dass Dorkas immer noch den Weihrauchduft in der Nase hatte, auch als er schon wieder bewusst auf das gegenüberliegende Regal schaute und sich am Anblick einer kleinen ptolemäischen Venus festklammerte. Er bemerkte, dass seine Fingerspitzen auf dem Knochen gelegen hatten, und riss sie hoch, als könnte er

sich verbrennen. Für Dorkas schien sich ein Kreis zu schließen oder sich eine hässliche Erfahrung zu wiederholen. Nicht allein diese fürchterliche Treppe erinnerte ihn an seinen Besuch in Wales, nein, auch diese Bilder, die sich seinen Kopf als Nistplatz aussuchten, die sich ihm aufdrängten und ihn beherrschten wie eine Besatzungsmacht glaubte er von dort zu kennen. Am liebsten wäre er aus diesem fürchterlichen Kabinett verschwunden, aber dafür war es zu spät.

Jetzt halfen nur noch tiefes Durchatmen und der Versuch, diesen Gegenstand in der Kiste mit der Objektivität des Naturforschers zu betrachten.

Die Augenhöhlen des Schädels waren mit einem Goldrand eingefasst. Die umlaufenden Verzierungen konnte Dorkas sofort als typisch mittelamerikanisch einstufen. Die Bilder, die eben noch durch sein Hirn geblitzt waren, passten in dieses Schema. Es waren keine Blähungen seines übererregten Unbewussten, sondern Echos, letzte Funken eines fremden Geistes, die auf irgendeine Art gespeichert ihren Weg in sein Nervensystem gefunden hatten. Dorkas blies die Backen auf. Der Gedanke gefiel ihm nicht. Vorsichtig legte er die Fingerspitzen auf die glatte Schädeldecke und wartete. Nichts geschah, und das leise Räuspern, das er vernahm, war sehr real und kam von dem Chinesen im Hintergrund.

Vom oberen Teil der Goldränder ragte ein Stift nach unten, an dem eine längliche, ovale Scheibe befestigt war. Dorkas brauchte eine Weile, um zu verstehen, dass hier die Pupille einer Raubkatze nachgeahmt werden sollte.

Wie gern hätte er sich nun in seiner Londoner Wohnung in einen Sessel gesetzt, einen Tee getrunken und über diesen seltsamen Schädel nachgedacht - über die Riten, die sich aus seinem Zustand ablesen ließen, über die Menschen, die auf diese Art und Weise ihrem Glauben oder ihrer Furcht oder ihrer Hoffnung

Ausdruck gegeben hatten. Ganz ohne Zweifel wäre er zu großartigen Ergebnissen gekommen und hätte dabei mehrere Kannen köstlichen Assam-Tees zu sich genommen.

Aber die Verhältnisse waren nicht so, sie waren beengt, der Tisch hinter ihm drückte unerfreulich und etwas allzu aufdringlich in seine Hinterpartie und der chinesische Ladenbesitzer wurde im Hintergrund wieder von einem Räuspern befallen.

Mit einiger Überwindung ergriff Dorkas den Schädel, drehte ihn und schaute in die Höhlung. Vor Erstaunen hätte er die wertvolle Antiquität fast fallen gelassen. Dort, wo das Gehirn gewesen war, befand sich ein Netz aus hauchfeinen goldenen Fäden. Das zu erkennen und die Verbindung zu Troigers Maschine und der Karte des Conte herzustellen, war für Dorkas eins. Aber konnte das mehr sein als eine zufällige Übereinstimmung? Gab es einen wirklichen Zusammenhang zwischen diesem Schädel und den Hylegs?

Noch während er überlegte, fiel sein Blick auf dünne Metallstäbe in der Schädelwand, von denen die Goldfäden ausgingen. Natürlich war es unmöglich, dass die Fäden durch ein lebendiges Gehirn gespannt worden waren. Aber die Metallstäbe waren in den Knochen eingewachsen, daran gab es keinen Zweifel. Der Mensch musste diese wahnwitzige Operation um viele Jahre überlebt haben. Beim Drehen des Schädels spürte Dorkas einen Widerstand. Tatsächlich, einer der Metallstäbe hatte den Knochen durchbohrt und ragte um eine Kleinigkeit aus der äußeren Knochenhülle heraus. Jedes Mal, wenn sich der Mann über den Kopf strich, musste er diesen harten Punkt gespürt haben, der aus dem Inneren seines Schädels ragte. Bei dem Gedanken lief es Dorkas wieder einmal kalt über den Rücken.

Aber es gab andere Gründe, sich zu fürchten. Die Technologie, die diese Operationen erlaubte, war selbst nach heutigem Stand der Wissenschaft ganz erstaunlich, ja, sogar in Teilen überlegen. Welche Kultur mochte es sein, die sich zu solchen Leistungen aufschwingen konnte und dennoch in das Dunkel des Verges-

sens abgesunken war? Sollte sie vergessen werden? Oder wollte sie vergessen werden, wollte die Verborgenheit der Unkenntnis nutzen für Pläne, von denen Dorkas allenfalls angstvoll ahnen konnte, in welche Richtung sie zielten?

Er wollte den Schädel zurücklegen, als ihm das Papier einer Expertise, das unten in der Kiste lag, ins Auge fiel. Dorkas entfaltete das Blatt. Das Papier war von schlechter Qualität und zeigte einige Flecken, die von Fett und Kaffee zu stammen schienen. Das warf nicht unbedingt ein gutes Licht auf die Seriosität dieses Gutachtens. Außerdem war der Text mit einer alten Schreibmaschine, deren Typen oft aus der Reihe tanzten, heruntergehämmert worden. Besonders üble Schreibfehler waren mit Kugelschreiber durchgestrichen und am Rand verbessert. Angewidert von so viel offensichtlicher Schlamperei, wollte Dorkas den Zettel gleich zurück auf das Packpapier flattern lassen, gab dann aber doch seiner Neugier nach.

Die Expertise ordnete den Schädel einer Indianerkultur auf dem Gebiet des heutigen Kolumbiens zu und schätzte die Zeit der Bearbeitung auf die erste christliche Jahrtausendwende, während der Schädel selbst aus einer viel früheren Zeit stammte. Flüchtig überflog Dorkas die Fachausdrücke und zeitlichen Vergleichspunkte, um dann bei einer metallurgischen Analyse zu stocken. Laut Expertise waren die Metallstäbe aus einer Mischung aus Gold und Silicium hergestellt. Dorkas verstand nicht viel von Chemie, aber es reichte, um eine Gold-Silicium-Mischung in den Bereich des Unmöglichen einzuordnen. Genau dies wurde im nächsten Satz bestätigt, wobei die Analyse dennoch beibehalten wurde.

Seufzend ließ Dorkas das Papier sinken. Nichts als eine Abfolge von Komplikationen! Und nichts brachte ihn wirklich weiter, wenn er von der Verbindung zwischen dem Netz aus Goldfäden und den Hylegkarten absah, und dies war nichts als eine Assoziation und somit pure Spekulation.

Bevor er die Expertise zurücklegte, schaute Dorkas noch einmal auf das Datum. Zu seiner Verblüffung stand das Datum von vorgestern auf dem Papier. Und neben dem Datum war ein fast unkenntliches Unterschriftsgekrakel, das in Dorkas dennoch so etwas wie einen elektrischen Schock auslöste. Sein Verdacht bestätigte sich, als er den Namen in Maschinenschrift unter dem Gekrakel las. Dort stand groß und deutlich: Jake Flinger.

»Wo haben Sie das her?«, rief Dorkas und zuckte wieder einmal zusammen, weil seine Stimme in dem engen Raum übermäßig laut klang.

Der Chinese trippelte heran und verneigte sich. »Der Herr haben eine kluge Wahl getroffen. Mein neuestes Stück, erst heute eingetroffen. Ich mache Ihnen einen anständigen Preis!«

»Woher bekommen Sie Ihre Ware«, fragte Dorkas und erntete das Lächeln einer Sphinx.

»Es gibt viele Wege, auf denen ein gutes Sammelstück zu seinem Händler kommen kann«, erklärte der Ladenbesitzer. Sein Gesicht verharrte in freundlicher Unbewegtheit und ließ nicht erkennen, dass hier von Delikten die Rede war, die ihm einen Lebensabend in Staatspension sichern konnten.

»Manchmal kommen Sachen per Schiff, manchmal mit dem Flugzeug. Dieses Objekt kam heute Nacht mit dem Flugzeug in der Nähe von Miami in unser Land. Es war nichts als eine Beigabe zu einer anderen Ware, die für andere Händler wertvoller war, weil sie nicht viel Sinn für das Schöne haben.« Der Chinese versteckte sein Gesicht in einer Verbeugung, während Dorkas langsam verstand, welche Art von Ware da über das Meer nach Miami gebracht wurde.

»Anderes Flugzeug brachte dieses Objekt sofort nach San Francisco und so kam es zu mir.«

Das alles klang plausibel, dennoch schien es Dorkas fast wie ein Wunder, dass ein solches Artefakt innerhalb von zwei Tagen aus dem mittelamerikanischen Urwald in dieses Kabinett gelangen sollte. Aber wenn dem so war, dann konnte sich Jake Flinger

mit derselben Geschwindigkeit bewegt haben und somit war es nicht sicher, dass er sich noch an der Fundstelle aufhielt ...

»Wissen Sie, ob Jake Flinger, der die Expertise erstellt hat, immer noch dort ist?«, fragte Dorkas.

»Man kann nie sicher sein, aber meines Wissens nach wollte er dort noch eine Weile bleiben«, lautete die Antwort.

Und dann rief Dorkas *Wie bitte???*, denn der Chinese hatte ihm den Preis des Schädels genannt, und der war so lächerlich gering, dass Dorkas nachfragen musste und danach begann, um einen höheren Preis zu feilschen. Sein geschäftliches Geschick war allerdings denkbar gering und so blieb es bei dem genannten Preis, den Dorkas ohne Probleme aus der hervorgekramten Geldtasche entrichten konnte.

Es gab keine Rechnung und keine Quittung, dafür wurde die Apfelsinenkiste sorgfältig in Packpapier gehüllt und verschnürt und währenddessen ein Taxi gerufen. Durch den Nebeneingang wurde Dorkas auf einen engen Lichthof geführt. Von dort trat er durch eine Tür und befand sich wie durch Zauberei auf der Straße, auf der er sich von Little getrennt hatte. Das Taxi wartete und brachte ihn zu seinem Hotel.

Nicht lange danach klopfte Little an seine Zimmertür und erklärte, er sei *mit ein paar Kumpels schwimmen gewesen*. Er erwähnte kurz, dass ihm jemand Informationen über sein altes Forschungsinstitut geben wollte, aber daran gehindert worden war. Um welche Informationen es sich gehandelt hätte, konnte Little nur vermuten.

Dann allerdings hatte Dorkas seinen Auftritt. Er präsentierte den Schädel und die Expertise mit der Unterschrift Jake Flingers, worauf Little sofort zum nächstgelegenen Fernsprecher stürzte und den Conte benachrichtigte.

Die beiden hatten erwartet, dass sie nun überstürzt aufbrechen

sollten, sahen sich aber getäuscht. Der Conte spielte sich überraschend als Bremser auf. Bevor Little und Dorkas aufbrachen, sollte Steele anreisen und Vorbereitungen treffen.

So saßen Little und Dorkas auf gepackten Koffern und fühlten sich wie die Piloten einer Alarmstaffel. Schließlich kam ein Anruf des Conte, der von Schwierigkeiten berichtete und die Abreise für den übernächsten Tag festlegte.

Little nahm es gelassen und bummelte durch die Stadt.

Dorkas hingegen hatte ein ganz eigenes Problem in Form von fünf jungen Männern, die ihn schon am ersten Morgen nach seinem Besuch in Chinatown in der Hotel-Vorhalle erwarteten. Sie begrüßten ihn mit einer Verbeugung und einem *Lehre uns, Meister*. Der Auftritt war geeignet, unter den anderen Gäste eine Aufmerksamkeit hervorzurufen, die Dorkas unendlich peinlich war. Ein Fluchtversuch seinerseits wurde ziemlich fußlahm durchgeführt und bracht nur insofern Erfolg, als die fünf wie Küken hinter der Henne herliefen. Immerhin lotste er sie auf diese Weise aus der Lobby und aus dem unmittelbaren Bereich morgendlich sensationshungriger Gäste.

Dann schaute Dorkas in die jungen Gesichter, die ihm erwartungsfroh zugewandt waren, und erinnerte sich daran, dass sie ihm das Leben gerettet hatten. Er stand in ihrer Schuld. Dorkas holte tief Luft, was mit einer noch gespannteren Aufmerksamkeit und gezückten Notizbüchern quittiert wurde.

»Der Weise trinkt Tee und lässt den Baum wachsen«, sprach Dorkas und verzog sich in das Café in unmittelbarer Nachbarschaft.

Seine selbst ernannten Jünger sammelten sich an den Tischen um ihn, taten es ihm im Tee trinken nach, so gut sie es konnten, tuschelten untereinander, blättern in ihren Notizen und begannen schließlich eine halblaute Diskussion.

Dorkas durfte sich in dem Gefühl sonnen, seinen Jüngern für's erste genügend Stoff gegeben zu haben. So blieb ihm Zeit, seinen

eigenen Gedanken nachzuhängen. Schnell stellte er allerdings fest, dass diese Beschäftigung nicht unbedingt förderlich für seine Laune war. Nein, es machte Dorkas keine Freude daran zu denken, dass er demnächst Kolumbien als seinen Aufenthaltsort nennen durfte. Indianische Kulturen faszinierten ihn, aber es reichte, wenn man sie in Büchern studierte. Das wäre es jetzt, ein kühler, englischer Regentag mit Tropfen, die gegen das Fenster einer Bibliothek prasseln und man selbst sitzt sicher und warm und von einer Barrikade aus bedrucktem Papier gegen die Boshaftigkeit der Welt geschützt und saugt den Honig des Wissens aus den herrlich staubig duftenden Wälzern ...

»Erlaubt eine Frage, Meister!«

Dorkas wusste nicht, wie lange er sich schon in das Gespinnst seiner Grübeleien verwickelt hatte, als ihn die Stimme unterbrach.

»War Euer weiser Spruch im Sinne eines Quietismus gemeint, als aktiv gewollter passiver Widerstand gegen die Beschleunigung der Moderne oder im Sinne einer meditativen Hingabe an den Gang der Ereignisse nach taoistischem Vorbild? Unsere Meinungen gehen auseinander, Meister, bitte gebt uns Klarheit!«

Wieder befand sich Dorkas im Fadenkreuz von fünf Augenpaaren und bemerkte ein nervöses Zucken im kleinen Finger.

»Meinungen sind wie Blätter im Herbstwind, die hochfliegen wollen, aber die Wurzel senkt sich tief in den dunklen Grund und schweigt,« gab er nach einigem Zögern zum Besten, gefolgt von einem fünffachen Aufseufzen der Begeisterung.

Damit hatte sich Dorkas eine weitere Pause vom Weise-Sein gesichert. Bevor er noch weitere Proben seiner Einsicht abgeben musste, tauchte Little auf und erlöste ihn mittels einer Fahrt in die Stadt.

»Diese Typen scharwenzeln ja immer noch hinter uns her«, stellte Little schließlich fest. Er sagte es und schaute in die abendliche Dämmerung über der Bucht, in deren mattem Licht nun schon Wasser und Horizont verschmolzen.

Der Genuss an diesem Naturschauspiel wäre größer gewesen, wenn auf den Abend nicht nach göttlichem Ratschluss ein neuer Morgen folgen müsste und an einem dieser Morgen nach Ratschluss des Conte di Saloviva die Abreise nach Kolumbien. Little war beunruhigt. Nicht allein, dass er einem Dschungelabenteuer wenig abgewinnen konnte. Es war etwas anderes, aber er konnte es nicht in Worte fassen - ein nebelhaftes Empfinden von neuer Gefahr, von einer Bedrohung, die ihn umgab wie die Luft an diesem Abend. Wenn er sich umdrehte, war da nichts, und wenn er versuchte, Worte zu finden, entglitt ihm alles und er blieb mit einigen sinnlos scheinenden Lauten auf der Zunge zurück. Vielleicht, sagte sich Little, ist das alles nichts Neues. Vielleicht habe ich es nur erfolgreicher verdrängt oder war weniger fähig es wahrzunehmen.

Aber diese Überlegungen halfen ihm nicht weiter. Immer wieder drängte sich störend das Bild des indianisch anmutenden Mannes, den er kurz am Orca-Becken gesehen hatte, in den Vordergrund. Gab es eine Verbindung zwischen diesem Mann und den Geschehnissen? Little war anfangs sicher gewesen, dann schwand diese Überzeugung und er fragte sich, wie weit ihn seine eigene Panik getäuscht hatte. In solchen Situationen knüpft das gepeinigte Hirn Zusammenhänge, die es später nicht mehr akzeptiert. So war es auch jetzt. War es wirklich so gewesen, dass dieser Fremde ihn, Little, im Visier hatte? Lenkte der Mann die Geschehnisse oder setzte sie zumindest in Gang? Oder war er wie eine psychische Schmeißfliege von dem Aasgeruch einer sich anbahnenden Katastrophe angelockt worden? Es gab mehr Fragen als Antworten - wie üblich, stellte Little mit einem Grinsen fest und konzentrierte sich auf den nur spärlich bedeckten Popo einer vorbeihüpfenden Joggerin.

Es blieb noch ein Tag, an dem Dorkas Sätze wie *Beklage dich nicht, dass du kein Baum bist, wenn die Sonne scheint* und *Wissen frisst sich selbst, aber Erkenntnis ruht wie die Nabe des Rades*.

Praktisch dabei war, dass er sich selbst keine große Gedanken über den Sinn dieser Weisheiten machen musste, denn nachdem seine Jünger ihn eine Weile in Ruhe gelassen und mehr oder weniger temperamentvoll disputiert hatten, wurden ihm mehrere Auslegungen zur Auswahl vorgelegt und es war an Dorkas sie alle für zutreffend, aber nicht richtig zu erklären, denn: *Das Zutreffende setzte den Pfeil in das Ziel, aber das Richtige macht das Ziel zum Pfeil* (oder vielleicht auch umgekehrt, jedenfalls so etwas in der Richtung). Tatsache war, dass Dorkas Geschmack an seiner Rolle zu finden begann, zumal sich die Zahl seiner Bewunderer vermehrt hatte und einige junge Damen darunter waren, die selbst von einem Menschen wie Dorkas nur mit Prädikaten wie *putzig* oder *knuffig* beschrieben werden konnten. Sie hatten zudem den Vorteil, dass sie ihn nicht mit Fragen bedrängten, sondern nur still dasaßen und ihn mit seelenvollen Augen anblickten.

Little war der Meinung, Dorkas könne *sie alle haben, einzeln oder im Rudel*, und dabei setzte er wieder einmal dieses diabolische Grinsen auf, das Dorkas ebenso irritierte wie die doch recht rätselhafte Aussage über das Haben.

Am Tag vor ihrer Abreise ließ sich Dorkas in einem Park vor einer inzwischen auf etwa fünfzig angewachsenen Schar von Zuhörern zu einem Impromptu hinrissen, bei dem er den Takt moderner Technomusik, die zersplitterten Reime des Rap in Beziehung zu Passagen aus T. S. Eliot's *The waste Land*, die Attraktivität des 100-Meter-Sprints bei Sportveranstaltungen und die Bedeutung der Hunderstelsekunde im Sport, bei Computerberechnungen und an der Börse, die laut Dorkas genau zwei Minuten braucht, um jedwede Katastrophe in ihre Preisgestaltung einzuarbeiten und schließlich die Schnitt-Technik eines Musikvideos im Vergleich zum Aufbau des klassischen Dramas und der Gag-

Dichte bei Buster Keaton-Filmen und dem Rhythmus des Can-Can.

»Die Geschwindigkeit überholt sich selbst und wird zur beschleunigten Form des Stillstandes, eine hysterische Ruhe, die ihrer selbst nicht bewusst wird«, donnerte der weise Dorkas und bekam von ganz hinten eine Bestätigung in Form von *So ist es, Mann* und *Yeah, voll die Hysterie*, während die Mädchen ihn seelenvoll anschauten (Dorkas fragte sich inzwischen, ob bei einem derart polymysteriösen und multikomplexen System, wie es eine Frau darstellte, unter Umständen *seelenvoll* und *verständnislos* dieselbe Bedeutung haben könnten) und die fünf jungen Männer, die sich inzwischen als *die ersten Fünf* oder *der engere Kreis* titulierten, mit fanatischer Hingabe mitschrieben.

»Der Kreisel dreht sich, um aufrecht zu bleiben, aber er kommt nicht vorwärts«, schmetterte Dorkas. Plötzlich drang ihm der Klang der eigenen Stimme in die Ohren und es war ein fremder Klang, der ihn selbst beunruhigte, als würde sich eine Erkältung darin ankündigen. Er stockte und schaute auf die Gesichter vor sich, die ausgebreitet wie ein Teppich schienen, bereit, jeden seiner Schritte aufzunehmen, aber auch voller Erwartung, die ihn zu einem nächsten Schritt drängen wollte.

»Unter dem Lärm wartet die Stille«, fügte er zögernd hinzu und setzte sich in Bewegung. Sofort fand er sich von einigen Personen umringt, es kam zu einem kleinen Gerangel, weil jeder möglichst nahe bei ihm sein wollte. Einige bemühten sich, seine Kleidung zu berühren, zupften am Ärmel, strichen über seine Schultern, schauten bewundernd und seelenvoll und ließen erst ab, als Little sich von einem intensiven Gespräch mit einer dunkelhaarigen Dame losriss, herbeisprang und *Der Meister braucht nun Ruhe* rief.

Daraufhin wurde Dorkas von den *ersten fünf* zu einem Taxi geleitet. Little kam nicht mit, denn er hatte eine derart angeregte Diskussion mit der dunkelhaarigen Dame, dass er eine Unterbre-

chung bedauert hätte. Dorkas war voll von mildem Verständnis, bemerkte aber am nächsten Morgen etwas pikiert, dass die Diskussion, in die sich Little verwickelt hatte, während der Nacht andauert hatte. Dorkas hatte die morgendliche Nahrungsaufnahme schon beendet und saß auf gepackten Koffern, als ein blendend gelaunter Little auftauchte.

»Ich frage mich, ob ein gemeinsamer Kompromiss die Diskussion nicht früher hätte beenden können. Angesichts der heutigen Abreise wäre das sicherlich zuträglicher gewesen«, meckerte Dorkas wie eine alte Gouvernante.

Little antwortete mit einem Fingerschnippen und einem Grinsen. «Manche Dinge müssen einfach bis zum Ende durchkonjugiert werden, bis zum letzten Tropfen sozusagen. Ich reagiere in dieser Hinsicht sehr sensibel auf die Bedürfnisse meiner Gesprächspartner. Man muss sich einlassen, auch wenn es vielleicht ein wenig Schlaf kostet.»

»Man muss sich einlassen«, seufzte Dorkas bestätigend, denn er sah eine Schar seiner Anhänger in die Halle treten.

Nach der ersten Begrüßung mit einer inzwischen tiefer gewordenen Begrüßung wurde das Gepäck misstrauisch betrachtet, neben dem Dorkas wie eine brütende Glucke hockte. Zwar war die Abreise erst in einigen Stunden, aber zu den Katastrophenbildern, die Dorkas in ständiger Abrufbereitschaft mit sich trug, gehörte auch das Verpassen von Bahnen, Bussen, Flugzeugen oder transozeanischen Raddampfern.

»Der Meister will uns doch nicht etwas verlassen?«, wurde die Befürchtung endlich in Worte gefasst.

»Der Baum wirft seine Samen und wandert weiter«, salbaderte Dorkas.

»Meister, Ihr habt uns noch so viel zu lehren. Wir haben so viele Fragen!«

»Der Vater hält das Kind, bis es laufen kann, aber wandern zum Ziel muss jeder für sich«, deklamierte Dorkas. Das Blitzen

in den Augen seiner Zuhörer machte ihm deutlich, dass er irgendeinen schweren Fehler gemacht haben musste.

»Verlasse uns nicht, Vater, ohne dich sinken wir dahin wie ein Blatt im Herbst.«

»Wer glaubt, es ginge abwärts, der kommt in Wahrheit voran wie der Albatros, und wer glaubt, er stünde auf der Stelle, der gewinnt Höhe wie der schwebende Adler, das Leben ist eine Achterbahn, aber der Weg ist das Ziel und die Fahrt ist die Ankunft, aber das Beste sind die Loopings, denn wir zeigen dem Himmel die Sohlen.«

Derart von brachialer Erkenntnis getroffen, legten die *ersten fünf* die Notizbücher zur Seite und begannen zu weinen. *Vater*, schluchzten sie (Little zerkaute sich die Unterlippe und presste die Hand vor den Bauch), und Dorkas fragte sich verzweifelt, ob es ihm noch einmal gelingen könnte, etwas zu sagen, das nicht ganz so tiefgründig war.

»Einen Gefallen müsst Ihr uns noch tun, Vater«, wurde gebettelt. »Besuche unsere Stätte der Weisheit, die dir gewidmet ist!«

Dorkas kam nicht dazu, den Kopf zu schütteln, als Little eingriff.

»Kein Problem«, erklärte Little mit maliziös gekräuselten Mundwinkeln. «Ich brauche nur die Adresse, dann hole ich den weisen Vater mit dem Gepäck ab!«

Dorkas stieß ein schwer definierbares Geräusch aus, das so klang, als versuche ein Meerschweinchen Löwengebrüll zu imitieren.

»Kein Anlass zu Dankbarkeit«, erklärte Little und klopfte Dorkas kumpelhaft auf die Schulter. «So was ist unter Kollegen doch selbstverständlich.«

Die *Stätte der Weisheit* befand sich in einem Ladenlokal unten an der Bucht. Zuerst dachte Dorkas, es gäbe in der Nähe eine öffentliche Suppenküche oder ein Geschäft mit Sonderangeboten, denn es drängte sich eine große Menschenmenge auf dem Gehsteig und der Straße.

»Vater, Vater«, klangen Rufe, als sich Dorkas aus dem Taxi wälzte und von den ersten Fünf umringt zum Eingang schritt. Etwas verwirrt grüßte Dorkas in alle Richtungen, betatschte einen Säugling, der ihm quäkend in den Weg gehalten wurde und der anscheinend von der Berührung der verschwitzten Dorkas-hand so schockiert war, dass er sein Brüllen sofort einstellte.

»Ein Wunder«, rief eine sich überschlagende Stimme, »seit vier Tagen und drei Nächten ist dieses Kind zum ersten Mal still.«

Noch mehr und noch hübschere Mädchen mit noch seelengefüllteren Blicken standen Spalier, berührten Dorkas und lächelten versonnen und hingebungsvoll, von hinten kam *Es ist der Vater, joh Mann, der Vater, ich sage es euch, es ist der Vater und Voll der Vater, yeah*. Dorkas lief rot an und senkte den Kopf, was der Versuch war, in den Erdboden zu sinken, jedoch als Bescheidenheit eines großen Geistes verstanden wurde.

Endlich war er durch die Menge geschoben worden und betrat die Stätte der Weisheit.

Mit dem leisen Klingeln von Glas fiel die Tür hinter Dorkas und seinen Begleitern zu. Die Geräusche drangen nur noch gedämpft von der Straße in den Raum. Dennoch war deutlich vernehmbar, dass ein Pärchen zu Gitarrenklängen ein Loblied auf den weisen Vater anstimmte.

Ein Duft von Räucherstäbchen machte die Luft schwer. Vorbei an einem Vorraum mit Sitzgelegenheiten wurde Dorkas in den größeren, geradezu saalartigen Hinterraum geführt.

An den Wänden hingen sehr schöne, handgemalte Plakate mit Sätzen wie *Werde reif, nicht alt* oder *Wer Unmögliches will, bereitet dem Wunder das Nest*. Mit Schuldbewusstsein registrierte Dorkas, dass er selbst diese Weisheiten zwischen zwei Schlückchen fallen gelassen hatte. Wenn man es sagte, klang es völlig anders, als wenn man es in Riesenbuchstaben an einer Wand sah. In diesem

Moment sehnte sich Dorkas nach einem Gesprächspartner wie Tony Tanner, der ihm mit seiner Ironie und seiner Fähigkeit zu erfrischendem Sarkasmus all diesen Weisheitskram schon auf das rechte Maß reduziert haben würde.

»Bitte Vater, gebt uns Eure Zustimmung!«

Der Anblick war derart überraschend, dass sich nur ein Stöhnen aus Dorkas Kehle löste. Er stand sich selbst gegenüber. Genauer, einem stark vergrößerten Abbild seiner selbst, das vor der hinteren Wand auftrug und mit seinem Scheitel die Decke berührte. Irgendein geschickter Künstler hatte sich ganz offensichtlich an so etwas wie eine Buddhastatue herangemacht und sie zum *Modell Dorkas* umgebaut.

Da stand dieser nun und starrte sich an und schaute dabei weniger intelligent und weise aus als sein eigenes Abbild, das den Bauch wohlwollend in den Raum vorschob, die eine Hand auf den Schenkel platzierte und die andere zu einer Rhetorengeste erhob und dabei die etwas zu blau geratenen Augen auf die ferne und ihm doch sichtbare Erkenntnis gerichtet hielt. Dorkas weigerte sich zu glauben, dass ein derart debiles Lächeln jemals auf seinen Lippen gelegen hatte. Außerdem fand er die Formung seines Kinns allzu faltenreich, musste aber zugeben, dass er sich selbst noch nie aus dieser Froschperspektive bewundert hatte.

Dennoch, die Frage stellte sich ihm und er kam daran so wenig vorbei wie an einem finster blickenden Grenzbeamten: Sah er wirklich SO aus? Nicht, dass die Statue hässlich gewesen wäre, sie hatte sogar einen eindeutigen Reiz, wenn sie sich auch ein wenig übertrieben weise gab.

»Bin ich das wirklich?«, fragte Dorkas schüchtern. Es war keine wirkliche Frage an seine Begleiter. Es war vielmehr die laut geäußerte Verwunderung eines Menschen, der sich selbst zum ersten Mal in einem Spiegel sieht.

»Ja, so seid Ihr, Vater, es ist ein Abbild des ehrenwerten Äuße-

ren und des verehrungswürdigen Inneren zugleich«, wurde ihm mehrstimmig versichert.

Dorkas schaute auf seine fünf Begleiter. Mit schmerzhafter Klarheit erkannte er die Wahrheit: Sie hielten ihm den Spiegel vor, so war es. Aber sie fingen im Spiegel ihrer Bewunderung ein Bild von Dorkas ein, das dieser selbst nicht sehen wollte. Sie zwangen ihn in den Rahmen ihrer eigenen Auffassung, sie waren ein begeistertes Publikum, aber die Ausmaße der Bühne und das Stück, das stattfand, legten sie fest.

»Ich danke euch«, murmelte Dorkas. »Ich sehe, dass ihr den Weg alleine gehen könnt.«

Damit wollte er gehen, aber sie stießen ein Jammern aus, umringten ihn mit zur Erde gesenkten Köpfen.

»Wir hofften, Eure Entscheidung sei nicht endgültig. Wir waren sicher, dieses Zeichen unserer Verehrung würde Euch umstimmen, Vater!«

«Nur der Körper nimmt Abschied, aber der Geist ist überall«, stammelte Dorkas und setzte sich vorsichtig in Richtung auf die Tür in Bewegung. »Kommunikation ist alles, jederzeit an jedem Ort. Unser Bewusstsein verschmilzt, auch wenn die Körper getrennt sind.«

Ein Blick über die Schulter zeigte Dorkas, dass sich Zuschauer vor der Tür drängten und hineinschauten. Ihre Nase klebten wie aufgeplatzte Feigen am Glas. Sie wirkten auf Dorkas wie eine Meute Hunde, bereit, ihn zu zerfetzen. Im Hintergrund stand jetzt der Übertragungswagen einer örtlichen Fernsehstation und eine Reporterin hielt einem Mädchen ein Mikrofon vor, während ein Kameramann ihre seelenvollen Blicke festhielt. Auch ein Polizeiwagen hatte sich in Position gebracht, die Uniformierten standen misstrauisch, die Arme verschränkt, neben den offenen Türen.

Dorkas zitterten die Knie. Dann straffte er sich und hob die Hände.

»Meine Kinder«, rief er volltönend zu seinen Begleitern im

Raum. »Zum letzten Mal habe ich euch jetzt so genannt, denn ab nun werde ich euch meine Brüder nennen! Mag die Trennung schmerzen, so berauscht euch an diesem Schmerz und lehret die Unwissenden, tränkt sie mit dem Nektar eurer Weisheit, führet fort, was unter meinem bescheidenen Einfluss begann.«

Damit hatte Dorkas schon den halben Weg zur Tür geschafft. Aber mehr auch nicht, denn seine Begleiter huschten hinter ihm her und umringten ihn ein weiteres Mal.

»Lehre uns, Vater, gib uns Weisheit«, bettelten sie. Sie waren sanft wie Schneeflocken, demütig wie geprügelte Eheweiber und bedrängend wie die steigende Flut. Sie waren Wölfe, die jammerten, statt zu knurren, bettelten, statt zu beißen, schmeichelten, statt zu reißen, und die ihre Beute durch Hingabe und Sanftmut erlegten.

Dorkas scharrte nervös mit den Füßen. Dies hier war eine Form von Nötigung, die er in dieser Welt nicht für möglich gehalten hatte. Er räusperte sich, aber keine Weisheit wollte sich über seine Lippen wagen. Sein Kopf war leer. Er schaute auf die Rücken, die ihn umstanden, auf die demütig gebeugten Nacken, die bitrend gefalteten Hände. Seine fünf Begleiter bildeten eine menschliche Betonbarriere, verfestigt durch Vertrauen und Überzeugung zu undurchdringlicher Festigkeit. Jeder Mafioso, der mit einem Betonklotz am Bein auf einem Schlepper zur tiefsten Hafenstelle tuckert, besaß mehr Freiheit in seiner Daseinsgestaltung als Dorkas in diesem Augenblick.

Dieses Bild, das sich sehr real vor seinem inneren Auge bildete, versetzte Dorkas zuerst in Panik und dann in Bereitschaft zu kreativer Höchstleistung auf dem Gebiet der Weisheit.

»Wenn du kein Fisch bist, so musst du über das Wasser laufen«, deklamierte er.

Ein Raunen ging durch seine Zuhörer oder eigentlich war es ein höflich unterdrückter Freudenjauchzer. Nach einer Sekunde des Zögerns richteten sie sich auf, griffen nach ihren Notizbü-

chern und kritzelten eifrig.

Dorkas schob sich milde lächelnd zwischen ihnen hindurch.

»Der Zwerg auf den Schultern des Riesen sieht weiter. Schneller, höher, weiter. Die Niederlage ist der Lehrmeister der Sieger. Das Glück ist eine Sahnetorte im Sommer, wer sie nicht isst, lässt sie verderben. Die Brücke fragt nicht nach dem Stand des Mondes. Singe dein Lied, aber beklage dich nicht, dass du keine Welle bist. Der Vogel singt, weil er nicht tanzen kann. Lerne die Regeln und breche sie. Handle wie immer und tue das Unerwartete. Sei klug und folge dem Narren. Das Lachen ist der Engel, den der Teufel am meisten fürchtet.«

Damit war Dorkas an der Tür angelangt und versuchte schüchtern, sie zu öffnen, aber sie war durch die wartende Menge blockiert.

»Suchet mich nicht, wo ihr mich nicht finden wollt«, rief Dorkas verzweifelt durch den Spalt und erntete begeisterten Beifall.

»Yo, Mann, suchen und finden!«

Unruhe breitete sich in der Menge aus. Gemurmel ertönte, das anschwell, durch Rufe überstiegen wurde, Köpfe drehten sich zur Seite, man drängte sich aneinander und schließlich entstand eine Gasse, durch die sich Little energisch bis zur Tür vorschob.

Little öffnete die Tür und ließ Dorkas ins Freie. Hinter ihnen drängten sich die fünf Begleiter auf den Gehweg.

»Der Vater hat uns Brüder genannt. Wir sollen euch nun führen«, rief einer von ihnen. Ein überraschtes, teils zorniges, teils zustimmendes Geschrei brandete auf. Dorkas zog den Nacken ein und ließ ergeben, wie ein Tier im Streichelzoo die Berührungen der Umstehenden über sich ergehen.

Little hob den Arm und schob gleichzeitig Dorkas durch die Gasse, die sich wieder durch nachdrängende Zuschauer zu schließen drohte.

»Der Weise hat seine Entscheidung getroffen«, hob Little seine Stimme. »Seid einig im Suchen der Weisheit und streitet euch,

wenn ihr sie gefunden habt, denn Streit ist die Mutter der ... äähmmm ... Vorsicht. Sucht das Geheimnis, denn der Weg ist das Ziel und die Suche ist die Suche und das Geheimnis, das sich finden lässt, ist nicht das wahre Geheimnis. Jubelt zu dem, der sucht und misstraut dem, der gefunden hat. Und tschüss.«

Mit Schwung und einem polizeimäßigen Druck auf den Kopf wurde der weise Dorkas auf den Rücksitz eines Taxis praktiziert.

Bevor Little neben dem Fahrer Platz neben konnte, sah er sich mit einem Mikrofon konfrontiert.

»Wie findet der weise Mann diese Versammlung hier?«, kam die Frage aus dem rot geschminkten Mund der Reporterin geschossen. Little legte die Arme lässig über die Beifahrertür und bleckte die Zähne zu seinem charmantesten Haifischgrinsen, das sich noch etwas verbreiterte, als er die deutliche Rotfärbung im Gesicht seines Gegenüber registrierte.

»Der Meister ist zu Tränen gerührt«, versicherte Little. »Er liebt diese Stadt, er ist sicher, dass der Same, den er gelegt hat, auf fruchtbaren Boden gefallen ist. Seine Jünger werden dieses wundervolle Land mit den Schätzen ihrer Weisheit bereichern.«

»Gibt es Bücher und Videos des Meisters?«

»Zurzeit noch nicht, aber ich bin sicher, dass einiges in Vorbereitung ist.«

»Wann wird der Meister wieder hier ...«

»Verzeihen Sie«, unterbrach Little, »aber ich als persönlicher Sekretär des Meisters bin dafür verantwortlich, dass er rechtzeitig den Flughafen erreicht. Wenn Sie uns also entschuldigen wollen, bitte!«

Die Reporterin schmolz dahin, und so gelang es Little, sich in den Wagen zu setzen und die Tür zu schließen. Erst als das Taxi anrollte, erwachte bei ihr der professionelle Jagdtrieb des Medienschaffenden erneut. Sie lief neben dem Wagen her, verfolgt von dem Kameramann und hielt Little ihr Mikrofon durch das Fenster.

»Wohin werden Sie nun reisen?«

»Der Meister wird sich in sein privates Kloster am Fuße des Nanjaughaligri zurückziehen und in Entsagung und Meditation seine Energien zurückgewinnen, die er durch die Belehrung der Suchenden verloren hat.«

Die letzten Worte schrie Little winkend aus dem davonbrausenden Wagen.

Dorkas fühlte sich wie in einem Aufzug, der in jedem Moment zum Sturz aus dem vierzigsten Stock ansetzte und es sich in jeder Sekunde noch einmal überlegte. Bis zur endgültigen Entscheidung in der folgenden Sekunde.

Der Hubschrauber rüttelte und vibrierte. Vorn im Bug arbeitete brüllend ein schlecht gewarteter Sternmotor, direkt über ihnen klingelte und klapperte die Rotorführung und bemühte sich, die flappenden Drehflügel in die gewünschte Richtung zu bewegen.

Dorkas hatte sich mit angewinkelten Beinen in eine Ecke zwischen Bordwand und Mittelwand verzogen. Hier war die Gefahr, von dem heißen Getriebeöl getroffen zu werden, das ständig von der Decke geschleudert wurde, noch am geringsten.

Wenn er den Kopf hob, konnte er zu seiner rechten Seite durch ein provisorisches, zerkratztes und gelb angelaufenes Plexiglasfenster schauen. Dorkas sparte sich die Anstrengung. Draußen war nichts zu sehen als eine scheinbar endlose, sanft auf und abschwingende grüne Fläche. Manchmal erhoben sich Baumwipfel über das Gleichmaß der anderen, manchmal hingen Nebelfetzen in dem hellen Grün, manchmal schnitt ein Fluss oder eine Piste in die gleichförmige Schicht des Waldes. Das war alles, seit Stunden und ohne Variationen.

Zu seiner Linken konnte Dorkas die Kisten erkennen, die in der Mitte des Frachtraumes standen. Little saß auf einer dieser Kisten, vermutlich war es die mit Sprengstoff, ließ die Beine bau-

meln und schaute scheinbar gleichmütig durch das Fenster auf der anderen Seite. Sein Oberkörper schwang hin und her, als eine Art Antwort auf den unruhigen Flug des Hubschraubers.

Hätte Dorkas das Bedürfnis gehabt, Steele zu sprechen, so hätte er eine kleine Leiter an der Mittelwand erklimmen müssen und wäre dann im niedrigen Cockpit oberhalb des Motorraumes gewesen, wo Steele, mit fast waagrecht ausgestreckten Beinen auf einem geflickten Segeltuchstuhl saß und versuchte, diesen fliegenden Dinosaurier irgendwie in der Luft zu halten.

Sein Fluggerät war eine Sikorsky S-55, die aus irgendeinem Grund seit einem halben Jahrhundert der fälligen Verschrottung entgangen war.

Dass sie Steele unter die Finger gekommen war, lag an einem Effekt, der auch hässliche Mädchen zu Ehefrauen macht - sie war die einzige vorhandene.

Seit Steele in Kolumbien eingetroffen war, hatte er sich mit einer besonderen Tatsache abfinden müssen. Das Land besaß einen doppelten Boden. Man konnte auch sagen, es besaß zwei Oberflächen. Wenn man die erste betrat, begegnete man ernsthaft um das Wohl des Landes besorgten Politikern, verantwortungsbewussten Unternehmern, einsichtigen Gewerkschaftern, engagierten Priestern. Zwischen dem Leben auf dieser Oberfläche Kolumbiens und dem Leben in einem europäischen Land bestanden keine fundamentalen Unterschiede, wenn man gewisse wirtschaftliche und politische Zugeständnisse an die Verhältnisse Mittelamerikas machte.

Aber es gab noch eine zweite Oberfläche. Dort standen schmutzige Kinder vor Wellblechhütten, die sich an andere Wellblechhütten lehnten, und durch die Tür dieser Unterkünfte schauten Frauen, selbst noch halbe Kinder, die das Jüngstgeborene auf dem schon wieder durch die nächste Schwangerschaft geblähten Bauch hielten. Auf dieser Oberfläche stank es nach Schmutz und Fäkalien und Hoffnungslosigkeit, und wenn man

ein Stück weiterging, dann spiegelte sie sich im Marmorboden grandioser Villen, vor denen Legionen finsterner Kerle Wache hielten.

Natürlich war es diese Ebene, die für Steele von Interesse war. Nicht, weil er korrupte Politiker besonders mochte, die sich in Stretchlimousinen wöchentlich ihren Anteil am Geld und ihre Ration Frauenfrischfleisch abholten. Es war vielmehr Steeles Erfahrung, dass genau auf dieser Oberfläche die Entscheidungen fielen und die Dinge zu suchen waren, die ihn interessierten.

Er merkte sehr schnell, wie beschränkt seine Möglichkeiten waren. Es war, als bewegte er sich in einem dunklen Raum voller gespannter Mausefallen. Er durfte nicht eine Einzige auslösen, sonst klappten sie alle zusammen und er hatte einen Aufruhr produziert, der nicht in seinem Sinne sein konnte.

Das bedeutete aber auch, dass verschlossene Münder weder durch die Faust noch durch Dollars zu öffnen waren. Steele stand unter Zeitdruck. Als er in Kolumbien ankam, wusste er, dass ihm nur wenige Tage bis zum Eintreffen von Little und Dorkas bleiben würden. Er ging vorsichtig und unauffällig vor und glaubte sich dadurch sicher - aber er wurde sehr schnell eines Besseren belehrt. Es war genauer der Moment, an dem einige Handgranaten seinen Hotelraum in den putzunfreundlichen Zustand eines Jugendzimmers versetzte. Steele überlebte, weil er in der Mitte des Raumes stand und im letzten Moment durch die offene Tür in das Badezimmer hechtete, sich in die Wanne warf und sich klein machte, während die heranpfeifenden Splitter die Kacheln von der Wand schlugen und seine Deckung durchrüttelten. Es war für Steele eine Sache der Ehre, diesen Immobilienfrevler nicht ungesühnt zu lassen. Da er die Zündzeit des Handgranatentyps kannte und dazu nur noch einige Sekunden zu rechnen musste, die er für Auftauchen aus einer trümmergefüllten Wanne benötigte, konnte er sich die ungefähre Position des Handgranatenspenders ungefähr ausmalen.

Da die Glasscheiben in seinem Zimmer geborsten waren, gelangte er schnell auf den Balkon, schwang sich von dort auf den darunterliegenden Vorsprung und konnte dann auf ein breites Vordach, das um die erste Etage lief, springen. Ab da war alles ein Kinderspiel. Er zertrat ein Fenster, setzte über ein Doppelbett mit zwei kreischenden nackten Damen bei unmoralischer Tätigkeit hinweg, öffnete die Tür per Fußtritt, weil es ihm praktischer erschien, und konnte auf dem Gang noch den hageren Mann sehen, der nun die Treppe hinunterhetzte.

Steele fügte der Zahl kolumbianischer Invaliden ein weiteres, sehr kunstvoll durchgearbeitetes Exemplar hinzu. Als er wieder auf dem Vordach war, fuhr ein Wagen mit quietschenden Reifen direkt vor dem Hotel los. Steele nahm das Wagendach unter Feuer, ein Berufsoptimist im Inneren löste einige Schüsse in seine Richtung, dann sah das Wagendach aus wie ein Molenpfeiler voller Seepocken und der Wagen krachte gegen eine Hauswand. Aus dem Kühler entwich mit schrillum Pfeifen heißer Dampf, dann explodierte der Tank.

Dies war die eine Variante und Steele sah sie mit aller Deutlichkeit vor sich. Er entschied sich für die andere Variante, grub sich unter den Fliesenstücken hervor, raffte einige Sachen zusammen und verschwand auf demselben Weg, den der Attentäter genommen hatte. Der Unterschied bestand darin, dass der Handgranatenmann den Vordereingang zur Flucht benutzte, während sich Steele in löblicher Bescheidenheit durch die Küche und den Lieferanteneingang verdrückte.

Keine drei Minuten nach der Explosion der ersten Granate war Steele unterwegs. Er beklagte den Verlust von Garderobe, aber die wirklich wichtigen Dinge - Geld, Waffe, Papiere und ein Foto seiner Familie, waren wie immer in Griffweite gewesen.

Auch wenn man mit ihm nicht freundlich umgegangen war, so war das Attentat in gewisser Weise hilfreich. Es zeigte Steele, dass er bei seinen Nachforschungen irgendjemandem vor das

Schienbein getreten war, der erstens sensibel, zweitens mächtig und drittens skrupellos war. Aber welcher Liebhaber der lokalen Kulturtraditionen konnte so sauer reagieren, wenn ein Gringo vorsichtig nach relativ unbekanntem archäologischen Ausgrabungsstätten fragte?

Die Antwort kam später, zu einem Zeitpunkt, an dem Steele schon wieder Little und Dorkas an der Backe kleben hatte. Von Little war er angenehm enttäuscht, der Yankee konnte einen bombastischen Charme entwickeln und kam auf diese Weise weiter als Steele, allerdings nur bei jenen Leuten, die sich den Luxus kultivierter Gespräche und Drinks auf der Terrasse leisten konnten.

Es kam zu einer Doppelstrategie - Little bediente die erste Oberfläche, ließ sich von der US-Botschaft Empfehlungen ausstellen, wickelte sexuell unterversorgte Diplomategattinnen und -töchter um den kleinen Finger, sorgte auf Abendgesellschaften für Furore und saugte jede Information ein, die er in die Lauscher bekam.

Steele kümmerte sich um die zweite Oberfläche. Er gab Lastwagenfahrern ein Bier aus, trank an Tankstellen eine Cola, plauderte mit den Angestellten, sah sich auf den Plätzen um, auf denen morgens die Tagelöhner warteten, in der Hoffnung, sich mit einem 14-Stunden-Job ausbeuten zu lassen, um ihr Leben und das ihrer Familie einen weiteren Tag in eine graue Zukunft zu schieben. Als Steele diese Männer sah, war es, als hätte er bitteres Wasser getrunken. Er sah die Mischung aus Tapferkeit, Resignation, Zorn und Stumpfheit, die wie grauer Staub in den scharfen Falten ihrer Gesichter klebte. Er sah die schwieligen Hände, die sehnigen Körper, er sah junge Männer, die den Kopf noch nicht unter ihr Schicksal gebeugt hatten und alte Männer, die ihm unter ihrem versteinerten Äußeren wie zart gebaute Insekten erschienen, die jeder Windstoß zerschlagen kann.

Zwischen dem munteren Partylöwen Little und dem abgerisse-

nen Journalisten eines trotzkistischen Gewerkschaftsblättchens, den Steele spielte, gab es keine Verbindung. Kein Außenstehender hätte geahnt, dass sich diese beiden Männer wie die zwei Teile einer Zange langsam annähernten und das Objekt ihrer Wissbegier vorsichtig in den Griff bekamen.

Dorkas spielte bei dieser Aktion keinerlei Rolle. Er war in dieser Umgebung hilflos wie ein Kind. Little hatte ihm ein Zimmer in einem der besseren Hotels besorgt, und dort fand er ihn immer in derselben Position - völlig angekleidet auf dem Bett liegend, mit beiden Händen sein Gepäck umklammernd und den Ausdruck eines Schwerkranken in den Augen, der den Arzt fragen will, wie lange er noch zu leben hat.

Tatsächlich lief ihnen die Zeit davon. Flinger konnte längst wieder auf und davon sein, in diesem Fall hätten sie auf dumme Weise Energie verpulvert - Geld spielte in ihren Überlegungen längst keine Rolle mehr. Nein, es ging jetzt nur noch die beiden wirklich wichtigen Faktoren der Weltgeschichte: Zeit und menschliche Energie.

Little und Steele hatten sich auf einen neutralen Treffpunkt geeinigt, ein Restaurant in der Nähe des Busbahnhofes. Es war weder zu schäbig noch zu anspruchsvoll. Wenn sich Little näherte, lockerte der die Krawatte und zupfte das Hemd aus der Hose, dann noch das Haar zerstrubbelt, die coole Sonnenbrille aus dem Gesicht - und schon war Little ein leicht schlampiger Anglistikdozent.

Bei Steele lief die Verwandlung anders ab. Er bog um eine Ecke, und plötzlich straffte sich seine Gestalt, die hängenden Schultern wurden breiter, der gebeugte Nacken gerade, der Gang federte und sein Blick bekam die ruhige Härte und kühle Offenheit, die Steeles Wesen entsprachen. Aus einem Denkmal der sozialen Anklage wandelte er sich in Sekunden in Gestalt voller leise knisternder Energie und lose angeleinter Angriffslust.

Little und Steele hatten ihre Treffen zu wechselnden Zeiten. Einerseits wollte Steele, dass sie kein festes, nachvollziehbares und darum im Voraus berechenbares Muster entwickelten, andererseits nutzten sie den Schichtbetrieb des Personals, um nicht als stets zusammenhockende Stammgäste aufzufallen. Das letzte Treffen war für die Abendstunden festgelegt, nachdem sie sich eine Weile nicht gesehen hatten.

Als Steele eintraf, waren die Neonröhren des Restaurants eingeschaltet und legten ihr kaltes, sympathieloses Licht auf die Gäste. Steele fühlte sich dabei immer an die Auslagen einer Fleischerei erinnert.

Er verzog sich auf seinen Lieblingsplatz. Von hier aus hatte er den Eingang im Blick und konnte unauffällig die Tür zu den Toiletten im Auge behalten. Zur Straße hin gab ihm eine große Topfpalme Deckung.

Little ließ auf sich warten. Erst als die Ankunft eines Fernbusses einen Schwall neuer Gäste in den Raum spülte, schwamm er in der Menge mit. Auf seinen fragenden Blick antwortete ein kaum sichtbares Kopfnicken von Steele. Die Luft war rein, es gab keine Person, die verdächtig wäre, ihn zu beschatten. Also spielte Little brav die Komödie, fragte Steele, ob der Platz am Tisch noch frei wäre, und setzte sich nach der einladenden Handbewegung des anderen. Er wartete tatsächlich, bis Steele seine Zustimmung gegeben hatte, denn es gab keinen Sinn, einem imaginären Beobachter etwas vorzuspielen, wenn man es nicht richtig machte. Man brauchte nicht nach dem Platz zu fragen, wenn man sich vor der Zustimmung auf den Stuhl setzte - so wie Little es beim ersten Mal gemacht hatte. Steele hatte ihm dafür freundlich, aber bestimmt eine erste Lektion in konspirativem Verhalten gegeben. Little lernte schnell. Er wusste, welchem Gegner er nicht vor das Visier laufen wollte.

Er bestellte, während Steele gelassen aber mit vermehrter Aufmerksamkeit die neuen Gäste musterte. Es gab nichts Unge-

wöhnliches, aber weit hinten in seinem Hirn, wo die Instinkte in ihren dunklen Käfigen auf- und absprangen, vernahm er ein leises Warnsignal. Steele konnte keine Bestätigung für seine innere Unruhe finden. Was da saß, war solider Mittelstand, kleine Geschäftsleute mit ihren Familien, kluge, freundliche Mitmenschen und Bewohner der oberen Oberfläche.

Nach einiger Zeit, beide kauten an ihrem Essen, fragte Steele nach dem Salzfass. Er bekam es und dazu eine Fotografie.

»Was soll das?«, fragte Steele, nachdem er das Foto betrachtet hatte. Es zeigte so etwas wie eine Feier in einem Büro - eine Komposition gut gelaunter Gringos in mehr oder weniger angeschwipstem Zustand, die der Kamera Grimassen schnitten. Ein oder zwei Frauen sahen ganz attraktiv aus, der Rest war Durchschnitt, die Männer ordnete Steele als gehobene Bürohengste ein, mithin der typische Akademiker.

»Hinter der echten Schulter der Blondine mit dem Riesenbusen, sehen Sie das?«

»Diese kleine Statue?«

»Genau die!«, bestätigte Little. »Die Aufnahme ist gerade mal zwei Monate alt. Eine Feier ... irgendein Geburtstag eines Mitarbeiters des US-Kulturinstitutes hier. Die Feier fand im Büro des Leiters des Institutes statt. Ich habe das Foto übrigens geklaut und muss es wieder zurückbringen, sonst könnte es Ärger geben.«

»Was ist mit dieser Statue?«

»Sie ist ungewöhnlich«, lautete Littles schlichte Antwort.

»Die Blondine ist auch ungewöhnlich, bei diesen Titten müsste sie eigentlich ständig aufs Gesicht fallen. Oder trägt sie ein Gegengewicht am Hintern?«

Little verzog das Gesicht. »Die Brüste sind ganz in Ordnung, wenn auch ein wenig allzu hart. Je nach Lage der Dinge können einen diese Glocken verletzen, wenn sie dem Gegner ins Gesicht schwingen.«

Über das Foto hinweg warf Steele einen fragenden Blick. »Voller Körpereinsatz?«, erkundigte er sich trocken.

»Jeder tut, was er kann«, grinste Little zurück. »Irgendwie musste ich ja an das Foto kommen. Aber ich sag mal so, es fiel mir nicht besonders schwer, diese Last auf mich zu nehmen - nein, es war eine durchaus süße Last, ein bisschen quietschig, aber niedlich und bemüht.«

»Da bin ich aber beruhigt, dass Sie sich nicht allzu sehr aufopfern mussten«, knurrte Steele. Sein Finger schnippte gegen das Foto.

»Ich nehme an, diese kleine Figur, Ton ganz offensichtlich, stammt aus einer illegalen Ausgrabung.«

»Woher wissen Sie von diesen Ausgrabungen?«

»Weil es Leute gibt, die Tagelöhner dafür anheuern. Und zwar nicht für Tage, sondern wochenweise. Die Leute werden gut bezahlt, aber es gibt eine ganze Reihe, die von dem Ausflug nicht zurückkommen.«

»So ist es«, stimmte Little zu. »Es gibt so etwas wie eine Schattenarchäologie. Die Fundstücke verschwinden in dunklen Kanälen und landen dann bei einer bestimmten Sorte von Sammlern. Der Sorte, die sich beispielsweise einen Munch oder einen Rembrandt oder was weiß ich aus dem Museum klauen lassen, um ihn in ihrem Keller zu bewundern.«

»Flinger?«

»Mischt da irgendwie mit. Zwangsläufig, sonst könnte er seine Forschungen nicht durchführen. Ein Arzt hat mir erst vorgestern erzählt, dass er einem US-Bürger ein Medikament in den Dschungel transportieren ließ. Es deutet alles auf Flinger hin.«

»Wo?«

»Tja«, Little nahm einen Schluck Wasser und klimperte mit der Gabel auf dem Teller, »mit Verlaub gesagt eine Scheißgegend. Nennt sich Cienaga de Oro und liegt südlich von Medellin, so zwischen 150 und 200 Kilometer südlich. Der Witz ist, dass die Regierung keine Kontrolle über dieses Gebiet hat. Jedenfalls kei-

ne offizielle. Inoffiziell gibt es genügend Politiker, die mitmischen. Es gibt dort unten Kokafelder, Heroinküchen, Guerillas und die Truppen der Drogenbarone. Irgendwo knallt es immer. Ein Paradies für den engagierten Leser von *Soldier of Fortune*.«

»Fundstätten gibt es auch.«

»Die gibt es auch«, bestätigte Little. »Und zwar Pyramiden einer noch nicht offiziell identifizierten Kultur. Daher stammt diese Tonfigur. Ich habe das Foto vorhin Dorkas gezeigt. Lag übrigens immer noch mit Regenmantel auf dem Bett, der Gute. Er ist fast ausgeflippt, als er die Figur sah. Völlig unbekannte Kultur, wie er meint. Er zog Parallelen zu den steinzeitlichen Idolen im thrakischen Bereich, da soll es auch Göttinnen gegeben haben, deren Gesichter vogelähnlich waren. Das trifft ja auf das Foto zu. Aber dann hielt er sich die Aufnahme direkt vor die Nase, sie ist leider ein wenig grobkörnig, der Blitz hat auch nicht richtig funktioniert und Dorkas meinte, man solle die Ähnlichkeiten nicht überschätzen. Unsere Figur habe so etwas von einer Bienenkönigin - lang gezogene Augen und statt eines Schnabels so etwas wie einen Rüssel. Er sagte, dass er auf einem Foto von Tony Tanner eine Mumienmaske gesehen hat, die diesem Typus ähnlich sah, aber er konnte sich nicht genau erinnern.«

Steele lehnte sich zurück und warf einen Blick in die Runde. Das innere Alarmsignal war weiter deutlich vernehmbar, leise, aber schrill und störend. Eigentlich hätte Little etwas merken müssen, aber er war zu sehr mit seinen detektivischen Erfolgen beschäftigt. Jetzt zog er einen Zettel aus der Tasche und schob ihn über den Tisch.

»Das sind die Koordinaten, zu denen der Hubschrauber das Medikament bringen sollte. Angeblich ein Flusslauf mit breiten Kiesstränden in den Biegungen. So wie ich das aus den Partygesprächen mitbekommen habe, sollten dann die Pyramiden in unmittelbarer Nähe sein, ein verkehrsgünstig gelegener Kultort sozusagen«

»Und sicherlich auch eine ideale Strecke für Patrouillenboote und ein beliebter Landeplatz für Helikopter«, fügte Steele sarkastisch hinzu. »Wir dürfen mit jeder Menge Kurzweil rechnen ...«

Noch bevor Little etwas sagte, hatte Steele das nervöse Aufblitzen in den Augen des Amerikaners registriert. Durch die großen Scheiben war nichts Außergewöhnliches zu bemerken, kein neuer Gast war eingetreten. Entweder Little hatte ein ungeheuer scharfes Gespür für Gefahr oder die Gegner waren von besonderer Klasse.

»Alles klar«, befahl Steele knapp. »Sie gehen sofort für kleine Jungs und ich werde mal sehen, wer uns was Gutes tun will.«

»Da stecke ich in der Falle«, wandte Little ein.

»Eben!«

Ohne ein weiteres Wort warf Little einen Geldschein auf den Tisch und verschwand zu den Toiletten. Steele schürzte anerkennend die Lippen - bezahlen und ein sattes Trinkgeld geben, auch wenn es einem an den Kragen geht, das war mehr als sozial, das hatte Stil.

Also folgte er diesem positiven Beispiel und stand in dem Moment auf, als das Geräusch der Straße durch die geöffnete Tür lauter answoll. Aus den Augenwinkeln bemerkte Steele zwei Männer, die eintraten. Er selbst drehte ihnen den Rücken zu und machte sich ruhig auf denselben Weg, den Little eben gegangen war.

Das Risiko schätzte Steele eher gering ein. Wenn die beiden Männer es auf die laute Art angehen wollten, dann hätten sie jetzt schon mit Maschinenpistolen ohne Rücksicht auf Unbeteiligte gefeuert. Also war an diesem Abend Dezenz angesagt, und da kam es den freundlichen Ausknipsern gerade recht, dass sich Little und nun Steele in die intime Nachbarschaft von Pissoir und Kloschüssel begeben wollten.

Natürlich kannte Steele das Manövergelände. Der Gang machte einen Knick, führte geradeaus zu den Damentoiletten und über eine kleine Treppe hinab zu der entsprechenden Herrenabteilung. Nachdem er in aller Ruhe um die Ecke gebogen war, wollte Steele beschleunigen, sah sich aber jetzt einer Gruppe kichernder und nach einer Melange frisch aufgelegter Parfümvarianten duftender Damen gegenüber. Er musste sie erst vorbeilassen, verlor dabei wertvolle Sekunden, die schon längst die Treppe hinunter und durch die Tür der Herrentoilette geführt hätten.

So blieb ihm nur der Satz die Treppe hinunter. Unten kam Steele hart auf, prallte gegen die Tür, stieß sie auf und rollte sich auf dem nicht besonders sauberen Fliesenboden ab. Rechts waren zwei Waschbecken und drei Pissoirs, links die Toilettenkabinen.

»Little?«

»Hier hinten!«

»Kluger Junge«, knurrte Steele anerkennend.

Little hatte sich in die letzte Kabine der Reihe verzogen. Außer ihnen war niemand anwesend, eine Tatsache, die Steele nicht überraschte, denn er hatte das Publikum ja die ganze Zeit im Auge gehabt.

Durch das Rauschen eines Entlüfters waren Schritte auf der Treppe zu hören. Mit einem Fußtritt setzte Steele die Spülung eines Pissoirs in Betrieb und sprang dann in die nächste Kabine. Bevor er seine Tür schließen konnte, waren die beiden Männer im Raum. Sie hatten das Spülgeräusch gehört und feuerten zuerst in diese Richtung.

Steele bemühte sich nicht um besondere Raffinesse bei seiner Aktion. Er feuerte auf den Rücken des ersten Mannes und bevor der zweite den Lauf schwenken konnte, hatten ihn Steeles Plastikgeschosse erwischt, hoben ihn von den Beinen und warfen in gegen die Wand.

»Fertig, abputzen!«, sagte Steele und schleppte mit Little zusammen die beiden Männer in eine Kabine. Dann verließen sie

das Restaurant.

Alles in allem, konnte Steele jetzt, wo er am Knüppel der Sikorsky saß, mit dem Ablauf der Ereignisse ganz zufrieden sein.

Während unter ihm der Dschungel dahinglitt - eine schier endlose grüne Fläche, die sich senkte und wieder hob und an manchen Stellen einzelne Riesenbäume wie Krallenhände zum Himmel streckte - hing Steele seinen Gedanken nach. Die Urwälder dieser Erde waren ihm vertraut. Für bombastische Überschriften wie *Grüne Hölle* hatte er nur ein verachtungsvolles Schulterzucken übrig. In diesen Wäldern lebten Menschen, hatten sich stabile Gesellschaften entwickelt, die noch Jahrtausende überstehen konnten, wenn man sie nur ließ. Wenn man ihr Gebiet nicht mit goldgerigem Abschaum der Großstädte überschwemmte, mit Missionaren, landhungrigen Bauern, Minengesellschaften, Pocken und anderen Krankheiten, Transistorradios, Feminismus und der übelsten Pest von allen, dem verständnissinnigen Ethnologen. Man konnte in diesem Wald gut überleben, wenn man sich an die Regeln hielt. Er war weniger gefährlich als bestimmte Viertel von Los Angeles, Moskau oder Sao Paulo.

Aber jetzt erschien diese grüne Decke unter ihm als etwas anderes. Sie war eine dünne Oberfläche, eine täuschende Folie über verborgenen Kräften. Mit jeder Anhöhe schienen sich diese Energien zu ballen, sich in jeder Senke zu verbergen, sie waren in jeder Sekunde aktiv und lebendig, warteten auf ihre Zeit, um dieses grüne Fell abzuschütteln, so wie ein Werwolf bei Vollmond aus seiner Haut platzt.

Es war, als hätte sich das Geraune, das Getuschel, die Gerüche, die sich um dieses Gebiet rankten, in eine Hefe verwandelt, die auftrieb und wucherte, sich ausbreitete und anschwell.

Die Tagelöhner, mit denen er gesprochen hatte, hatten Steele

von Erd- oder Schlammmenschen erzählt, die Arbeiter überfallen, beraubt und getötet hätten. Bisher hatte Steele diese Geschichten nicht ernst genommen. Seine *Gewährsleute* waren Analphabeten oder zumindest Vertreter der gesellschaftlichen Unterschicht oder sie hatten Indianerblut in den Adern. Ihr Leben war voller abergläubischer Vorstellungen. Außerdem, was lag näher als einen Gringo, der eine Runde Schnaps springen ließ, mit abenteuerlichen Erzählungen bei Laune zu halten? Das Gegenargument hatte Steele bisher verdrängt. Es lautete: Warum erzählen Männer, die sich nicht kennen, unabhängig voneinander dieselben Geschichten?

Natürlich unterschieden sich diese Geschichten, es gab mehr oder weniger spannende Varianten, die von der Stimmungslage des Erzählers abhingen. Und natürlich handelte es sich um Hörensagen, um Geflüster unter der Hand, das man offen nicht aussprechen mochte. Der Kern blieb aber immer derselbe. Das Gebiet war nicht geheuer, es gab dort Überfälle, Menschen verschwanden und tauchten nie wieder auf, in der Nacht hörte man Signale und Rufe in fremden Sprachen, hinter jedem Busch schien ein Paar feindseliger Augen die Eindringlinge zu beobachten, Spuren zeigten an, dass die unbekanntenen Beobachter bis in die Camps vordrangen, ohne dass irgendeine Wache Alarm geschlagen hätte. Dort, wo man sie zu Gesicht bekam - und überlebte, um davon zu erzählen - war von kleinen, hageren Männern die Rede, die von Kopf bis Fuß von Schlamm bedeckt waren und direkt aus der Erde zu wachsen schienen.

Vielleicht war alles ja nur eine Maskerade, mit denen die Drogenkartelle auf unblutige Weise ihr Gebiet reinigen wollten. Obwohl das Vergießen von Blut bisher etwas war, das von den Drogenbossen und ihren Helfern gern und reichlich durchgeführt wurde. Also war diese Option eher unwahrscheinlich.

Eine unerwartete Thermik packte den Hubschrauber und schüttelte ihn. Der Motor heulte auf, als die *Sikorsky* wie ein Auf-

zug hochstieg, um im nächsten Augenblick das Doppelte an Höhe zu verlieren.

Die Bäume waren plötzlich gefährlich nah, die Heuschreckenbeine des Fahrwerks frästen eine Schneise durch einige hochragende Wipfel. Die Äste polterten am Rumpf entlang und rüttelten die Maschine.

Mit einem leisen Fluch stabilisierte Steele die *Sikorsky* und zog sie in die Höhe. Dieser Helikopter war eine Reminiszenz an die heroische Zeit der Drehflügler, für den Piloten bedeutete sie aber so viel Vergnügen wie eine Fahrt mit einem Oldtimer mitten durch die Rushhour einer Großstadt. Wenn inzwischen die *Huey* schon als *altes Hündchen* gehandelt wurde, so war diese *Sikorsky S-55* ein Zombie. Sie war träge und bockig, jede Feinheit der Steuerbewegungen ging in dem klappernden Gestänge verloren und der Motor sang ein Lied der Sehnsucht nach dem nächsten Schrottplatz. Auf der anderen Seite konnte Steele von Glück sagen, dass er diese Mühle überhaupt bekommen hatte. Sie stand vergessen in einem Hangar eines Flugfeldes und erinnerte daran, dass die US-Marines auch schon Ende der 50er oder Anfang der 60er Jahre einen kleinen Geschäftsbesuch in diesen Dschungelregionen gemacht hatten. Für den Piloten dieses Hubschraubers war der Einsatz nicht erfolgreich gewesen, jedenfalls schloss Steele von der eingetrockneten Mischung aus Blut und Kot, die den Sitz verschmiert hatte, dass durch eines der Einschusslöcher im Rumpf die Kugel gekommen war, die den Unterleib des Piloten zerfetzt hatte. Einen Vorteil hatte dieses vergessene Wrack aber gehabt: Niemand wurde aufmerksam, wenn sich ein verrückter amerikanischer Sammler das Ding unter den Nagel riss. Wenn Steele bei den einschlägigen Stellen nach einer *Huey* oder einer *Black Hawk* gefragt hätte, dann hätte man ihm geantwortet: *kein Problem, sofern die Knete stimmt. Aber sagen Sie mal - wozu brauchen Sie denn den Chopper?*

Und genau das musste Steele vermeiden. Mit einem sarkastischen Lächeln musste er sich jetzt bestätigen, dass Geld eben

doch nicht alles war. Es gab noch andere Faktoren.

Hinter ihm bewegte sich etwas. Little zwängte sich durch den schmalen Durchlass in die Kabine und ließ sich auf den zweiten Sitz fallen.

»Was macht unser Passagier?«, fragte Steele. Er musste seine Stimme fast zum Schreien erheben, um das Motorengeräusch, das Knattern des Rotors und die pfeifenden Windgeräusche zu übertönen.

»Er fand den Durchsacker eben nicht sehr witzig. Ich habe ihn mit einer Tüte versorgt, die er jetzt ausgiebig füllt.«

»Die Luft ist unruhiger, als ich gedacht hatte«, bemühte sich Steele um eine Erklärung. »Und dieses Gerät reagiert ziemlich träge.«

»Warum fliegen wir dann nicht einfach höher?«, fragte Little mit unschuldigem Gesichtsausdruck.

»Weil wir Treibstoff sparen müssen. Und weil ich niemandem die Gelegenheit geben will, uns in aller Ruhe ins Visier zu nehmen. Da harke ich lieber ab und zu durch das Gestrüpp, auch wenn die Eleganz dabei verloren geht.«

Little blickte zur Seite. Durch das zerkratzte Fenster sah er zwischen grünem Laub das silbrige Blinken eines Wasserlaufes. Es dauerte nur eine Sekunde, dann war alles wieder unter der immer gleichen Hülle von Wipfeln und Baumkronen verschwunden.

Steele änderte den Kurs ein wenig. Nun huschten die Schatten der Rotorblätter durch die Kabine und vermittelten eine Atmosphäre von nervöser Hektik.

Mit einem Räuspern deutete Little auf das Instrumentenbrett. Es war eine improvisierte Zusammenstellung von Anzeigegeräten, die auf einer Sperrholzunterlage montiert waren. Einige Drähte ragten nutzlos aus den Tiefen der Verkleidung.

»Muss das so sein, dass alle diese Zeiger im roten Bereich

sind?«, fragte Little.

»Nicht wirklich.«

»Sollte ich dann vorsichtshalber schon mal anfangen, in Panik zu geraten?«

»Nicht wirklich«, wiederholte Steele seine Antwort. Er warf einen uninteressierten Blick auf die Anzeige und ließ sich dann zu einer weitergehenden Erklärung herab. »Der Motor ist zwar ein Haufen Schrott, aber er läuft ziemlich zuverlässig und kann eine Menge vertragen. Solange ich nichts höre oder rieche, sind mir die Instrumentenanzeigen schnuppe.«

Hier sog Little prüfend die Luft ein. Es war ein ziemlich betäubendes Gemisch aus Benzin, überhitztem Öl und schlecht verbrannten Abgasen. Außerdem war eindeutig zu registrieren, dass sich Dorkas immer noch heftig um die Entleerung seines Magens bemühte. Und das Motorengeräusch? Laut. Nichts als ein lautes Brüllen und Klappern, in dem Little keine Differenzierungen vornehmen konnte.

Unter ihnen riss für einen Moment die grüne Fläche auf. Lang gezogene, mit Blättern gedeckte Hütten reichten sich aneinander, Lastwagen standen im Schatten der Bäume. Für einen Augenblick glaubte Steele, die Umrisse eines Hubschraubers unter einem Tarnnetz zu erkennen. Der Schatten ihres eigenen Helikopters huschte über Dächer und Fahrzeuge, Stapel von blauen Tonnen, jagte über die rötliche, blanke Erde zwischen den Hütten. Männer liefen aus dem Schatten und wandten ihnen die hellen Flächen ihrer Gesichter zu. Am Rand des Areals stand ein Wachturm, an den Stamm eines Urwaldriesen gelehnt. Steele bemerkte dort eine Bewegung, zwei Männer schwenkten einen Lauf, ein Patronengurt schlenkerte bei der heftigen Bewegung. Dann war alles wie ein Spuk verschwunden, weggewischt von dem grünen Tuch.

»Die Leute da unten wirkten ein wenig verbiestert«, bemerkte Little.

»Sie sind vorsichtig, das ist alles.«

Steele dachte an den Hubschrauber. Wenn die Männer im Dschungel wirklich üble Laune hatten und dieses Gerät zur Verfolgung einsetzten, hatte er mit seiner *Sikorsky* schlechte Karten. Sie brauchten einige Minuten, um das Tarnnetz zu entfernen, die Turbinen zu starten und warm laufen zu lassen. Aber dieser Zeitverlust wurde durch ihre höhere Geschwindigkeit mehr als ausgeglichen. Sie konnten die *Sikorsky* abschießen wie eine Tontaube.

Steele schwankte einen Moment. Sollte er den Kurs ändern, sollte er versuchen, sich in einem Flusstal zu verstecken? Dann verwarf er den Gedanken wieder. Die Thermik barg unwägbar Risiken, außerdem mischte sich soeben in das Motorengedröhn ein helleres Klingeln, das Steele überhaupt nicht gefiel. Er selbst hatte den Sternmotor so weit es ging wieder instand gesetzt und wusste, wo die Schwachstellen waren. Und jetzt schien auch der Motor selbst davon erfahren zu haben. Es gab nur noch eines: Augen zu und durch.

»Es heißt, dass die Drogenkartelle auseinander geplatzt sind«, sagte Little plötzlich.

»Wer behauptet so was?«

»Leute an der Botschaft. Ich habe den Eindruck, dass zwei Drittel von denen eigentlich von der DEA bezahlt werden. Und dann natürlich die Virginia Farmboys, immer in Konkurrenz zu allen anderen Geheimdiensten. Es ist ziemlich unübersichtlich.«

»Das hätte ich auch schon vorher sagen können, ohne mit Schlipsträgern Schampus zu saufen«, blaffte Steele.

Little nahm ihm diese Bemerkung nicht übel.

»Sicherlich«, sagte er grinsend. »Das ist der Informationsstand, den der durchschnittliche westliche Journalist hat und mit dem er seine Leitartikel schreibt. Stimmt ja auch. Aber ein wenig mehr habe ich denn doch rausgefunden.«

»Dass sich die Kartelle neu formieren.«

»Dass die Globalisierung auch den guten alten Drogenbossen den Spaß am Geschäft verdirbt. Also kommt die nächste Generation, die natürlich alles besser weiß.«

»Das ist mir nicht originell genug, um zu applaudieren«, sagte Steele. Er hörte nur mit einem Ohr zu. Mit dem anderen lauschte er auf das verstärkte Klingeln, das aus dem Motorenbereich unter ihnen erklang. Der Hubschrauber lag merklich unruhiger in der Luft. Neue Vibrationen übertrugen sich auf die Hebel, die Steele umfasst hielt, und zwangen ihn zu verstärktem Zupacken. An seinen Unterarmen schwellen die Adern an.

»Seit die Taliban zurückgedrängt sind, ist Afghanistan wieder stark im Kommen. Drogenmäßig, meine ich. Es gibt so etwas wie einen Kampf um den Absatzmarkt USA. In der Botschaft ist man der Meinung, dass im Hintergrund auch Leute sitzen, denen es nicht um Geld geht, sondern um einen möglichst großen Schaden für die westliche Gesellschaft, besonders für die USA.«

»Die sollten dem Westen nur zehn Jahre Zeit geben«, knurrte Steele, »dann hat er sich selbst aufgefressen. Dazu braucht man keine Billigdrogen.«

»Nun, die Leute an der Botschaft sahen das etwas optimistischer. Ach ja, man sollte auch die Guerillagruppen nicht vergessen. Die mischen auch tüchtig im Drogengeschäft mit. Sie klauen den Kartellen den Stoff oder bauen ihn selbst an. Es ist ein munteres Spiel, bei dem man nicht fragen muss, wer Freund oder wer Feind ist, weil es Freunde nicht gibt.«

»Und was sagt uns das? Ich bin nicht zur Eheanbahnung in dieser Mühle unterwegs.«

»Es sagt uns immerhin, dass wir mitten in ein Minenfeld springen«, legte Little nach.

»Danke, ich werde mir einen Doppelknoten in die Schuhbänder machen.«

Vor ihnen tauchte eine Hügelkette auf. Grauer Dunst lag über der Landschaft, er schluckte alle Umrisse und vermischte die

Farben zu einem matten Oliv, als wollten sich die Hügel tarnen.

»Dort müssen wir hin.« Während Steele das sagte, beugte er sich vor, um nach unten zu schauen - dorthin, wo der Auspuff aus dem Motorraum ragte. In das helle Blau der Abgase mischte sich schmutzig-weißer Dampf. Es war nur noch eine Frage von Minuten, bis der Motor aussetzte. Die Hoffnung, mithilfe der Segelstellung der Rotoren zu so etwas wie einer sanften Landung zu kommen, hatte Steele nicht. Sie würden wie eine Bombe in die Bäume krachen und konnten nur hoffen, dass die Struktur des Rumpfes fester war, als sie wirkte und die Äste Aufprallenergie absorbieren würden.

»Mich würde viel mehr interessieren, was mit Flinger und dem Zeug ist, das er ausgräbt«, stellte Steele plötzlich fest. Flinger war ihm herzlich egal. Aber es war angenehmer, sich über dieses Thema zu unterhalten, als dem Motor zuzuhören, wie er sich langsam innerlich zerlegte.

»Die Sache ist nicht ohne Reiz«, sprang Little sofort an. »Es scheint so, als würde Flinger sozusagen illegal graben. Offiziell ist er als Botaniker hier. Man wollte ihm eigentlich keine Erlaubnis geben, in dieses Gebiet zu reisen, aber damit hätten die Institutionen zugestanden, dass sie das Gebiet nicht mehr unter Kontrolle haben. Und das können sie sich auf internationaler Ebene nicht erlauben. Das Seltsame ist, dass anscheinend einige US-Unis nicht wollen, dass überhaupt in dieser Gegend archäologisch geforscht wird. Entweder, sie haben selbst den Daumen auf der Sache und wollen den Ruhm alleine einheimen oder ...«

Das Scheppern unter ihnen wurde von einem deutlichen Ruck begleitet. Für einen Moment setzte das Motorengeräusch aus, um dann sofort wieder weiterzudröhnen. Es war die Zeit eines Lidschlages, gerade ausreichend, um die Unterbrechung zu registrieren.

»Oder was?«, wollte Steele wissen.

»Nun, wenn ein Mathematiker beweisen würde, dass $1+1=3$

ist, dann würde man ihm keinen Preis verleihen, sondern ihn steinigen, weil er das ganze System des Wissens auf den Kopf gestellt hat.«

»Und Flinger könnte also so ein Wissensrevoluzzer sein?«

Little zuckte die Schultern.

»Je mehr harte Sachen bei den Partys getrunken wurden, je später es wurde, desto sicherer waren sich einige Leute, dass der Dschungel noch Überraschungen birgt, die die bisherigen Weisheiten ins Schwanken bringen können. Waren sie am nächsten Tag wieder nüchtern, hörte sich das alles anders an.«

»Aber Flinger wurde doch zumindest halboffiziell unterstützt«, erkundigte sich Steele.

»Das schon«, bestätigte Little. »Aber mir wurde bald klar, wie das System läuft. Man verscherbelt Fundstücke oder stellt sie sich aufs Regal, aber auf jeden Fall verhindert man, dass diese Sachen von einem wirklichen Experten untersucht werden. Und sollte einer den Finger heben und sagen *Das passt aber nicht mit unserer bisherigen Sichtweise zusammen*, dann kann man ihn runtermachen, indem man auf mangelnde wissenschaftliche Dokumentation des Fundortes und der Ausgrabung und diesen ganzen Kram abzielt.«

»So ganz scheint das Prinzip nicht zu funktionieren, sonst wären wir jetzt nicht hier.«

»Das ist die Regel von der Ausnahme von der Regel.«

Wieder erschütterte eine Folge von Fehlzündungen den Hubschrauber.

»Mein Angebot mit der Panik gilt noch immer«, quetschte Little zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

»Sehr zuvorkommend, ich werde es bei passender Gelegenheit nutzen.«

Unter ihnen wichen die Bäume plötzlich zurück und gaben den Blick auf eine breite Schlucht frei. Auf ihrem Grund wälzte sich ein Fluss von unappetitlich brauner Färbung. Die Ufer stie-

gen als glatt polierte Felsen steil aus dem Wasser.

Kurz entschlossen steuerte Steele die *Sikorsky* in die Schlucht. Das Risiko war hoch, aber im Falle eines endgültigen Motorversagens erschien es ihm besser, im Fluss zu landen als in den Baumkronen. Der Sinkflug erinnerte an eine Schussfahrt mit der Achterbahn. Beide Männer wurden aus ihren Sitzen gehoben. Von hinten erklangen lautes Stöhnen und Würgen.

Wenige Meter über dem Grund gelang es Steele, die Maschine wieder abzufangen. Der Rotordruck peitschte das Wasser zu schmutzigen Schaumkränzen, die eilig dem Ufer entgegengogen. Gepackt von wechselnden Winden tanzte die Maschine nervös und verlangte die volle Aufmerksamkeit des Piloten.

Jetzt musste sich Steele für eine Richtung entscheiden. Die Koordinaten, nach denen er sich bisher gerichtet hatte, konnten ihm nun nicht weiterhelfen.

Er entschied sich dafür, stromaufwärts zu fliegen. Es war leichter, mit einem improvisierten Floß der Strömung zu folgen, als sich gegen diese Strömung fortzubewegen.

Aber nach kurzer Zeit erkannte Steele, dass sie in der Falle saßen.

»Ich will ja nicht negativ wirken«, erklang die Stimme Little neben ihm, »aber mir kommt das da vorn ziemlich eng vor.«

»Willkommen im Klub.«

Die Stelle war nicht nur ziemlich, sondern sehr eng. Die Ufer drängten sich aneinander, stauten den Fluss auf und ließen ihn als gischende brodelnde Masse zurück in die Freiheit. Unter dem Hubschrauber tobte der kochende Fluss. Oberhalb der Uferfelsen reckten sich Bäume in die Spalte und verengten sie noch weiter.

»Vielleicht sollten wir einfach ein wenig höher fliegen«, meldete sich Little zurück.

»Dann würde ich sagen, steig aus und schieb an, Superman. Ansonsten kommt diese Kiste nämlich keinen Meter mehr hoch.«

Die Motorleistung hatte rapide abgenommen. Wahrscheinlich waren die restlichen arbeitenden Zylinder vollauf damit beschäftigt, ihre streikenden und von durchwässertem Altöl schmatzenden Kollegen mitzuziehen und konnten keine Energie mehr an den Rotor abgeben.

Dazu kamen Fallwinde, die den Hubschrauber immer wieder durchrüttelten und ihn zu Boden drücken wollten. Nach Steeles Einschätzung war es allerdings gerade die Nähe des Bodens, die den Hubschrauber noch auf geringer Höhe hielt, weil er auf einem Luftpolster glitt.

Die Spalte kam unaufhaltsam näher. Je geringer die Entfernung wurde, desto unwahrscheinlicher schien es, dass die Rotoren zwischen den Felsen oder Ästen Platz finden konnten. Es war der Versuch, einen Lastzug zu parken, wo schon ein Kleinwagenbesitzer ins Grübeln geraten musste.

Little warf einen schnellen Blick auf den Piloten. Steele wirkte konzentriert, ohne eine Spur von Anspannung. Nur der Schweißtropfen auf seiner Stirn passte nicht in dieses Bild. Die näher rückenden Ufer warfen das Rotorgeräusch knallend zurück, verstärkten es durch ihr Echo zu einem schmerzhaften Dröhnen, das sich mit dem überanstrengten Lärmen des Motors mischte. Little spürte, wie sich sein Körper versteifte, wie sich jeder Muskel, jede Sehne in Panik und in Erwartung des Schlimmsten zusammenzog, wie sein Bewusstsein zu einem bloßen Passagier dieser animalischen Anhäufung panikerfüllter Zellen wurde. Der Rumpf wurde von harten Schlägen erschüttert, wankte, taumelte, stabilisierte sich und vibrierte, als wollte er sich selbst zerlegen. Ein Schmerz zeigte Little, das er sich die Fingernägel in die Handfläche grub.

Die Engstelle raste näher. *Warum dreht dieser Idiot neben mir nicht einfach um?*, fuhr es Little durch den Kopf. *Warum nehmen wir nicht die andere Richtung?*

Little registrierte jede Einzelheit, sah einen Vogelschwarm aus dem Laub davonspritzen, bemerkte die Spiegelung des Laubs

auf dem Wasser, das matte Licht in der Schlucht.

Neben ihm war eine Bewegung. Steele riss die Maschine im letzten Moment hoch. Der Motor kreischte Ohren zerfetzend, der Hubschrauber schüttelte sich, als würde er von allen Seiten mit Bohrhämmern bearbeitet. Aber er stieg, langsam, träge, unwillig, aber dennoch er stieg. Es reichte, um die Rotoren über den Bereich der Felsen zu heben. Die Spitzen hackten durch das Laub, schleuderten einen Wirbel von Blattwerk und Zweigen in ihren Luftstrom, der dann in Spiralen auf das Wasser niederregnete.

Unter ihnen lag der Fluss jetzt breit und friedlich, mit brauner, blank polierter Oberfläche, die von keinem Strudel gestört wurde.

»Da war was«, rief Little plötzlich.

»Ja, eine verteufelt enge Stelle.«

»Nein, nein, ich meine was anders.«

Little deutete nach hinten, konnten aber in seiner Aufregung nicht formulieren, was er gesehen hatte. Zwischen den Bäumen, von ihnen zum Teil zerstört und überwachsen, waren Mauerreste, als hätte man in früherer Zeit diese Engstelle als Befestigung genutzt. Bevor er einen klaren Satz herausgebracht hatte, sah Little schon etwas anders und deutete aufgeregt nach vorne.

»Ich sehe es, ein Kiesstrand«, sagte Steele.

»Nein, dahinter, dieser steile Felsen mit dem Einschnitt.«

Für Steele war der Kiesstrand im Augenblick wichtiger. Er steuerte auf die Fläche von weißen und bräunlichen Steinen zu. Zu eng eigentlich, zu wenig Platz. Aber es musste sein. Es war die letztmögliche Endhaltestelle für die betagte *Sikorsky*, die sich nur noch wie durch ein Wunder in die Luft krallte und doch bei jedem Peitschenhieb der Rotorflügel weiter durchsackte.

Der Hubschrauber setzte hart auf. Ein Schuss ertönte und ließ Steele zur Waffe greifen. Dann entspannte er sich.

»Der linke Vorderreifen ist geplatzt«, erklärte er.

»Schade, war doch das Einzige, was noch richtig funktionierte«, gab Little zurück.

Der Motorenlärm erstarb mit einem letzten, bösen Aufkreischen, die Rotoren liefen leise flappend aus und hingen dann wie die Flügel eines nass gewordenen Insektes herab. Erhitztes Metall knackte beim Abkühlen. In ihren Ohren rauschte das Echo des Dröhnens, das ihnen in den letzten Stunden wie eine akustische Maske übergestülpt worden war.

Nach einer Weile erst drangen die Geräusche des Waldes auf sie ein. Sie konnten das Rauschen des Wildwassers hinter der Verengung vernehmen und das friedliche Murmeln, mit dem der Fluss an ihren Landeplatz stieß. Vögel kieksten und flöteten, der Wind hauchte in den Wipfeln und über allem lag das metallische Sirren unzähliger Insekten.

»Wir sollten hier raus. Es ist nicht gut, beim Hubschrauber zu bleiben«, sagte Steele. Seine Stimme war so laut, dass er selbst zusammenzuckte. Er hatte seine Lautstärke immer noch dem dröhnenden Flug angepasst.

Sie kletterten aus der Kanzel und fanden im Frachtraum ein seltsames zweibeiniges Wesen mit einer feuchten Papierschнауze. Dorkas hatte den Kopf in die Tüte gesteckt und bisher nicht gewagt, ihn von dort zu entfernen.

Ohne weitere Umstände schickte Steele ihn mit einem Handtuch und einem Stück Seife zu einem kleinen, kristallklaren Bach, der in der Nähe den Uferfelsen herabrann.

Während sich Dorkas in einen halbwegs zivilisierten Zustand zurückversetzte, wuchteten die beiden anderen das Gepäck aus dem Hubschrauber und brachten es in die Deckung des Waldrandes.

Dann machten sie sich an die Untersuchung des Einschnittes in den Felsen. Ganz offensichtlich war dieser Spalt durch natürliche Ursachen entstanden. Und ebenso offensichtlich hatte Menschenhand seine Form verändert und korrigiert. Die Wände wa-

ren glatt, wie poliert, die Kanten sauber und gerade. Wenn sich Steele in die Spalte stellte, konnte er mit ausgebreiteten Armen gerade noch beide Wände berühren. Der Weg führte steil vom Ufer hinauf in den Wald. Little wühlte ein wenig unter modernen Blättern und fand an der steilsten Stelle einige Treppenstufen in den Fels gehauen.

Zurück am Kiesstrand fanden sie Dorkas als Häufchen Elend am Ufer hocken. Zuerst dachte sie, ihm wäre noch schlecht, aber es stellte sich heraus, dass Dorkas sich fast zu Tode schämte.

»Es tut mir leid, die Umstände, die ich mache ... und überhaupt, die schöne Tüte ...«

Auf Dorkas Gesicht kämpften die weiß-grüne Übelkeitsfarbe und die rote Peinlichkeitsfarbe um die Vorherrschaft und einigten sich auf eine kränklich graue Kompromissfarbe.

»Ich habe harte Jungs erlebt, die sich den Fliegeroverall vollgekotzt haben«, erklärte Steele, »und nachher tropfte ihnen die Suppe aus den Hosenbeinen. Da ist eine Tüte geradezu kultiviert. Außerdem war das ja auch kein Erste-Klasse-Flug.«

Dorkas ließ sich durch die Beispiele der harten Jungs nicht recht beruhigen. Wahrscheinlich waren sie seinem Weltbild ebenso fern wie Kannibalen oder Diskothekengäste.

Schließlich sprach Little das rettende Wort. Er deutete mit dem Daumen hinter sich auf den Einschnitt im Felsen.

»Wenn Sie sich das mal bitte anschauen würden. Es gibt eindeutige Spuren menschlicher Bearbeitung und ich glaube sogar, links neben den Eingang ein Relief erkannt zu haben.«

»Tatsächlich? Hier? Spuren einer Zivilisation?«

Dorkas war sofort auf Empfang und watschelte auf wackeligen, aber tapferen Beinen durch den Kies auf den Felsen zu. Dort war er vollauf beschäftigt, während Steele das Marschgepäck zusammenstellte. Es bestand aus Nahrungskonzentrat, einigen medizinischen Überlebenshilfen, Trinkwasser und Unmengen von Munition, die das Hauptgewicht der Fracht ausmachte.

»Ich nehme an, wir werden die Schlacht von Dien Bien Phu nachstellen«, merkte Little an, als er das ihm zugedachte Kontingent anhob.

»Wir wollen die mittelamerikanischen Machos wenigstens etwas beeindrucken«, antwortete Steele mit einem kritischen Blick in die Runde. Ihre Position war nicht besonders günstig. Von der Gegenseite aus waren sie ohne besondere Kunstfertigkeit zu erlegen. Er warf sich den Rucksack über, packte eine weitere Munitionskiste darauf und schritt zur Felsspalte. Sein Instinkt wehrte sich dagegen, derart auf dem Präsentierteller zu sitzen. Er wollte in den Wald, der ihm Deckung bot.

Die aufgeregte Stimme von Dorkas klang ihnen entgegen. Auf den Zehenspitzen stehend wischte der Wissenschaftler eifrig und ohne Rücksicht auf seine Kleidung Moos und Flechten von der Felswand.

Little hatte sich nicht getäuscht. Es gab tatsächlich ein Relief, das Dorkas nun freizumachen versuchte. Nachdem er verschmutzt und das Relief gereinigt war, trat Dorkas schwitzend zurück.

»Meine Herren, das ist eine Sensation«, erklärte er mit vor Rührung kehliger Stimme. »Bisher war von einer indianischen Hochkultur in diesem Gebiet nichts bekannt. So wie ich es sehe, zeigen diese beiden Figuren eindeutig indianische Darstellungsweise. Allerdings ...« damit trat Dorkas nervös näher an den Fels heran, um sogleich wieder zurückzuzappeln.

»Ich nehme an, der Rauschebart ist nicht so original indianisch«, kommentierte Steele. Dann schaute er sich zu Little um. Der achtete nicht auf die beiden anderen, sondern drehte sich, den Kopf erhoben, im Kreis, als müsste er eine Antenne ausrichten.

Und tatsächlich glaubte Little, etwas zu empfangen. Signale, die er in ihrer Fremdartigkeit nicht zu deuten wusste, die aber nicht geeignet waren, seine Stimmung zu heben.

Vielleicht war es ja der Dschungel selbst, dessen Impulse er registrierte. Dieses wuselige Gebären und Sterben, dieses Paaren, Jagen, Fressen und Gefressenwerden, ein ständiger rasender Wechsel, ein sich in jedem Moment selbst überholendes Rad der Vernichtung und Erschaffung, der Fruchtbarkeit und der Lebensgier und der Lebensangst. Für ihn wirkte das alles wie ein rasender Wirbel, in dessen stiller Mitte er stand. Dann aber war sich Little sicher, dass er etwas anderes empfing. Etwas, das mit diesem Dschungel nichts zu tun hatte. Etwas völlig Fremdartiges, das hier lebte, ohne wirklich hier zu sein. Er schüttelte den Kopf. Das alles war zu vage, nichts als eine blasse Empfindung, um die er sich besser nicht kümmerte, solange er sich ihrer nicht sicherer war.

»Genau das ist«, hörte er Dorkas neben sich rufen. »Diese Haartracht wirkt eigentlich eher assyrisch. Und auch dieser Gestus, diese erhobene Hand mit dem Stab. Aber das gibt natürlich keinen Sinn ... zeitlich ist das nicht in eine Linie zu bringen, da klaffen Jahrtausende zwischen. Ich weiß wirklich nicht.«

Damit verstummte er und betrachtete das Relief mit verstränkten Armen.

Steele drängte zum Aufbruch, und so stapften sie den Anstieg hoch und befanden sich mitten im Urwald. Jetzt erst, als sie die Frische des Ufers verlassen hatten, brach ihnen der Schweiß aus. Die Luft war heiß und schwül, angefüllt mit Gerüchen von Moder und Feuchtigkeit und nassen Blättern. Sie legte sich schwer auf die Lunge und machte das Atmen zu einer mühsamen Arbeit.

Schon als Steele von Weitem den Dunst über diesen Hügeln erblickt hatte, war er sicher gewesen, dass dies ein böser Ort war. Mit jedem Schritt, den er sich nun über den weichen Boden tiefer in den Wald arbeitete, spürte er die Boshaftigkeit stärker. Sie war überall, aber wenn man versuchte, sie zu fassen, war sie verschwunden und man sah nichts als einen feucht schimmernden

Baumstamm, dessen Rinde seltsame Fratzen zu schneiden schien oder ein Gebüsch, in dem einzelne Sonnenstrahlen auf feuchten Blättern funkelten, als wären es lauernde Augen.

Sie folgten einem deutlich sichtbaren Pfad, der von der Felspalte in die Tiefe des Waldes führte und dabei in weiten Schlangelinien den Hügel erklimmte.

Es war nur natürlich, dass sie diese Möglichkeit nutzten und es gab sogar eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass dieser Pfad sie zu Flinger leiten würde. Aber er konnte ebenso gut mitten in eine Drogenküche führen. Diese ganze Aktion, das wurde Steele einmal mehr klar, war nichts als ein Tanz auf Messers Schneide. Sie konnte gelingen, aber sie konnte ebenso zu einem katastrophalen Misserfolg werden, der ihnen allen das Leben kostete.

Zwischen den hoch aufragenden Stämmen herrschte Halbdunkel. Nur manchmal senkte sich ein Sonnenstrahl bis zum Boden, aber meist war es nicht einmal möglich, durch das Laubdach den Schimmer des Himmels zu erkennen.

Obwohl Dorkas nur seine Verpflegung zu tragen hatte, befand er sich bald am Rand der Erschöpfung. Er bemühte sich tapfer, konnte aber nicht Schritt halten und zwang die beiden anderen immer wieder zum Warten.

Schließlich nahm Steele ihm das Gepäck ab und Little hakte sich bei Dorkas unter und zog ihn mit. Mühsam drangen sie weiter vor. Der Boden war glitschig und brachte sie ins Straucheln, immer wieder verloren sie in dem Dämmerlicht den Weg, mussten anhalten, suchen, mussten sogar zurück, um die falsche Abzweigung, die sie auf eine Tierfährte geführt hatte, zu finden. Dorkas verlor jedes Zeitgefühl. Er dachte nur noch an den nächsten Schritt, zu dem er sich auf irgendeine Weise aufraffen musste. Wenn Little weiter an seinem Arm zerrte, machte Dorkas dann noch einen Schritt, aber manchmal stand er mit hängenden Schultern herum und dampfte vor Schweiß und Erschöpfung und atmete japsend die stinkende Luft ein und glaubte, in jedem

Moment vor Müdigkeit zusammenzubrechen.

Der Pfad überschritt den Hügelkamm und führte in eine Senke. Nun war das Gehen leichter, aber dennoch waren zumindest Little und Dorkas nur noch zu einem Abwärtsstolpern, einer Art von verlängertem Zusammenbruch fähig.

»Wir brauchen eine Pause, sonst können Sie uns gleich an den Füßen hinter sich herschleifen«, keuchte Little.

Steele schüttelte nur den Kopf und lauschte. In der Nähe war ein Vogel mit lautem Kreischen aufgefliegen. Waren sie es gewesen, die diese Flucht provoziert hatten? Und wenn nicht sie, wer hatte das Tier aufgeschreckt? Ein anderes Tier?

»Gut, Pause!« Steele war vorangegangen und hatte oberhalb des Weges ein kleines Plateau an der Bergwand entdeckt. Der Ort schien geeignet, denn an der Felswand war ein von Pflanzen überwucherter Unterstand zu erkennen, der aus zwei senkrechten Steinplatten von etwa drei Meter Höhe und einem Deckstein bestand. Eine Strecke aus fast unsichtbaren Stufen führte hinauf. Steele winkte den anderen, ihm zu folgen.

Oben angekommen stellte er seine Gepäckladung ab. Dorkas kam herangeschnauft, von hinten angeschoben von Boo Little, dessen Gesicht rot und schweißüberströmt war. Die beiden Männer sahen wirklich erholungsbedürftig aus. Dorkas setzte sich aufstöhnend auf einen Erdhügel. Steele brachte es nicht übers Herz, ihn sofort wieder aufzuscheuchen. Aber er wusste, dass die Ameisen, die diesen Hügel angehäuft hatten, von harmloser Natur waren und dass ihr Gift auch in größeren Mengen eher kreislaufanregend als tödlich war.

»Erholen Sie sich - und trinken Sie Wasser! Ich gehe, die restliche Munition holen. Es ist mir nicht recht, wenn sie beim Hub-schrauber bleibt. Ich bin - sagen wir - in zwei Stunden wieder hier.« Er streckte seinen Körper, turnte dann die Stufen wieder hinunter und war nach wenigen Augenblicken aus der Sicht der Zurückbleibenden verschwunden.

Little witterte wie ein flämendes Pferd in die Luft. Er spürte etwas, und es störte ihn, dass er nicht erkennen konnte, was es war. Er war bemüht, sich stärker zu konzentrieren, aber da erhob Dorkas seine Stimme, weil er jetzt, wo er etwas zu Atem gekommen war, ein Kommunikationsbedürfnis verspürte. Dieses sollte mit einem kurzen Bulletin über sein eigenes Befinden beginnen.

»Ich fühle, wie sich meine Glieder beleben. Überall kribbelt es, das ist sehr angenehm. Wussten Sie, dass es durchaus Belege dafür gibt, dass in der Antike Reisen von Asien nach Südamerika durchgeführt wurden? Zum Beispiel ...«

Er kam nicht mehr dazu, sein Beispiel auszuführen. Am Rand der Platte, auf der sie rasteten, bewegte sich plötzlich ein Mensch. Er war so graugrün wie die gesamte Umgebung, und weder Little noch Dorkas hätten sagen können, ob er die ganze Zeit dort stillgestanden hatte, oder ob er gerade eben erst aus dem Boden herausgekommen war.

Die Person war sehr klein, vielleicht einen Meter vierzig hoch, Körper und Kopf waren gänzlich von einer Lehm- oder Schlammmasse überdeckt, sodass man keine Kleidung sehen konnte. Dorkas war so erschrocken, dass er instinktiv versuchte, aufzustehen und zu flüchten, und Little erschnupperte noch einen leisen, pfefferminzartigen Hauch in der Luft, als es ringsumher zu prasseln begann und mehrere der kleinen Leute herbeisprangen, kurze Speere erhoben und sie drohend auf die beiden Männer schwenkten.

Es gab keinen Laut. Dorkas, der seinen Mund aufklappte, wurde mit einem kurzen Zucken eines der Kurzspeeren zum Schweigen gebracht. Dann huschte eine der Gestalten heran und machte sich am Gepäck von Dorkas zu schaffen. Dorkas besaß einen kleinen Rucksack, in dem er seinen Wasservorrat, eine stattliche Menge von Schokoriegeln, eine Portion wasserdicht abgepackte Teeblätter, seine Zahnbürste, einige persönliche Gegenstände und etwas Wäsche - und den Schädel aus San Francisco mit sich

führte. Der kleine Lehmkerl hatte keine Augen für die Schokolade. Er pellte den Schädel aus dem Durcheinander des Rucksackinhaltes.

In diesem Moment entdeckte Dorkas, dass aus seinem Ärmel einige hässliche, rote Ameisen auf seine Hand liefen, dort umkehrten und wieder in seinem Ärmel verschwanden. Dorkas zuckte zusammen. Die Ameisen, bedrängt zwischen Manschette und Handgelenk, quittierten das mit einigen Bissen.

Dorkas begann, als hätte er einen elektrischen Stromschlag erhalten, im selben Moment mit einem furiosen Springtanz, den er mit schrillen Schreien begleitete, während er gleichzeitig begann, sich die Kleider vom Leib zu reißen. Von diesem Ausbruch aufs Allerhöchste erschrocken verschwanden die Angreifer von einem auf den anderen Moment.

Little nutzte die Gunst des Augenblicks. In der vorhergegangenen Stille hatte er auf der Suche nach einem Ausweg aus der Gefahrensituation gespürt, dass hinter dem Unterstand ein Raum war, er hatte es vor seinem geistigen Auge regelrecht gesehen. Der Eingang war zugewachsen, und dorthin drängte er nun den tanzenden und halb nackten Dorkas, der von roten Pünktchen übersät war und sich nichts mehr wünschte, als sich im Gebüsch zu wälzen und seine unliebsamen Körpergäste abzustreifen. Dirigiert von Little kämpfte sich Dorkas, wobei sein Geschrei in ein recht heftiges Geschimpfe umschlug, durch den Bewuchs, der den Eingang zum Unterstand zugewuchert hatte. So brachten sie in kurzer Zeit einen Durchgang zustande. Dahinter gab es einen kühlen, etwas feuchten Raum mit Steinwänden, in den sie sich mitsamt Gepäck zurückzogen. Little nestelte aus einem Futteral an Steeles Rucksack eines der Kampfmesser. Dann schob er das Gebüsch, so gut es ging, wieder zusammen und spähte dahinter verborgen nach draußen.

Aber Dorkas' Darbietung war wohl nachhaltig eindrucksvoll gewesen, denn die Lehmmänner ließen sich nicht mehr blicken.

Nach einiger Weile hatte auch Dorkas seine ungebetenen Gäste vertrieben, trauerte ausgiebig über einen Riss in seinem Hemd und fragte Little angelegentlich, ob es gelungen sei, den Schädel zu retten.

Aber das wusste Little leider nicht.

Die Zeichen, die Steele auf seinem Rückweg vorfand, waren eindeutig. Die Schleifspuren, die zertrampelte Blätterschicht, die Abdrücke von nackten Fersen, die sich schnell auf der Stelle gedreht hatten, das alles deutete auf einen Kampf hin.

Steele hielt den Atem an und lauschte. In seinen Ohren klang das metallische Sirren von unzähligen Insekten, aus dem entfernte schrille Vogelschreie herausstachen. Es war die tückische, zugleich hektische und schläfrige Atmosphäre des Dschungels, in der der Ruf eines Raubtieres oder der Todesschrei eines Opfers nichts als eine kurze Unterbrechung bewirkte, wie ein Stein, der ins Wasser fällt und einige Wellen aufwirft.

Mit einer ruckartigen Bewegung ließ Steele die schweren Munitionskisten zu Boden gleiten. Es war alles sein Fehler, er hatte das Bedürfnis gehabt, für eine Schlacht aufzurüsten und nicht bedacht, dass in dieser Umwelt kleine Giftpfeile aus Blasrohren effektiver sind als schweres Geschütz. Er hätte Little und Dorkas nicht allein lassen dürfen.

Ein Blinken riss ihn aus seinen Überlegungen. Als er dem Lichtreflex folgte, fand Steele einen goldverzierten Totenschädel unter einem Busch. Nun wurde die Sache für ihn nur noch rätselhafter.

Steele brauchte sich nicht lange mit möglichen Erklärungen zu plagen, denn es raschelte zwischen den Büschen und Little drängte sich, ein Messer im ausgestreckten Arm durch die Zweige. Er schien von einem wild gewordenen Tapir gejagt zu wer-

den, der sich aber sogleich als Dorkas entpuppte, dessen Vorwärtsbewegung jeglicher Eleganz entbehrte.

»Ist der Schädel noch da«, hörte Steele Dorkas rufen.

Die Frage war an Little gestellt, aber Steele fühlte sich bemüht zu antworten: »Vergessen Sie Ihren antiken Schädel, hier liegt noch ein anderer rum!«

Woraufhin Dorkas wie ein abstürzender Jumbojet durch das Blattwerk brach und nach kurzer Untersuchung feststellte, dass der Schädel, den er suchte und der Schädel, den Steele gefunden hatte, derselbe Schädel war.

»Hat er nicht was von einem Hamlet?«, fragte Little und deutete auf Dorkas, der eifrig den Schädel betastete.

»Ich hab mir dieses dänische Weichei immer anders vorgestellt«, antwortete Steele knapp und fügte sogleich die Frage an, was sich hier überhaupt abgespielt hatte. Little gab einen kurzen Bericht und half Steele, die Munitionskisten in das vorhin entdeckte Versteck zu schaffen.

»Diese Kerle waren also hinter dem Schädel her«, sagte Steele, als sie nun dem Weg langsam folgten.

»Alles deutet darauf hin«, antwortete Little.

»Aber er scheint keine übermäßige Bedeutung gehabt zu haben, sonst hätten sie ihn nicht zurückgelassen.«

»Sie sind in Panik geraten und hatten keine Zeit, das verlorene Stück noch einmal zu suchen«, vermutete Little und musste beim Gedanken an den Kriegstanz von Dorkas schmunzeln.

Mit dieser Vermutung war Steele nicht zufrieden. »Wenn diese Schlamwichte wussten, dass wir den Schädel im Gepäck haben, dann müssen sie ihn irgendwie gerochen haben. Ich meine im übertragenen Sinn - gespürt irgendwie. Und wenn das so ist, dann hätten sie ihn auch spüren und finden können, wenn er einem von ihnen bei der Flucht aus der Hand fällt. Das passt alles nicht zusammen.«

»Vielleicht wollten sie ja einfach mal gucken und haben den Schädel dann fortgeworfen«, meldete sich Dorkas zu Wort. Er

erntete missbilligende Blicke aus zwei Augenpaaren, zog den Kopf ein und setzte brummelnd Fuß vor Fuß.

»Es könnte tatsächlich so sein«, sagte Little nach einer Weile.
»Sie brauchten eine Bestätigung oder so was.«

»Ich verstehe. So etwas wie eine Visa-Karte für den Urwald«, knurrte Steele. Inzwischen war er zu dem Ergebnis gekommen, dass die Schlammenschen, von denen er gehört hatte, nicht identisch mit den Kerlen sein konnten, die seine Begleiter überfallen hatten. Es konnte sein, dass beide zum selben Stamm gehörten. Dann musste es mehrere Gruppen oder Klassen geben. Denn, auch wenn er alle Übertreibungen in Rechnung stellte, hätten sich die schlammbedeckten Krieger, von denen ihm berichtet worden war, nicht durch den Veitstanz eines dicken Europäers verjagen lassen.

Es war, mit anderen Worten, ein neues Problem aufgetaucht. Das Nächste sollte nicht lange auf sich warten lassen.

»Reifenspuren!«, rief Dorkas und staunte die Piste an, die sich quer durch das Tal zog. Inzwischen hatten sie einige Hügel überwunden und befanden sich in einer weiten Senke. Der Boden war hier, in einiger Entfernung vom Fluss, immer noch weich und feucht, hatte aber nicht mehr den Saugeffekt einer Küchenrolle.

Sorgfältig untersuchte Steele die Spuren im Boden.

»Und?«, fragte Little neugierig, »wann ist die Kavallerie hier vorbei gekommen?«

Außer einem Schulterzucken hatte Steele keine Antwort parat.

»In den Westernfilmen sind die Spurenleser besser«, kommentierte Little sarkastisch.

»Die können auch immer an Pferdeäpfeln lecken. Bei Autos ist das schwieriger«, antwortete Steele. Tatsächlich war er überzeugt, dass hier erst vor wenigen Stunden ein Wagen entlanggefahren war. Nach der Breite der Reifenspuren zu schließen, musste es sich um einen schweren Geländewagen oder einen

Vierrad getriebenen Pick-up gehandelt haben. Er zog es vor, seine Vermutung für sich zu behalten, um seine Begleiter nicht zu beunruhigen. Denn Autos in diesem Gebiet waren nach Steeles Ansicht sogar noch unerfreulicher als Autos in der Innenstadt. Flinger jedenfalls hatte hier keine Spritztour unternommen.

Genau das war jedoch die spontane Vermutung, die Dorkas äußerte: »Oh je, hoffentlich ist er nicht gerade unterwegs.«

»Wer?«

»Na, Flinger natürlich.«

»Flinger wird den Kopf einziehen, sobald er hier nur ein Motorengeräusch hört«, äußerte Little mit Nachdruck.

»Flinger ist nichts als ein Grabräuber. Ein absoluter Einzelgänger, der höchstens einige Helfer rekrutiert hat, aber wahrscheinlich nicht einmal das. Es gibt in diesem Gebiet größere Grabungen, aber mit denen hat Flinger nichts zu tun«, fügte Steele hinzu. Er hatte inzwischen sein Gepäck so arrangiert, dass er sofort zu seiner Pistole greifen konnte, wenn das notwendig sein sollte. Aber das erschien eher unwahrscheinlich, man musste nur die Ohren richtig offen halten, dann konnte man in aller Ruhe und Ausführlichkeit verschwinden, wenn sich ein Automobil die zerfurchte Piste entlang quälte.

Der Pfad, dem sie bisher gefolgt waren, endete hier.

»Wir sollten eine Münze werfen«, meinte Steele, »damit wir einen wirklich guten Grund haben, in die eine oder in die andere Richtung zu gehen.«

»Ich plädiere für eine Pause«, warf Dorkas ein. Dann lief er rot an und fügte hinzu: »Meine Verdauung.«

Damit konnte er auf Verständnis hoffen und so zog er zusammen mit einer Rolle vierlagigen Kulturwertes ab.

»Binden Sie das Seil an den Baum, bevor Sie sich von der Piste in die Büsche schlagen«, befahl Steele. »Zwei Schritte vom Weg weg und man kann sich hier schon verirren.«

Gehorsam wedelte Dorkas mit dem Ende des Seiles, das er bal-

digst um einen Baumstamm schlingen wollte.

»Und vorsichtig sein - hier sind überall Insekten«, kicherte Little.

Der freundliche Hinweis war Dorkas keine Geste wert.

Steele und Little lehnten sich an einen Baum und warteten. Über ihnen wölbten sich die Äste wie die Säulen einer Halle und filterten das langsam schwindende Sonnenlicht zu einem fahlen Halbdunkel.

Die Zeit verging.

»Er wird doch hoffentlich keine Verstopfung haben?«, sorgte sich Little ironisch.

Seitens Steele kam nur ein leises Knurren. Er war ganz offensichtlich nicht an einem Gespräch interessiert.

Sie hatten die Hoffnung schon aufgegeben, als Dorkas aus dem Gebüsch auftauchte und zwischen den Reifenspuren der Piste einen seltsamen Tanz aufführte.

Little verdrehte die Augen. «Gütiger Himmel, nicht schon wieder Ameisen!«

»Stein!«, war Dorkas' Stimme zu hören.

»Er hatte also doch Verstopfung«, schloss Steele messerscharf.

«Oder er hat einen Nierenstein rausgedrückt«, gab Little seine, medizinisch nicht recht fundierte, Theorie zum Besten.

»Stein! Stein!«, rief Dorkas und watschelte aufgeregt winkend näher.

»So genau wollten wir's denn doch nicht wissen«, maulte Little.

»Stein! Stein! Stein!«

Jetzt wurde Steele aufmerksam und drückte sich mit einem ungeduldigen Ruck seiner Schulter von dem Baumstamm ab.

»Wir würden Ihre Begeisterung gerne teilen, brauchen dazu aber eine nähere Erklärung«, sagte er ruhig.

»Ich habe einen Stein gefunden«, erklärte Dorkas atemlos. »Es fühlte sich so seltsam an und ich habe danach getastet.«

»Einen Felsstein oder was?«, fuhr Little dazwischen.

Dorkas bekam große Augen angesichts derartiger Begriffsstutzigkeit.

»Keinen Felsen«, sprudelte er heraus. »Einen Stein, einen richtigen Stein. Mit geraden Kanten, sorgfältig behauen ...«

»Gehen wir«, entschied Steele knapp.

Sie folgten Dorkas, der sie zu dem Busch führte, hinter dem er verschwunden war.

»Hier lang«, drängte er, »nein, Herr Little, bitte nicht so weit nach rechts, das wäre, da ist, ... ähh ...«

»Ich verstehe«, sagte Little und hielt sich sorgfältig weiter links.

»Hier!« Dorkas deutete nach unten, wo er einen Teil des Urwaldbodens zur Seite gewischt hatte. Unter dem schwärzlichen Mulm war eindeutig eine gerade Kante zu erkennen. Trotz seines schweren Gepäcks ging Steele in die Knie und tastete an dem Stein entlang. Dann holte er sein Messer hervor und begann, die anderen Kanten freizukratzen.

Es stellte sich heraus, dass der Stein keineswegs ein Einzelstück war, sondern im Verbund mit anderen gleichartigen zusammengefügt war.

»Meine Vermutung ist, dass es sich um eine Prozessionsstraße handelt«, erklärte Dorkas.

»Und nun die praktische Schlussfolgerung, bitte«, sagte Steele.

»Nun, nach allem was man weiß, führen solche Straßen immer zum Heiligtum.«

»Also zu den Pyramiden.«

»So sehe ich das.«

»Na schön, dann machen wir ein wenig sauber, um die Richtung festzustellen«, befahl Steele. Für eine Weile waren alle drei damit beschäftigt, Steine freizukratzen.

»Hier ist der Rand«, erklärte Little.

Auf der anderen Seite hatte Dorkas ebenfalls den Rand gefunden, während Steele einen langen schmalen Graben quer zu ihrer Grabung gezogen hatte. Damit stand die Richtung fest, die sie zu nehmen hatten. Wie sie dem Weg folgen sollten, war ihnen aber keineswegs klar. Sie mussten sich durch Dickicht, Gebüsch und Vorhänge aus herabhängenden Kletterpflanzen kämpfen. Es schien so, als hätte die menschliche Aktivität den Urwald zu vermehrtem Wachstum gereizt, um diesen Eingriff in seine Unverletztheit zu kompensieren.

Zu allem Übel wurde es nun schnell dunkel. Little kam sich zwischen den Pflanzen wie in einem Gefängnis vor, eingekreist von wuchernder, sinn- und geistloser Lebenskraft, deren Ziel es nur, eine Zelle an die andere zu heften, ein weiteres Blatt zu entfalten, sich ein wenig mehr dem Sonnenlicht zu nähern.

Für Steele war klar, dass sie ein improvisiertes und daher unangenehmes Biwak im Dschungel aufschlagen mussten. Es war zu gefährlich, ein Feuer zu entfachen. Also schaute er sich um, wo es schmale Stämme gab, aus denen er ein improvisiertes Gestell bauen konnte, damit sie wenigstens nicht gezwungen waren, auf dem Erdboden zu schlafen, wo Besuche von Schlangen und Insekten sehr wahrscheinlich waren.

»Ich glaube, ich bin gerade gegen eine Pyramide gelaufen«, rief Dorkas plötzlich. Er hatte sich von den anderen beiden abgesetzt und war einige Schritte vor ihnen hergestolpert. Nun stützte er sich mit den Armen gegen eine Mauer und legte den Kopf in den Nacken, um an dem Bauwerk hochzusehen.

Viel zu erkennen war allerdings nicht mehr. Vor dem grauen Himmel erhob sich eine schwarze Masse, abweisend und bedrohlich, als hätte sich dort die kommende Nacht schon zu einer kompakten Materie verdichtet.

Im Licht einer kleinen LED-Lampe suchten sie nach einer Möglichkeit, das Bauwerk für die Übernachtung zu nutzen.

»Irgendwo muss eine Treppe sein«, war sich Dorkas sicher. Sie

fanden diese Treppe, nachdem sie sich an zwei Seiten der Pyramide entlang gearbeitet hatten und dadurch einen Eindruck von den gewaltigen Dimensionen gewannen.

Es war zwar schwer, die überwachsenen Stufen hochzusteigen, aber sie riskierten es, fanden einen Absatz und schlugen dort ihr Lager auf. Was im Klartext bedeutete, dass Dorkas und Little das Gepäck abwarfen und dann mehr oder weniger zusammensanken, um im nächstfolgenden Schritt in einen Koma-ähnlichen Schlaf zu fallen, während Steele das Nachtsichtgerät aus seinem Rucksack kramte und noch einmal seine Waffe kontrollierte.

Die Nacht war trüb und sternenlos. Das Schnarren der Insekten änderte seine Klangfarbe, andere Geräusche zogen neue Fäden in den Klangteppich. In der Nähe brüllten Affen, unsichtbare Tiere zogen mit deutlichem Krachen unterhalb der Pyramide durch den Wald.

Steele versuchte, jedes dieser Geräusche nach dem Muster *gefährlich/harmlos* zu filtern, musste jedoch bald aufgeben. Er verteilte das Gepäck als eine Form von Stolperfalle und schlief dann selbst ein, in dem beruhigenden Bewusstsein, dass ein potenzieller Gegner sich schon melden würde, egal ob hier einer wach war oder nicht.

Dorkas erwachte aus süßem Schlummer und genoss für einige Sekunden das Privileg, nicht zu wissen, wo er sich befand. Noch kuschelten sich seine Gedanken in den schwindenden Schlummer und er glaubte sich in seinem Bett in London, umgeben und geborgen von der Banalität eines eingefahrenen und ach so köstlichen Alltags.

Als er die Augen öffnete, schwand die süße Illusion im Angesicht eines Boo Little, der mit sichtbarem Missbehagen einen Kraftriegel kaute. Den Versuch, die Glieder zu recken, unterließ Dorkas, denn ein deutlicher Schmerz in seinen Extremitäten sagte ihm, dass an diesem Morgen ein wenig Schonung und Rücksichtnahme auf den natürlichen Alterungsprozess seines Körpers

angebracht waren. Ächzend rollte sich Dorkas auf die Seite und konnte sich mithilfe seines Ellenbogens in eine annähernd sitzende Position stemmen.

»Ihre Schlafposition war wohl auch nicht optimal«, begann Little die Konversation und schaute zugleich angeekelt auf seinen 1000-Kalorien-Riegel, der so schmeckte, als habe man ein Stück Schokolade in einigen Litern Wasser aufgelöst.

»Das *auch* war etwas verräterisch«, antwortete Dorkas.

»Ich fühle mich, als ob die Dschungeldampfwalze zehnmal über mich gerollt wäre. Ich habe auch einige hübsche Beulen, aber Steele meint, das wären nur Einstiche und keine Eiablagerungen.«

»Ich gratuliere! Wo ist Steele eigentlich?«

Der Kraftriegel fuhr nach oben und deutete damit die Richtung an, in der sich Steele aufgemacht hatte.

»Er wollte sich das Ding mal von oben anschauen«, fügte Little überflüssigerweise hinzu.

Mit zusammengebissenen Zähnen versuchte Dorkas, wieder etwas Blutzirkulation in seine steifen Arme und Beine zu bringen. Sein Steißbein fühlte sich an, als hätte man ihm über Nacht eine Sperrholzplatte implantiert. Auf dem Umweg über mühsames auf allen vieren Hocken und stöhnendes Knien kam er irgendwie in die senkrechte Position. An diesem Morgen bedauerte Dorkas, dass sich seine Vorfahren in grauer Vorzeit für den senkrechten Gang entschieden hatten. Es war eine Fehlentscheidung gewesen. Nachdem er eine Zeit lang wie eine Reklame für Schmerzmittel in verkrümmter Position gestanden hatte, raffte sich Dorkas mannhaft auf und begann, die breite Treppe nach oben zu steigen.

»Was soll das denn jetzt werden?«, fragte Little.

»Ich hatte gehofft, man könnte meine Absicht aus meinen Handlungen erkennen. Ich will auch nach oben. Das kann ich mir doch nicht entgehen lassen!«

»Vergessen Sie es! Steele hat mir Prügel angedroht, wenn ich

sie nur einen Meter hochsteigen lasse. Er meint, Sie sollten sich besser erschießen, das wäre effektiver als eine Treppe runterzupurzeln.«

Inzwischen hatte Dorkas schon erkannt, dass er nie und nimmer in der Lage sein würde, die zwar breiten, aber äußerst schmalen Stufen zu ersteigen. Sie boten gerade genug Platz, um die Zehen aufsetzen zu können oder sich mit quergestelltem Fuß, zur Seite gelehnt, hochzudrücken. Für einen geübten Kletterer wie Steele boten sie eine Herausforderung. Für einen Menschen wie Dorkas waren sie ein unüberwindliches Hindernis. Dazu kam, dass der Stein von einer dichten Schicht aus Flechten, Algen, Gras, Moos und anderen Pflanzen bedeckt war. Ein dicker Belag, der sich mit der Feuchtigkeit des Morgens vollgesogen hatte und so glatt wie Schmierseife war.

Trotzdem fühlte sich Dorkas bemüßigt, wenigstens so zu tun, als ob er tatsächlich die Absicht habe, zur Spitze der Pyramide zu klettern, denn er ärgerte sich über Little und dessen apodiktische Art, als ob sich seine beiden Begleiter heimlich gegen ihn verbündet hätten. Sein Fuß rutschte zur Seite hin ab, fuhr eine Kante entlang und zwang Dorkas zu einer schmerzhaften Grätsche. Er glaubte deutlich das *Plink* einer überdehnten Sehne zu hören. Dennoch erreichte Dorkas sein diplomatisches Ziel, denn hinter ihm erklang wieder die Stimme von Little. »Hören Sie, wir sind beide zu alt für solche Kindereien. Ich will mich nicht mit Ihnen prügeln, selbst wenn ich es könnte. Aber Steele reißt mir den Kopf ab, wenn er Sie auf der Treppe sieht.«

Dorkas grub seine Hand in weiches Moos, das als grün-schleimige Masse zwischen seinen Fingern hervorquoll.

»Dann müssen Sie mich eben abhalten hochzusteigen«, sagte er patzig.

»Bitte!!!!«

»Na gut, ich will ja nicht, dass Sie Ärger kriegen.«

Zufrieden ließ Dorkas seinen Höhengewinn von zwanzig Zen-

timetern fahren und begann, in seinem Gepäck nach dicken Socken und Nahrung zu wühlen. Das Gefühl, einen kleinen Sieg errungen zu haben, beflügelte ihn. Das spöttische Grinsen, das um Littles Mund spielte, konnte Dorkas nicht sehen. Auch Little sonnte sich in dem Gefühl, einen kleinen raffinierten Sieg über ein Musterbeispiel europäischen Starrsinns errungen zu haben.

»Iiii, das Zeug schmeckt ja wie ...« Dorkas glupschte den braunen Schokoriegel an und suchte nach einer Beschreibung, in der sich moralischer Abscheu mit Güllegestank zu einem treffenden Ausdruck vereinen sollte.

»Aber es füllt den Magen«, tröstete ihn Little. »Den Geschmack muss man mit viel Flüssigkeit runterspülen, dann quillt das Zeug im Magen auf und man hat das Gefühl, sich an einem Fünf-Gänge-Menü überfressen zu haben.«

Die Antwort von Dorkas wurde nie gehört, denn seine Zähne klebten durch den zähen Brei aneinander und er musste mit hervorquellenden Augen würgen und seine Zunge in einer Art einsetzen, die jeden Don Juan ins Grübeln gebracht hätte.

Das Frühstück, zumal weit und breit kein Tee zu sehen war, war so trist wie der Morgen. Die Feuchtigkeit der Nacht hatte sich zu grauen Nebelschleiern zusammengezogen, die wie eine Decke direkt über ihren Köpfen hingen. Nur einige Bäume ragten düster und geisterhaft aus dem Grau heraus. Der dichte Dunst sog nicht nur das Licht auf, er schien auch jedes Geräusch zu unterdrücken. Nirgendwo war das Schnarren eines Insektes, der Ruf eines Vogels oder der Schrei eines anderen Tieres zu vernehmen. Es herrschte eine tiefe Stille, die lauernd und bedrohlich wirkte, so als hätte ein unbekanntes, im Nebel verborgenes Wesen mit einer herrischen Geste Ruhe gefordert, um selbst auf die Eindringlinge zu lauschen.

»Steele sagt, dieses Wetter sei normal. In einer Stunde löst sich der Nebel auf und es wird wieder warm«, sagte Steele.

»Warm ist mir jetzt schon«, bekannte Dorkas kläglich. Diese

Empfindung war ihm gänzlich unbekannt. Man schwitzte und hatte doch in seinem Inneren das Gefühl, vor Kälte zittern zu müssen. Ob er sich etwa eine Infektion zugezogen hatte? Oder lag es lediglich an dieser Umgebung mit ihrer wenig erheitern- den Atmosphäre?

Dorkas fragte sich, wie sich wohl Flinger fühlen musste, wenn er hier wochenlang alleine in Ruinen wühlte.

Überhaupt Flinger! Der sollte doch jetzt ganz in ihrer Nähe sein. Vielleicht war er nur einen Steinwurf weit entfernt und man konnte ihn durch laute Rufe auf sich aufmerksam machen. Einen Versuch war es wert.

Bevor Dorkas die Brust blähen und diesen Versuch wagen konnte, hörte er hinter sich ein seltsam zischendes Geräusch und er fuhr herum.

Steele rutschte die Seite der Pyramide herunter. Es sah aus wie eine Mischung aus Varieté-Vorführung und Sturzbomberangriff. Eingehüllt in eine Wolke aus grünen Pflanzenteilen, sauste Steele mit ausgebreiteten Armen in die Tiefe, griff im letzten Augenblick nach den Stufen in seinem Rücken und bremste seine Fahrt, sodass er sanft, wenn auch triefend, auf dem Absatz landete.

»Haben Sie schon mal über einen Auftritt in Las Vegas nachgedacht?«, lautete Littles Kommentar.

»Nur als weißer Tiger«, antwortete Steele und klopfte seine Kleidung ab. Es war ein tapferer, aber vergeblicher Versuch, denn der feuchte Stoff saugte den Schmutz auf, sodass Steele ein sehr individuelles Tarnmuster bekam.

»Und?«, überfiel ihn Dorkas. »Was ist da oben?«

»Nichts. Eine plane Fläche, überwuchert natürlich.«

»Tatsächlich. Und keine Reste eines Gebäudes? Keine Mauerstücke? Da muss doch ein Tempel gestanden haben. Das war immer so.« Dorkas war in Gefahr, die Stimmlage einer zänkischen Ehefrau kurz vor einem Streit zu entwickeln.

»Hier ist es eben anders«, konterte Steele trocken. Er hielt Dor-

kas seine Hand vor das Gesicht und zählte an den Fingern ab. »Erstens ist dieses Bauwerk völlig unzerstört, wenn man von dem Verfall absieht, der durch die Umgebung und die Pflanzen, die hier wachsen, bewirkt wird. Also würde ein Steintempel, wenn es ihn denn gegeben hätte, noch stehen. Zweitens würde man dort oben Fundamentreste eines solchen Tempels erkennen, selbst wenn man ihn abgerissen hätte. Die Steine da oben sind aber absolut blank poliert, wie die Indianer das geschafft haben, ist mir ein Rätsel. Da müssen Generationen auf den Knien gesessen und gewischt haben. Drittens gibt es einige Vertiefungen, die so etwas wie Pfostenlöcher gewesen sein könnten, sodass viertens dieser Tempel, den Sie so bitter vermissen, aus Holz und Blättern gebaut gewesen sein könnte, womit sein Verschwinden auch erklärt wäre.«

Dorkas schielte auf den schwielen Finger vor seiner Nase. Blitzartig hatte er sich an die Bilder erinnert, die er beim Berühren des Schädels gesehen hatte. Er konnte sie nicht mehr genau in Erinnerung rufen, aber die Erwähnung einer Laubhütte rief in ihm eine unklare, bedrohliche Empfindung hervor.

»Absolut glatt alles da oben?«, fragte er kläglich.

»Wie gesagt!«

»Vielleicht haben Fußsohlen die Steine abgeschliffen - ganze Generationen von Priestern, die da oben tanzen.«

»Möglich.«

»Und die Fugen zwischen den Steinen?«

»So gut wie nicht vorhanden.«

»Und wie können dort oben Pflanzen wachsen?«

Die Frage war entweder kindisch blöde oder genial. Little verkniff sich eine Antwort. Natürlich kam ihm spontan eine Kausalkette in den Sinn: Wind treibt Staub, Staub setzt sich fest, Wind treibt Samen, Same wurzelt in Staub, Pflanze wächst, noch mehr Staub setzt sich fest. Aber funktionierte das auch auf einer glatten Oberfläche? Einer Oberfläche von derart außergewöhnlicher Glätte, dass dies selbst unter einem Pflanzenpolster auffiel? Wür-

de nicht jeder Tropensturm eine solche Fläche wieder spiegelblank fegen?

»Um ehrlich zu sein, habe ich mir die Frage auch schon gestellt«, bekannte Steele.

»Und zu welchem Ergebnis sind Sie gekommen?«, wollte Little nun wissen.

»Nur ein Verdacht. Wir stehen hier sozusagen in einem Garten.«

»Wie bitte?«

In diesem Fall war Dorkas wesentlich schneller als Little.

»Sie meinen, diese Pflanzen da oben, und vielleicht auch hier, sind künstlich gepflanzt?«

»Ich bin kein Botaniker. Aber da oben liegt ein regelrechter Teppich. Man kann ihn aufheben und sieht darunter die Steine, als wären sie gerade eben bearbeitet worden. Die Wurzeln der Pflanzen bedecken den Untergrund, ohne ihn auf irgendeine Weise zu schädigen. Das ist schon sehr seltsam.«

»Also haben unsere kleinen Freunde im Schlamm-Outfit diese Anlage noch in Betrieb«, folgerte Little kühl, während Dorkas heftig schlucken musste.

»Möglicherweise sind sie nur so eine Art Hausmeister«, sagte er dann.

»Dann möchte ich allerdings den Hausherrn nur dann kennenlernen, wenn er gute Laune hat.« Mit diesen Worten zog Steele einen Gegenstand aus der Tasche und begann vorsichtig, ihn seiner Hülle aus Taschentuch und Blättern zu entkleiden. Zum Vorschein kam eine hellgraue Klinge, deren ein Ende in einen lederumwickelten Griff überging.

»Eine Feuersteinklinge«, rief Dorkas und empfand zum ersten Mal an diesem Morgen so etwas wie Entdeckerfreude. Tatsächlich zeigte die Klinge die typischen Bearbeitungsspuren des steinzeitlichen Materials.

»Ein schönes Stück«, lobte Dorkas, um dann sogleich mit Schildkröten mäßig vorgestrecktem Kopf mit den Fingerspitzen

zu wedeln. »Darf ich mal?«

»Gleich! Es ist tatsächlich ein schönes Stück. Allerdings ist es eine Fälschung.«

Bevor Steele zu einer Erklärung genötigt werden konnte, bückte er sich und schnitt mit dem Messer ein Stück der Steintreppe ab. Verblüfftes Schweigen folgte seiner Demonstration.

»Ja«, kommentierte Steele, »genauso habe ich wahrscheinlich auch aus der Wäsche geschaut. Passen Sie also auf, wenn Sie dieses Teil anfassen. Es lag in einem der Pfostenlöcher unter einer dicken Erdschicht. Ich hätte mir wahrscheinlich die Finger amputiert, wenn ich das Ding falsch zu fassen bekommen hätte.«

Die Sonne hatte sich schon durch die Nebelschicht gekämpft, brachte Hitze und einen erstickenden Dunst, als die drei Männer mit der Untersuchung des Messers fertig waren. Schon die Tatsache, dass der Lederstreifen am Griff so aussah, als wäre er erst gestern angefertigt worden, war unerklärlich. Aber die Klinge selbst wirkte Furcht einflößend. Die Schöpfer dieses Werkzeugs - oder dieser Waffe - hatten sich die Mühe gemacht, eine perfekte Kopie einer Feuersteinklinge zu schaffen. Und dieses mit einem Material, das keiner der drei Männer jemals gesehen hatte. Steele war sich nicht einmal sicher, ob es sich um ein Metall oder um ein Karbonmaterial handelte. Mit Gewissheit bedurfte es einer hoch entwickelten Technologie, um diese Klinge herzustellen. Die Tatsache, dass keiner von den drei von einem Material gehört hatte, zeigte, wie hoch entwickelt die Technologie sein musste.

Zudem hatte die Klinge eine Eigenschaft, die sie mit den mythischen Schwertern der Sagenwelt verband. Sie zerteilte jedes Material, ob Stein oder aufgeweichte Schokoriegel mit unglaublicher Leichtigkeit und einer völlig glatten Schnittfläche.

»Das könnte erklären, wie es zu dieser perfekten Steinbearbeitung kommen konnte«, meinte Little.

Dorkas linste auf seinen zerteilten Schokoriegel. »Als ob das

Schneiden nicht auf mechanischer Ebene stattfindet, sondern auf atomarer, vielleicht sogar auf subatomarer. Das sieht aus, als hätte hier so eine Art kalter Laserstrahl gewirkt.«

»Wenn wir zum praktischen Teil zurückkommen«, meldete sich Steele zu Wort. »Mit einer solchen Klinge kann ein einigermaßen geschickter Mann jeden Gegner in Rekordzeit zu Aufschnitt verarbeiten. Und wer ein solches Material herstellt, hat mehr drauf als die wandelnde Schlamm-packung zu mimen.«

»Schlussfolgerung?« Jetzt war es Little der Steeles Minimalstil imitierte.

»Tee kochen, Flinger suchen, abhauen.«

Sie kochten Tee, aber weder fanden sie Flinger, noch hauten sie ab.

Statt dessen untersuchten sie das Gelände, machten einen Plan, übernachteten und fuhren am nächsten Tag mit dieser Tätigkeit fort. Es bestand kein Zweifel mehr daran, dass sie sich in einem Kultzentrum befanden. Es bestand aus mehreren Pyramiden unterschiedlicher Größe, einigen zweistöckigen, lang gezogenen Gebäuden und weiten Plätzen, die zwischen den Bauwerken lagen. Zwar sprudelte Dorkas eine Theorie nach der anderen hervor, und musste sogar zugeben, dass einige eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich hatten, aber dennoch blieb ihnen der Zweck dieser Stätte verschlossen. Während Dorkas zu Hochform aufrief und Little mitriss, wurde Steele von Stunde zu Stunde nervöser. Seine Begleiter hatten jede Vorsicht aufgegeben, Dorkas brach wie ein Tapir durch das Gelände und unterhielt sich über weite Entfernungen mit Little. Wenn Flinger hier irgendwo war, dann hätte er sich schon gemeldet. Es sei denn, er hatte ein derart schlechtes Gewissen, dass er sich bedeckt hielt und dann konnten sie ihn suchen bis in alle Ewigkeit.

Es war Little, der schließlich Flingers Lager aufspürte. Ein leichter Schlafsack, eine Kiste mit Nahrungsmitteln, Werkzeug, eine Tasche mit persönlichen Sachen.

Steele hielt eine Medikamentenpackung in die Höhe. »Würde Flinger ohne seine Medizin verschwinden?«

»Geben Sie mir fünf Minuten und ich erzähle Ihnen die passende Story«, sagte Little.

»Gut, denkbar ist alles. Aber operieren wir mal mit Wahrscheinlichkeiten. Würde er also?«

Little untersuchte die Packung. Es war das Medikament, dessen Transport die US-Botschaft organisiert hatte. Es handelte sich um ein Rheumamittel, das über einen langen Zeitraum eingenommen werden musste.

»Nun, wahrscheinlich würde er eher seine Unterwäsche zurücklassen als diese Tabletten.«

»So sehe ich das auch.«

Der aufgeregte Ruf von Dorkas unterbrach sie. Sie eilten um die Ecke einer der kleineren Pyramiden und sahen zu ihrem Erschrecken einen halben Dorkas. Die untere Hälfte steckte in einer Spalte.

»Ich dachte mir, dass Flinger wohl in der Nähe seiner Grabungen lagern würde, erklärte Dorkas. «Und da habe ich gesucht und diese Spalte gefunden. Die ist eindeutig erst vor Kurzem geöffnet worden. Ziemlich brutal, würde ich sagen. Kommen Sie, und bringen Sie die Lampen mit. Es ist unglaublich.«

Es war in der Tat unglaublich. Die Pyramide schien lediglich die Spitze eines unterirdischen Komplexes zu sein, der sich bis in unbekannte Tiefen hinzog. Im Lichtkegel der Lampen waren im Hintergrund breite Rampen erkennbar, die abwärts führten. Der Raum oder vielmehr die Halle, in der sie sich befanden, erweckte den Anschein eines Labyrinthes. Bis auf den freien Durchgang zu den Rampen war er mit etwa doppelt mannshohen Mauern gefüllt, die ohne erkennbares System einen Irrgarten schmaler Gänge, Gassen und Sackgassen bildeten. Zum Teil waren die Durchlässe so eng, dass sich ein Mann wie Dorkas dort nicht durchschieben konnte. Trotzdem war jeder Zentimeter dieser

Mauern bemalt.

»Erstaunliche Anatomiekenntnisse«, bemerkte Little, den Nacken zur Betrachtung in den Nacken gelegt.

»Kein Wunder, sie haben ja alles aufgeschlitzt und rausgeholt«, antwortete Steele. »So lernt man den Menschen kennen.«

»Sie haben die Kinder aus dem Mutterleib ...«, flüsterte Dorkas. »Das ist abartiger als jedes buddhistische Höllenbild.«

»Zumindest haben diese Leute mit ihren kriegerischen Großstatuen nicht hinter dem Berg gehalten«, sagte Steele. »Manche Bilder sind so, dass man sie nicht anschauen kann.«

»Es kam wohl auf die Abbildung an, nicht darauf, dass sich jemand die Sachen anschaut«, erklärte Dorkas. Dann wurde er aufgeregt. Sein Finger deutete auf eine Abbildung am Ende einer Wand, die den Rampen zugewandt war.

»Da, diese insektenartige Figur. Und hier ... hier, da werden anscheinend Pflanzen als Drogen verteilt. Scheint eine besondere Auszeichnung für die Kämpfer der ersten Linie zu sein oder so. Aber was ist das? Hier ist ein Anführer, der Befehle gibt. Aber, sehen Sie, er spricht nicht. Da ist kein Zeichen für Sprache wie bei den anderen Bildern, sondern so eine Art Blitzsymbol. Sehen Sie, Sprache, die Tätigkeit des Sprechens, das ist diese Zunge vor dem Mund. Soll das etwa eine Antenne ...«

Murmelnd verschwand Dorkas um die Ecke.

Nur Sekunden später rief Steele nach ihm. Mit zwei Sätzen war er an der Mauerecke.

Aber Dorkas war verschwunden.

Tony Tanner versuchte, in ein Leben zurückzufinden, das ihm nicht mehr gehörte. Es war, als würde man ihn zwingen, Kleider zu tragen, aus denen er längst herausgewachsen war. Er fühlte sich unwohl, weil es an allen Ecken und Enden zwickte und kniff.

Wie sollte man an ein Leben anknüpfen, das vergangen war, verweht, als wäre derjenige, der dieses Leben einmal ausgefüllt hatte, inzwischen gestorben. Tagsüber ließ es sich ertragen.

Zwar hatte er zunächst die ärgsten Befürchtungen gehabt, als er seine alte Arbeitsstelle betrat. Er sah sich schon als Depp der Firma, als belächeltes Objekt ohne rechte Verwendung, als betuschelter Außenseiter, bei dessen Erscheinen auf dem Gang man in die nächstgelegene Tür floh, um ihn nicht grüßen zu müssen.

Nichts von dem war eingetreten. Irgendwie hatte es sein Chef geschafft, Tony Tanner in glänzendem Licht dastehen zu lassen. Für alle anderen Mitarbeiter war er der geheimnisvolle Ritter, der aus Schlachten in fernen Ländern zurückkehrte - oder etwas weniger poetisch ausgedrückt: Er hatte irgendeinen wichtigen und geheimen Auftrag gehabt und war deshalb einer, der bei den Bossen hoch im Kurs stand und dem man tunlichst nicht in die Quere kam.

Damit konnte Tony Tanner gut leben. Er warf sich in seinen Sessel in seinem Büro und sah sich mit der Tatsache konfrontiert, dass er ab sofort eine eigene Sekretärin hatte. Er hatte einen Sessel, einen Schreibtisch, ein Büro, einen Vorraum und darin eine Miss Baker, die brünett, zierlich, wohlgeformt war und nicht ganz ohne Erfolg den Eindruck erweckte, gerade siebzehn geworden zu sein.

Tony war sich nicht sicher, was diese Neuerscheinung in seinem beruflichem Werdegang zu bedeuten hatte, aber immerhin liefen alle ankommenden Telefonate über Miss Baker und wenn er sagte: *Bin heute nicht da*, dann wimmelte sie mit ihrer etwas quietschigen Stimme (es war tatsächlich die Originalstimme der etwas dümmlichen, aber netten Sexbombe aus den Filmen der 50er und 60er Jahre) jeden Anrufer ab, und Tony konnte am Fenster stehen und nach draußen starren, sich fragen, wofür er sich eigentlich bezahlen ließ und was nun eigentlich werden sollte. Er starrte lange und oft aus dem Fenster, aber er sah nicht, was draußen vor sich ging, sondern schaute in einen dunklen

Tunnel.

Irgendwann wurde er zu seinem Chef gerufen. Der Alte erkundigte sich nach Tonys Wohlergehen - in diesem Augenblick beschlich Tony der Verdacht, dass vielleicht zwischen seinem Häuptling und dem Conte irgendeine geheime Verbindung, vielleicht sogar eine Abstimmung existieren könnte. Es war möglicherweise eher eine Hoffnung als ein Verdacht.

Der Chef drückte Tony die Überarbeitung des *To do/never ever to do* aufs Auge. Hinter diesem internen Titel verbarg sich ein voluminöses Werk, in dem sämtliche Fettnäpfchen aufgeführt wurden, denen ein Mitglied der königlichen Familie auf irgendeiner diplomatischen Mission irgendwo auf diesem Globus begegnen konnte. Der Inhalt umfasste so simple Dinge, wie das absolute Verbot für Frauen einem afrikanischen Oberhaupt jenseits der Sahara mit gekreuzten Beinen gegenüberzusitzen oder die Tatsache, dass ein Maori, der einem die Zunge herausstreckt, nicht erschossen gehört, weil er auf seine Art nur *Schönen guten Tag, gnädige Frau* zum Ausdruck bringen wollte. Den Verboten standen natürlich ebenso viele Anweisungen für kleine Gesten gegenüber, die im Gastland großen Eindruck machten, zeigten sie doch, dass sich die *Royalty* mit Kultur und Sitten auskannte. Und so etwas schmeichelt und kann deutlich hilfreicher sein als ein Flugzeugträger vor der Küste.

Tonys Aufgabe war es nun, diesen Leitfaden auf den neuesten Stand zu bringen. Dafür musste er Botschaften konsultieren, sich mit Reisenden, Korrespondenten, Journalisten beraten, Zeitschriften aus aller Welt studieren und selbst die Dossiers der Geheimdienste durcharbeiten. Der Auftrag war ehrenvoll und ein großer Vertrauensbeweis. Auf der anderen Seite gab er Tony Tanner ein Höchstmaß an Freiheit - irgendwann in zwei oder drei Jahren mussten Ergebnisse zu sehen sein, bis dahin aber konnte er monatelang in der Nase bohren oder sich jeden Tag

aus dem Büro verabschieden, um mit Gesprächspartnern essen zu gehen, in der Bibliothek des Britischen Museums etwas nachzuschlagen oder den Lord XY auf einem Golfplatz in Sussex über seine Erinnerungen an die Hofsitte eines malischen Provinzkönigs zu befragen.

Mit anderen Worten, besser konnte es Tony überhaupt nicht antreffen. In seinen besseren Momenten wusste er das auch durchaus zu schätzen, aber diese Momente war rar gesät. Da half es auch nicht, wenn Fräulein Baker in recht knapper Bekleidung, die keineswegs zur Jahreszeit passen wollte, in sein Büro kam und ihm die gewünschten Papiere auf den Schreibtisch legte und sich dabei so weit nach vorn beugte, dass der Blick in ihren Ausschnitt unvermeidlich wurde und die Feststellung, dass sie keinen Büstenhalter trug, sich ebenso unvermeidbar anschloss.

Solche Aktionen bewogen Tony Tanner zu Meditationen darüber, ob a) das Mädels scharf auf ihn war und darauf wartete, dass er sie mit der Aussicht auf eine Tüte Popcorn ins Kino lockte, b) ihn verarschen wollte, c) ihn für einen alten Sack hielt, dessen Kreislauf Aufmunterung brauchte, weil sie ansonsten Gefahr lief, vor Eintreffen des Notarztes Mund zu Mund-Beatmung geben zu müssen, d) ihn für einen uralten Sack hielt, der sowieso nicht mehr auf den Anblick rosiger zarter Haut zwischen zwei prallen Brüsten ansprang, e) von irgendwem angestachelt worden war, um den alten Tony zum Grapscher zu machen, auf dass er achtkantig aus der Firma flog. Nach einiger Zeit kam Tony Tanner zu dem Ergebnis, dass Variante a unwahrscheinlich war, b wahrscheinlich und c die allerwahrscheinlichste.

Na sicher doch, Heathercroft hatte die Baker genagelt und ihr dabei nicht nur seine Körpersäfte, sondern auch den Auftrag, Tony Tanner in die Pfanne zu hauen, injiziert.

Überhaupt, Heathercroft, dieser Oberarsch. Diese aufgeblasene Null, dieser Turbobürohengst, dieser ... Tony war ihm bisher nur zweimal begegnet, einfach deswegen, weil er sich nur zur

Erledigung gewisser absolut notwendiger Dinge aus dem Büro wagte. Beide Male war ihm Heathercroft auf dem Gang entgegen gestürmt, natürlich ein Handy am Ohr und im Auge den *Oh Herrgott, bin ich wichtig*-Blick. Sie hatten sich am untersten Rande der Höflichkeit mit knappem Kopfnicken begrüßt - Tony immer zuerst, aus einem blöden Instinkt heraus und er hatte sich hinterher ein Loch in den Bauch geärgert, dass er dieses Duell wieder verloren hatte.

Heathercroft hatte sich in der Hierarchie des Amtes weiter nach oben geschleimt, er war nun sozusagen die Nummer Drei, eigentlich die Nummer Zwei, denn es wurde gemunkelt, dass der alte Chef nur auf Abruf den Sessel drückte. Es sollte sich angeblich nur noch um Wochen handeln, bis das Zepter übergeben wurde, dann war der Vize die Numero Uno und Heathercroft in seinem Windschatten der Vize. Dann allerdings konnten die Zeiten für einen Tony Tanner sehr hart werden.

Insofern hatte der alte Häuptling Tony einen wirklich großen Gefallen getan, indem er ihn in der *To do/ never ever to do*-Bucht vor Anker gehen ließ. Selbst nach der Machtübernahme durch den Neuen konnte ein Mitarbeiter mit dieser Aufgabe nicht einfach so aus dem Büro gekegelt werden. Es gab Tony geschätzte fünf Jahre, sich näher an die Rente zu arbeiten, dann allerdings war wohl die Zeit des Abschieds gekommen und Tony würde sich als Kolumnist für Reisezeitschriften oder so etwas durchschlagen müssen. Aber, wie man an den Brüsten von Fräulein Baker sah, bemühte sich Heathercroft auf seine ganz spezielle Art, Tony doch schon vorher loszuwerden.

»Miss Baker?«

Tony drückte auf den Knopf der Sprechanlage. Er musste sich an dieses neue Möbel erst gewöhnen. Es schien einfach nicht zu ihm zu passen - Sekretärin und Sprechanlage.

»Ja, Herr Tanner?«

Die Baker riss sofort die Tür auf und strahlte Tony an. Heute war sie sehr dezent gekleidet, als hätte sie über Nacht den Stil

gewechselt. Stand ihr nicht schlecht, musste Tony einräumen. Die braunen Haare waren am Hinterkopf mit einem Kamm zusammengesteckt, wodurch ihr hübsches Gesicht besser zur Geltung kam. Sie hatte tatsächlich hellbraune Augen, stellte Tony fest. Mmhh, hübsche Farbe, nicht so kühl wie eine Blauäugige und nicht so befremdlich exotisch wie ganz schwarze Augen. Tony räusperte sich, nachdem sein Blick gezwungenermaßen über einen grauen Pullover mit zwei sehr eindrucksvollen und wohlgeformten Ausbuchtungen gegliedert war, um bei einem hellgrauen Flanellrock stecken zu bleiben, der knapp über den Hüften saß und ein Paar Beine unterhalb der Knie freiließe, auf denen Fräulein Baker nicht nur laufen konnte, sondern die auch sehr angenehm zu betrachten waren.

Das Ganze wirkte sehr seriös und zugleich so anregend, wie die Auslage einer Bäckerei nach einem dreistündigen Fastenspaaziergang.

Tony räusperte sich noch einmal. »Ich habe heute einen *Außentermin* und komme morgen erst später ins Büro. Wenn Sie die Freundlichkeit hätten, bitte diese Nummern anzurufen und um einen Gesprächstermin zu bitten, und außerdem brauche ich Kopien dieser Dinge - Seitenzahlen und die Titel der Bücher stehen daneben. Ja, das war's dann. Sie können heute gerne früher freimachen, wenn Sie mit den Sachen fertig sind.«

Während Tony Tanner das sagte, schaute er auf den Zettel vor sich, spürte aber immer den Blick aus ihren braunen Augen auf sich gerichtet.

»Kann ich sonst noch etwas tun?«, fragte sie und es klang, als meinte sie Dinge wie Nackenkraulen oder Rückenmassage. Zumindest hatte Tony für einen Augenblick diesen Eindruck. Er verscheuchte ihn mit einer ärgerlichen Grimasse gegen die Schreibtischplatte, dann stand er auf.

»Nein, danke. Sie sind mir schon so eine große Hilfe, Miss Baker.«

»Ich stehe immer zur Verfügung. Jederzeit!«

Also doch a? Oder eher e auf die raffinierte Tour?

»Bis morgen, Miss Baker. Es würde mich freuen, wenn Sie so gegen zehn Uhr einen Tee für mich bereiten könnten.«

»Aber das mache ich doch gerne!« Und sie strahlte Tony an, dass es blendete.

Tatsächlich hatte Tony Tanner keinen Außentermin, wie er so schön genannt hatte. Zur Beruhigung seines eigenen Gewissens ging er an einer Buchhandlung vorbei und fragte nach einem bestellten Werk, einer in kleiner Auflage erschienenen Autobiografie eines schottischen Missionars. Das hätte Miss Baker mit ihrer Quietscheentchenstimme auch telefonisch erledigen können.

Es hielt ihn nicht im Büro, das war es. Er hatte das Gefühl, zwischen diesen Wänden zu ersticken. Manchmal, wenn er sich stundenlang in die Arbeit vertieft hatte, dann schien alles in Ordnung zu sein. Dann war die Welt beieinander, so wie sie zu sein hatte. Kein Conte, keine Lucille, kein Dorkas, keine Fraternidad. Stattdessen eine Wohnung, in der Francine wartete und die Hoffnung, in der nächsten Woche irgendwohin jetten zu können, um dem Commonwealth einen Dienst zu erweisen. Und wenn Francine schon nicht zu Hause wartete, dann gab es ja noch Miss Baker, die vielleicht doch unter Kategorie a fiel und ihre hübschen runden Knie jeden Abend der Gefahr von Schwielen aussetzte, weil sie betete, dass der gute Tony Tanner sie am nächsten Morgen doch bitte, bitte, ein bisschen anbaggern würde, ein bisschen nur, denn dann könnte sie ja von sich aus ihr Arsenal einsetzen.

Aber das war ja nicht so. Nichts war so. Auf ihn wartete eine Wohnung, aus der sich noch immer nicht der Muff verzogen hatte, mit dem sich die Zimmer für langes Nichtbetreten rächen. Auf ihn wartete das plötzliche Erwachen in der Nacht, das Stieren in die Finsternis und die Frage, was ist geschehen, wieso bin ich hier, wie geht es weiter. Ja, wie sollte es weitergehen. Er wusste es nicht. Tony Tanner hatte keinen Plan.

Er vermisste Lucille. Er trug seine Sehnsucht mit sich herum wie einen Furunkel, fühlte sich wie eine Schwangere im neunten Monat, angefüllt mit vergeblichen Gefühlen, gescheiterten Hoffnungen, geplatzten Träumen. Er verbrachte die Wochenenden einsam in seiner Wohnung, starrte auf das Telefon, wartete auf einen Anruf des Conte, der ihn zurückrief oder auf die Stimme von Lucille im Hörer.

Er verbrachte Stunden damit, sich ihren Anruf vorzustellen und sich einen lockeren Spruch auszudenken, mit dem er sie begrüßen wollte, er verlor sich in der Betrachtung seines Innenwelt-Kammertheaters, in dem das Stück *Tony und Lucille* gegeben wurde. Dass es so nicht weitergehen konnte, war ihm klar. Aber diese Erkenntnis half ihm auch nicht weiter. In manchen Nächten spielte er den einsamen Wolf und streifte durch die Stadt, wollte nur Pflastertreten, in Bewegung bleiben, die Stadt in seine Augen dringen lassen bis zur Erschöpfung. Selbst in seinen besten Momenten hämmerte unter all der Ablenkung immer nur der Name Lucille, die Frage, ob er sie jemals wiedersehen würde, warum sie ihn nicht anrief, wie er sie erreichen könnte. Manchmal hasste er sie, weil sie existierte und dadurch sein Leben in Stücke schlug.

Er begann Männer zu verstehen, die Frauen aus Liebe umbringen. Wie ein Geschoss aus dem Hinterhalt konnte ihn Eifersucht treffen und ihn an den Rand der Raserei treiben. Er hasste jeden Menschen, der mit ihr zusammen war und er hasste sie. Und dann, innerhalb einer Sekunde, schlug alles wieder um und er wusste, dass er sie wiedersehen musste, jetzt gleich oder in drei Monaten oder in Jahren, dass er musste und musste und musste, und dass er keine andere Chance hatte, und er war sicher, dass ihre Gefühle die seinen widerspiegelten und dass diese ganze Misere nichts als ein Übergang war, eine Höllenfahrt, aus der sie beide als strahlende Sieger hervorgehen müssten, weil es vom Schicksal so gewollt war.

Jede Zärtlichkeit, die er nicht dieser Frau schenken konnte,

machte sein Blut schwarz und seine Gedanken böse. So lief er im Sturmschritt durch die Straßen, sah Menschen vor den Kinos, die sich unterhielten, die beisammen waren, er sah die Paare, die sich nach den Theatervorstellungen in einer vertrauten Geste unterhaken und einem Restaurant zustrebten, um im Gespräch das gemeinsame Erlebnis noch weiter zu einer ganz persönlichen Welt auszuformen, er sah die Insassen der Autos, ihre Gesichter, die sich manchmal einander zuwandten und alle anderen ausschlossen und er hätte am liebsten geschrien.

Tony meldete sich in einem Fitness-Klub an und verschaffte sich einen heftigen Muskelkater nach dem anderen. Er begann, durch Parks oder an der Themse entlang, Dauerläufe zu machen, bis ihm die Lunge zu explodieren schien. Die körperliche Erschöpfung tat ihm gut, aber kaum war sie geschwunden, gäerte wieder das schwarze Blut in seinen Adern, kochte durch seinen Körper, er wurde unruhig und gereizt und boshaft wie ein gefangenes Tier.

Dann raffte er sich auf und rief einen alten Kumpel an. Der freute sich, Tonys Stimme zu hören, plauderte drauflos, fragte auch sofort, wie es Francine ginge, und zeigte Tony, wie schlecht sein Einfall gewesen war. Trotzdem verabredeten sie sich für den nächsten Abend, und Tony stand in einer Kneipe und bemühte sich, nicht allzu überheblich zu wirken. Aber er konnte mit diesen Typen, die sich fröhlich um den halben Verstand soffen und sich dann laut grölend und lachend mit faden Witzen vergnügten, nichts anfangen. Er war entweder zu alt für diese Spiele oder seine alten Kumpels waren ihm geistig haushoch überlegen. Jedenfalls hatte Tony den Drang, sofort zu verschwinden. Aber er bändigte sich, spritzte sich im Waschraum Wasser ins Gesicht und bemühte sich nach Kräften und unterstützt von Porter, das Spiel mitzumachen. Es gelang ihm halbwegs, aber es war mehr Arbeit als Spaß, am nächsten Tag dröhnte sein Schädel und Miss Baker musste ihm eine Aspirin in Wasser auflösen und

der Katzenjammer blieb.

Schließlich sah Tony nur noch einen letzten Ausweg.
Pillbury.

Alexander Pillbury, der irgendwo in dieser Stadt das Leben eines zum Rocker konvertierten Laotse führte, der seine kleinen krummen Geschäfte betrieb, weil es ihm Spaß machte, der sich regelmäßig in kindlicher Unschuld um den Verstand soff, der Frauen auf den geschlechtsverkehrsmäßig brauchbaren Einlass reduzierte, Pillbury, der in Glückseligkeit auf den Pfaden der Gerechten wandelte, gesegnet von den Göttern und von den Göttinnen, zu seinem Glück, weitgehend ignoriert.

Pillbury war die Rettung. Vielleicht.

Aber wo war Pillbury? Er war wieder einmal von der Bildfläche verschwunden, und Tony brauchte Tage oder genauer Nächte, um seine Spur aufzunehmen. Er schaffte es, Pillbury eine Nachricht zu hinterlassen, und nach einigen Tagen oder genauer Nächten, in denen Tony befürchtete, es wäre um Pillbury geschehen, hörte er die bekannte Stimme draußen auf der Straße grölen.

»He Alter, was geht ab?«

Tony steckte den Kopf aus dem Fenster und siehe da, unten standen Pillbury und einige andere Kerle, alle in Leder und schon deutlich angeheitert und alle mit Gesichtern, die förmlich um Abbildung auf einem Steckbrief bettelten.

Tony Tanner bemühte sich nicht mal, seine Freude zu verbergen.

»Hallo Leute«, rief er, »ich dachte, es wäre mal wieder Zeit für einen Zug durch die Gemeinde.«

Von unten kamen Pfiffe, Jubel und Zustimmung.

»Mache hinne, Alter, meine Leber will die Dröhnung«, schrie Pillbury und winkte, als sollte Tony zur Vorsicht gleich aus dem Fenster springen. Inzwischen hatten sich auch andere Fenster geöffnet und die lieb vertrauten zänkischen Stimmen baten sich

Ruhe aus.

Tony fand in seinem Schrank ein Paar Jeans, zog sich ein T-Shirt und eine alte Lederjacke an und fühlte sich damit passend gekleidet. Dann stürmte er nach unten, aufgereggt wie ein Junge, der zum ersten Mal mit seinen Freunden draußen übernachten darf.

Pillbury begrüßte ihn mit einer bierseligen Umarmung.

»Äääääiiii, Alter, voll geil, dass du dich mal meldest. Dachte schon, du wärst völlig abgetaucht - oder hättest irgendwo die End-Kante gekriegt.« Damit rieb er seine Pickel an Tonys nach Aftershave duftender Wange.

»Hey, du riechst gut! Was ist das?«

»Domestos - Zitrone!«

Pillbury klopfte Tony auf die Schulter, dass die Lederjacke krachte, und plötzlich bemerkte Tony, dass ein heftiges Schluchzen durch Pillburys knochigen Körper ging. Erstaunt machte er sich los und schaute in Pillburys tränenüberströmtes Gesicht.

»Was ist los, Pillbury?«, fragte er verdutzt.

»Alles voll fett die Scheiße, Alter, verlass dich drauf. Gut, dass du da bist.«

»Zum Teufel, was hast du, bist du fromm geworden. Oder hast du etwa ... Himmel, Pillbury, du hast doch nicht etwa Kummer mit den Weibern?«

»Scheiße, Mann, du hast es wieder voll gecheckt, die Tussis, die Schnallen, Mann, ich sag dir ...«

»Können wir vielleicht vorher noch mal die Tröte ölen«, fragte Tony bescheiden. *Herr im Himmel*, sagte er sich, wenn Pillbury Kummer wegen einer Frau hat, dann stimmt doch, was ich schon immer ahnte: *Eros ist ein Sohn Satans*.

Die Gruppe zog von dannen und fiel dann lautstark in einer ziemlich schäbigen Pinte ein, die Pillbury als sein derzeitiges Stammlokal bezeichnete. Unterwegs war es Tony nicht gelun-

gen, Pillburys Arm von der Schulter zu bekommen, dafür konnte er die Gesellschaft davon abhalten, Beulen in Autos zu treten und Antennen abzuknicken. Sie sammelten sich in einem Hinterzimmer, dessen Mobiliar aus verschiedenfarbigen Autositzen bestand. An den Wänden hingen Bilder von Fußballern und Nacktfotos weiblicher Modells, die nicht einmal mehr pornografisch, sondern schon gynäkologisch waren. Den Kopf von David Beckham hatte man als Dartscheibe genutzt.

»Ich dachte, wir ziehen ein bisschen rum«, sagte Tony, nachdem er sich konzentriert und verbissen die ersten Gläser hineingedrückt hatte. Um mit Pillbury zu kommunizieren, musste er sich zu dessen Ohr hinüberbeugen, denn inzwischen dröhnte die Musik und einige von Pillburys Begleitern vollführten in der Mitte des Raumes eine lautstarke Mischung aus Prügelei und Gymnastik, die sie selbst aus Schlachttanz bezeichneten.

Pillbury wedelte beschwichtigend mit den Händen.

»Gemach, Alter. Nur keine Panik. Kommt noch. Ist nur so, im Moment ist die Kacke am Dampfen, klar? Da hältst du dich am besten bedeckt.«

»Ich versteh kein Wort.«

»Was?«

»Ich versteh kein Wort.«

»Ich versteh kein Wort, lass uns nach draußen gehen.«

Tony folgte Pillbury durch eine Hintertür und vorbei an den stinkenden Toiletten auf die Straße. Der Ausgang lag tiefer als die Fahrbahn, so konnten sie sich auf zwei Mülltonnen setzen und hatten einen guten Blick auf die Straße. Die Musik aus der Kneipe war auf Zimmerlautstärke reduziert. Pillburys Blicke gingen nervös die Straße hinauf und hinunter. Er nahm einen gewaltigen Schluck, hustete, legte dann den Finger auf den einen Nasenflügel und blies den anderen laut schnaubend frei.

»Tatsache ist, Alter«, sagte er dann, »dass irgendwas läuft.«

»Geht ein bisschen genauer, Pillbury. Ich habe Zeit zum Zuhö-

ren.«

»Genauer ist nicht, Alter, ich habe nämlich auch keinen blassen Schimmer.«

»Was ist mit den Tussis, Pillbury?«

»Um die geht's doch, Alter.«

»Um die geht es immer, Pillbury«, sagte Tony Tanner altersweise und schaute umflorten Blicks über den feucht schimmernenden Asphalt, während er sein Glas leerte.

»Du bist doch nicht etwa verknallt, Pillbury oder so?«, wagte er dann zu fragen.

»Wa ...?« Pillbury schaute Tony entgeistert an, als hätte der ihm eine Geschlechtskrankheit angedichtet.

»Wir reden doch über Schnallen oder?«, sagte er dann.

»Hatte ich gedacht.«

»Ich ja auch, Alter. Hör mal, was hat das mit Liebe oder so 'n Scheiß zu tun, spinn ich denn. Meinst du, ich hab 'ne Neurose am Pillermann, ääh? Pass auf, ich kenn da so ein paar Leute, mit denen hab ich 'n paar Mal mit Autos gemaggelt und so, die Jungs haben da ein paar Pferdchen laufen.«

»Was? Pferderennen?«

»Alter, denk doch mal mit! Die haben ein paar Tussis, denen sie ... auf die sie aufpassen eben.«

»Zuhälter?«

»Was für Behälter?«

»Luden, Lodden, Macs ...«

»Klar doch, ich wusste, dass wir uns verstehen, Alter. Die haben ein paar scharfe Bräute, sag ich dir. Da sind so Zwillinge, also wenn du die siehst, wünschst du dir einen Doppelknüppel für die finale Parallelnummer!«

Von der Seite näherte sich ein Wagen. Pillbury und Tony Tanner zogen wie nach einer geheimen Absprache die Köpfe ein, so dass sie von der Straße aus unsichtbar waren. Was seine eigenen Person anging, kannte Tony tausend Gründe für ein solches in-

stinktives Verhalten. Aber wie war das bei Pillbury?

Der wartete, bis der Wagen wieder verschwunden war, und stand dann auf, um den Alkoholvorrat zu ergänzen. Er blieb eine ganze Weile fort und kam mit einem Arm voller Bierdosen zurück. Sie öffneten die ersten beiden Dosen, spritzten den Schaum in der Gegend herum und tranken schweigend. Langsam kam Tony Tanner in die Phase, wo die Welt angenehmer und das Autofahren verbotener wurde.

»Ich kann was drehen, wenn du willst«, kam es plötzlich von der Seite.

»Was?«

»Wenn du mal einen richtig guten Stich brauchst.«

»Ach so.« Tony setzte die Bierdose an und ließ den Restinhalt durch die Kehle fließen. Dann schaute er auf die schmutzige Ziegelmauer vor sich. Nein, er brauchte nicht das, was Pillbury als *Stich* bezeichnet hatte. Er brauchte eine Frau, eine einzige bei einer Weltbevölkerung von sechs Milliarden und er wäre auch bereit gewesen, sich mit Lucille für den Rest ihres gemeinsamen Lebens über die besten Farbschattierungen von Nagellack zu unterhalten und im Moment erfüllte eine solche Vorstellung alle Kriterien für den Begriff *Glück*. Jedenfalls kam es dem ziemlich nahe.

»Danke, aber ich komme zurecht«, log Tony. Oder nein, er log nicht, schließlich war er heute noch nicht von der Brücke gesprungen, was doch wohl bedeutete, dass er sein Leben besser im Griff hatte als jeder erfolgreiche Selbstmörder. Es sei denn, man ging davon aus, dass Selbstmörder ihr Leben ziemlich gut im Griff haben. Damit war Tony jetzt beim Thema *Gnosis* - Dorcas färbte ungeheuer ab - und das war im Augenblick zu viel. Also griff er nach der nächsten Dose und warf Pillbury auch eine zu.

»Sag mal, was war das denn jetzt mit deinen Bekannten?«, wollte Tony wissen.

»Och nichts, Alter.«

»Quatsch nicht rum, Pillbury. Du hast nicht davon gesprochen, um mir irgendeine Tussi anzudrehen.«

»Doch, doch, Alter, du brauchst so was, ich seh's dir an.«

»Pillbury, du brauchst mir keine Bordsteinschwalbe zu besorgen. Dafür reicht meine Lebenserfahrung schon aus, wenn ich das Bedürfnis haben sollte.«

»Ich rede doch nicht über diese Sorte, Alter. Es geht um die *Premium-Schnallen*, verstehst du. Silikontitten, Samthaut, Pfirsicharsch, Beine wie Gazellen ...«

»Hör mal, Pillbury, ich verstehe nicht so ganz, worüber wir hier reden. Also, du hast ein paar Kumpel ...«

»Geschäftsfreunde, Alter, das sind keine Kumpel.«

»... also Geschäftsfreunde, die die mondäne Welt mit käuflichen Venustöchtern versorgen. Ist doch klasse. Die geben dir Rabatt.«

»Scheiß auf Rabatt. Rabatz ist das richtige Wort«, stieß Pillbury hervor. Trotz seiner beginnenden Tranigkeit war sich Tony sicher, dass sie nun dem Kern der Dinge näherkamen. Inzwischen begann ihn die Sache zu interessieren. Nicht nur deshalb, weil Pillbury irgendetwas schwer auf der Seele lag, sondern auch, weil Tony bei dem Wort *Premium-Schnallen* ein plötzliches Kribbeln in der Bauchgegend gespürt hatte. In seiner Übersetzung bedeutete das nämlich, dass es hier um käufliche Damen ging, die sich in den höchsten Schichten der Gesellschaft um die sexuellen Nöte der Kundschaft kümmerten. Und das war just jene Gegend, wo die Entscheidungen fielen und Befehle formuliert wurden, die schließlich jeden betrafen.

»Also raus damit«, blaffte Tony Pillbury an. Er hatte keine Lust mehr auf Geschwafel.

Pillbury zuckte zusammen und druckste herum. Unwillkürlich pressten sich seine Finger um die halb leere Bierdose, quetschten sie zusammen und sorgten für eine Schaumfontäne über der Öffnung.

»Besser, du weißt nix davon, Alter«, antwortete Pillbury düster.

»Pass auf, Pillbury, wenn man die Sache bedenkt, dann haben wir in der letzten Zeit eine Menge Dinger richtig gut gedreht gekriegt. Gibt also keine Grund, hier herumzuzicken wie ein Mädel.«

»Ich will dich in nix reinziehen, Alter.«

»Du willst mir keinen Spaß gönnen, das ist es doch.«

»Scheiß auf Spaß. Mir geht der Arsch mit Grundeis, das ist die Sache. Ich mach mir in die Hose, so eine Scheißangst hab ich. Aber sag das bloß nicht den Jungs da drinnen, die brauchen davon nix mitzukriegen.«

»Ehrenwort.«

»Also.« Pillbury räusperte sich schnarrend die Kehle frei, zog den Naseninhalt hoch und spuckte das Ergebnis dieser Aktion über die Mauer auf die Straße.

»Pass auf«, erklärte er dann, »es ist so. Das mit den Schnallen ist ein Geschäft, na klar, was soll es denn sonst sein. Ist aber nicht allein Geld im Spiel. Das ist so eine Art von eine Hand wäscht die andere. Verstehst du, wenn du irgendeinem Kerl eine Nobelnutte besorgst, dann hast du ihn auch ein wenig in der Hand. Der Kerl könnte dir gegenüber fies werden, macht er aber nicht, sondern du hast was bei ihm gut. Er weiß, dass du was über ihn weißt, aber nie damit rausrückst. Dafür tut er dir einen Gefallen. So laufen die Geschäfte da. Und jetzt gibt es drei Typen, die den Laden aufmischen.«

»Was für Typen?«

»Vielleicht Kontinentärsche, vielleicht Leute über'n Teich. Ich weiß aber gar nichts über sie ...« Hier machte Pillbury eine leichte Pause, gerade lang genug, um sich mit Tony Tanners Argwohn zu füllen. Genau hier log Pillbury.

»Es sollte doch eigentlich genügend geile Säcke mit Geld und Einfluss geben, um für ein paar Macs mehr oder weniger auszureichen.«

Pillbury schüttelte energisch den Kopf. »Es ist anders. Diese Kerle besorgen dir Frauen auf Bestellung.«

Tony stieß einen anerkennenden Pfiff aus. »Mädchenhändler?«

»Nein. Wie soll ich das ... also nehmen wir mal den Fall, du bist scharf auf irgendeine Tussi und willst sie mal richtig saftig - du verstehst. Aber sie ist verheiratet, hat drei Kinder und einen Hund und denkt gar nicht dran, dich auch nur ein Stückchen an sich ranzulassen. Was machst du dann?«

»Keine Ahnung«, gestand Tony. »Ich weiß nicht, wie es ist, wenn man auf eine dreifache Mutter mit Mann und Hund scharf ist. Vielleicht würde ich ein bisschen an der Sache bohren?«

»Und wenn du keine Chance hättest, auch wenn du ihr um Mitternacht Lieder unterm Balkon singst oder Gedichte schreibst wie der NasencLOWN? Wenn sie dich absolut nicht will? Nullkommajonas?«

»Nun, ich gehe ins Kloster, schlag mir die Frau aus dem Kopf oder lasse mich kastrieren.«

»Siehst du, Alter und hier gibt es noch eine vierte Möglichkeit. Du bezahlst diesen Ausländern genügend Geld - eine Schweinemenge, sag ich dir, und dann kommt die Tussi.«

»Häh?« Tony verstand gar nichts.

»Sie kommt zu dir!«, beharrte Pillbury. »Sie pfeift auf ihre Kinder und den Hund und ihren Alten und ist spitz auf dich wie eine NähnaDEL, und du kannst mit ihr alles machen, was du dir ausgedacht hast.«

»Und danach?«

»Wie und danach??«

»Na ja, du hast jetzt also mit deiner Wunschfrau geschlafen und was dann? Heiratest du sie oder geht sie zurück zu ihrem Mann oder wie?«

»Das ist der Punkt. Sie geht zu ihrem Alten zurück, und wenn du sie auf euren Superhyperdudelbums ansprechen würdest, dann würde sie dir eine scheuern.«

Zwischen den beiden herrschte nun Stille. Sie tranken und schauten auf die Straße. Auf der gegenüberliegenden Seite huschte ein Schatten entlang, der wirkte, als wäre er greifbar gewordene Dunkelheit. Katzenaugen blitzten zu ihnen herüber und verschwanden dann hinter einem abgestellten Wagen. In der Nähe rauschte der Verkehr.

Tony Tanner spülte den Mund mit Bier aus. Ihm gefiel absolut nicht, was er gerade gehört hatte. Die Vorstellung sprengte sein spießiges Weltbild, in dem Mütter von drei Kindern mit Hund, die einen Ehemann haben und ihn lieben, es nicht mit Fremden treiben.

»Hypnose?«, fragte er dann mit kratziger Stimme, die nach einem Mittelding aus Frage und Erklärung bestand.

»Nein, die Tussis machen es einfach so. Da ist nichts mit Uhrkette oder so 'nem Pindelpundelpendel.«

Ein anderer Gedanke kam Tony. Seine Nackenhaare richteten sich auf und kitzelten am Kragen.

»Gibt es vielleicht sonst noch einen Service, den diese Ausländer anbieten?«

»Sicher, Alter. Das Ganze funktioniert natürlich auch umgekehrt. Falls es vorkommen sollte, dass eine Tussi einen Kerl haben will und er keine Lust, sie zu knallen, seltener Fall, nehm ich mal an.« Pillbury lachte freudlos.

»Aber das ist nicht alles.«

» ... doch ... Wieso fragst du?«

»Pillbury, wenn eine treue Ehefrau das Heiligtum ihres Schoßes für einen fremden Eindringling öffnet, dann können auch andere Dinge passieren.«

»Vorschlag?«, sagte Pillbury nach einigem Zögern.

»Jemand könnte jemand anderen umlegen. Und du weißt, was ich mit umlegen meine.«

»Schon klar, Alter. Ja, soll auch schon vorgekommen sein.«

»Mit anderen Worten, diese Ausländer haben es voll drauf«, resümierte Tony sarkastisch.

»Die sind verteufelt gefährlich.«

»Auch für dich. Aber warum.«

Pillburys Kopf sackte zwischen seine schmalen Schultern. Erneut rollte ein Wagen durch die schmale Straße. Eine schwere Limousine, deren Reifengeräusch deutlicher als der Motorklang war. Der Fahrer schien einen Parkplatz zu suchen, jedenfalls fuhr er nicht schneller als Schritttempo. Wieder machten Tony und Pillbury sich klein. Als Tony kurz den Kopf hob, erkannte er hinter der spiegelnden Seitenscheibe des Wagens den Schimmer eines weißhaarigen Kopfes. Der Anblick reichte, um ihm sofort den Schweiß aus den Poren zu treiben. Dann beruhigte er sich wieder. Wie viele Frauen mochte es in London geben, die eine solche Haarfarbe hatten? Tausende. Und er nutzte den Anblick einer von ihnen, um sich eine Panik zu genehmigen. Die Rücklichter des Wagens verschwanden hinter einer Ecke. Die beiden Männer entspannten sich.

»War was?«, fragte Pillbury.

»Wieso?«

»Du bist eben so zusammengezuckt.«

»Nöh, war nichts. Und bei dir, Pillbury? Was ist mit diesen Typen aus dem Ausland.«

»Also, Alter. Die halten sich sehr bedeckt, verstehst du. Keiner sieht sie, keiner weiß ihren Namen.«

»Außer dir.«

Nun war es an Pillbury zusammenzuzucken. »Ich kann Gedanken lesen«, nahm Tony grinsend die Antwort auf die nächste Frage vorweg.

»Einen habe ich gesehen«, sagte Pillbury leise.

»Und? Er sah aus wie Joaquin Cortez! Den hatte ich schon immer in Verdacht, nicht echt zu sein.«

»Er sah aus wie ein Indianer. Riesennase und so eine kranke Frisur, lange Haare, hinten hochgebunden. Ein Scheißtyp.«

Das war es also. Pillbury legte den Kopf in den Nacken und

setzte seine Bierdose an. Im nächsten Moment explodierte die Dose, und Tony Tanner kippte von seinem Sitz.

Tony Tanner wurde umgerissen und landete auf der Seite. Seine Lederjacke dämpfte den Aufprall, dennoch reichte es, um auf einen soliden blauen Flecken zu hoffen. Vor allem brauchte Tony einige Sekunden, um eine Gedächtnislücke zu schließen. Eben hatte er noch neben Pillbury gegessen, dann gab es in seinen Narben auf der Schulter einen heftigen Stich, der ihn von seinem Platz auf den Boden warf, wo er jetzt lag, die Feuchtigkeit des schmutzigen Untergrundes unter den Händen spürte und faden Müllgeruch einatmete.

Mit einem heftigen Tritt stieß Tony die Tonne um, auf der Pillbury saß. Der fiel zu Boden, in derselben Haltung, die er oben eingenommen hatte. Verwirrt starrte er auf den Rest der Bierdose in seiner Hand.

»Voll krass, Alter«, lallte Pillbury mit schwerer Zunge.»Hab ich noch nie erlebt, dass 'ne Bierdose hochgeht. Aber heftig - ist das 'n Trick vom Gesundheitsministerium, um Saufen unpopulär zu machen?«

Statt einer Antwort deutete Tony auf die Hauswand über ihnen. In der Ziegelfläche war trotz des schlechten Lichts ein deutliches Einschlagloch erkennbar, aus dem es noch ganz leicht rauchte.

»War wohl mehr ein Gruß von deinem Fanklub«, sagte er.

Pillbury starrte mit offenem Mund nach oben. Er sah nicht sonderlich intelligent aus, kapierte aber immerhin soviel, dass er sich ganz klein machte.

Keine Sekunde zu früh, denn aus der Dunkelheit brummte hornissenartig etwas heran und schlug über ihren Köpfen in die Mauer.

Pillbury stieß ein dumpfes »Ääëiih« aus, das so empört klang,

als hätte ihn einer beim Thekenfußball gefoult.

Tony Tanner stellte sich inzwischen die Frage, wem dieser freundliche Gruß eigentlich galt. Pillbury - weil er Personen gesehen hatten, die lieber anonym blieben? Oder ihm selbst - weil er sowieso auf der Liste zum Abschuss freigegebener Individuen stand? In diesem Fall hätte der Weißhaarige in dem Wagen, den er vorhin gesehen hatte, genau die Rolle gespielt, die Tony ihm zgedacht hatte.

Aber Tony Tanner war nicht gewillt, an diesem Abend die Zielscheibe zu spielen. Für einen Moment schaute er mit leeren Augen auf den feuchten, stinkenden Boden und versuchte, sich die Umgebung noch einmal in allen Einzelheiten bewusst zu machen.

Die Schüsse kamen von der Seite, wo die Gasse in eine Hauptstraße einbog. Ihnen genau gegenüber war eine schmale Straße, eher ein Zufahrtsweg, der U-förmig um ein Lagerhaus führte. Auf ihm konnte Tony ungesehen an den Schützen herankommen.

»Pass auf«, sagte er zu Pillbury und senkte dabei unbewusst die Stimme, als könnte der Gegner ihn belauschen. »Du kriechst durch die Tür und alarmierst deine Kumpels. Ihr geht vorne aus der Pinte raus und dann zur Hauptstraße und nach rechts.«

Während Tony das erklärte, deutete er mit dem Zeigefinger den Weg an. Pillbury nickte mit offenem Mund.

»Ich vermute, dass dort ein Wagen steht, aus dem geschossen wird. Seid vorsichtig, aber ich nehme mal an, dass die eher abhauen werden, als auf eine Horde Lederknilche zu schießen, die da gerade lang kommen.«

»Nimmst du mal an, Alter«, antwortete Pillbury und gab damit zu erkennen, dass er die Technik des Sarkasmus auch beherrschte. Das musste wohl an der Bekanntschaft mit Tony Tanner liegen, vermutete selbiger, bevor er das Gespräch mit *Ich versuche, von der anderen Seite an sie ranzukommen* beendete.

»Hast du 'ne Knarre, Alter?«, wollte Pillbury wissen.

Tony Tanner kroch schon auf allen vieren die Schräge hoch, die den Kneipenausgang mit der Straße verband.

»Das nicht, aber ich kann unheimlich gefährlich gucken.«

Im Grunde hatte Pillbury völlig recht. Tonys Aktion war ebenso mutig wie unsinnig. Wollte er sich etwas beweisen? Oder eher einem fernen Conte in der Toscana? Oder einer Frau, die ihn nicht anrief?

Tony erreichte die Straße, machte sich klein und wischte diese Gedanken beiseite. Er hatte einfach keine Lust mehr, solche Unhöflichkeiten wie Beschuss aus dem Hinterhalt auf sich oder seine Freunde hinzunehmen. Eben hatte er auf dem Boden gelegen und sich so einsam gefühlt, als lebte er ganz allein auf einem fremden Stern in einer fernen Galaxis. Jetzt war es an der Zeit ein Lebenszeichen abzusetzen.

Er holte tief Luft und setzte über die enge Straße. Es waren nur wenige Schritte, die vor ihm lagen, dennoch kam ihm die Strecke sehr lang vor. Er erreichte die Hausecke, warf sich in Deckung und wurde ihm nächsten Moment von einem Hagel kleiner Ziegelbrocken übersät. Der Schütze hatte die Hausecke genau in Kopfhöhe getroffen. Nun fehlte ein faustgroßes Stück in der glatten Kante. Entweder der nette Mann mit der Knarre nutzte das Kaliber eines Büffelgewehrs, oder er hatte zur Feier des Tages Explosivmunition eingelegt. In beiden Fällen zeigte Tony ein überschlägiger Vergleich zwischen der Festigkeit seines persönlichen Schädels und der Festigkeit einer durchschnittlichen Ziegelmauer, dass er im Trefferfall die Liste der englischen Gespenster als der Mann ohne Kopf und Hals ergänzen würde.

Vielleicht wäre ein simples Abhauen doch keine so schlechte Idee gewesen. *Tony, alter Junge*, sagte sich Tony Tanner, *bist du einfach angetrunken und hast deswegen das Bedürfnis den Helden zu spielen.*

Das war eine nicht uninteressante Frage, auf die er sich selbst

die Antwort schuldig bleiben musste. Denn hier, direkt an der Straßenecke durfte er nicht bleiben. Er drückte sich hoch und trabte auf die Zufahrt des Lagerhauses. Sein Enthusiasmus hatte deutlich gelitten. Der Weg war unbeleuchtet, Tony tappte in eine Pfütze und spürte die Nässe, die sich in seine Strümpfe zog. Fast lief er gegen einen Maschendrahtzaun, der den Weg gegen einen buschbestandenen Hof abgrenzte. Hier musste er also zur Seite.

Instinktiv machte sich Tony klein, duckte sich wie ein Boxer, der den nächsten Schlag erwartet. Ungeduldig lockerte er die Peitsche und zog sie vom Handgelenk. Sie hatte eher symbolische Bedeutung, falls ihm jemand im Dunkeln auflauerte, aber sie gab ihm dennoch ein gutes Gefühl.

Tony kniete sich auf den Boden und verharrte für einen Moment regungslos. Langsam gewöhnten sich seine Augen an die Dunkelheit und nutzen das matte Streulicht, das die Stadt wie graues Puder gegen den Himmel warf. Er konnte auf der einen Seite die Umrisse der Häuser erkennen. Sie waren entweder unbewohnt oder die Bewohner lagen schon im wohlverdienten Schlummer. Die schwarzen Fassaden betrachteten ungerührt wie fremde Götter das Schicksal des Menschleins, das gerade den Weg entlang schlich.

Zur anderen Seite war das Lagerhaus, das Tony umrunden musste. Hier, auf der Rückseite, war eine Laderampe, ein Haufen leerer Kartons zeichnete sich hell schimmernd ab und strömte einen leichten Geruch nach Seife und Waschmittel aus.

Es herrschte Stille, wenn er von dem Rauschen des Verkehrs in den nahen Straßen absah. Vorsichtig schlich Tony weiter. Die Vorstellung, im Zielkreuz eines Nachtsichtgerätes zu sein, ließ sich allerdings nicht vertreiben und verursachte ein unangenehmes Kribbeln mitten auf seiner Stirn.

Der Gedanke, dass er ein gutes Ziel bot, wenn er so langsam schlich, scheuchte Tony auf. Er trabte nun aufrecht weiter, umrundete die Ecke des Lagerhauses und prallte zurück. Gegen den

hellen Hintergrund der Gasse konnte er die Gestalt eines Mannes erkennen.

Gekleidet in einen langen Mantel, mit einem breitkrepfigen Hut auf dem Kopf, stand er regungslos und schaute in Tonys Richtung. Dann ließ er einen länglichen Gegenstand unter seinem Mantel verschwinden, drehte sich um und ging fort. Nach zwei Schritten war er hinter dem Eckhaus verschwunden.

Diese kurze Zeit reichte, um Tony stutzig zu machen. Obwohl er bei der Dunkelheit und auf die Entfernung nicht sicher sein konnte, glaubte er doch, in den Bewegungen der Gestalt etwas Feminines zu erkennen, das ihn verwirrte. Für einen Moment war er sich sogar sicher, schon irgendwo eine Person gesehen zu haben, die sich auf diese Art bewegte ... während er nun schneller der Straße zulief, versuchte er sich zu erinnern, wo es war und wer es war. Es ärgerte ihn maßlos, aber er wühlte in seinem Gedächtnis wie in einem zu großen Raum, in dem er die abgelegten Gegenstände nicht erreichen konnte.

Er erreichte das Eckhaus, drückt sich gegen die Mauer und schob den Kopf um die Ecke. Dort stand tatsächlich ein Wagen, direkt an der Einfahrt zur Hauptstraße. Hinter dem Steuer war das helle Gesichtsoval des Fahrers erkennbar. Die Person mit dem Hut stieg gerade ein und deutete nach vorne. Dorthin, wo Tony sich hingekniet hatte, nachdem er die enge Straße überquert hatte. Sie waren also noch nicht bereit, Feierabend zu machen.

Der Wagen fuhr mit quietschenden Reifen los. Die Beschleunigung ließ die Motorhaube hochsteigen, der Lichtkegel der Scheinwerfer erfasste für einen Moment die oberen Etagen der Häuser. Der Wagen raste an Tony vorbei und verschwand aus dem Blickfeld. Dann quietschten die Bremsen und gleichzeitig heulte der Motor wieder auf. Tony kannte sich nicht aus, aber das Geräusch, das dieses Triebwerk an die Umwelt abgab, deutete auf viele große Zylinder, in denen sich fleißige Kolben heftig

gegen die mächtige Kurbelwelle stemmten.

Noch während er an der Wand lehnte und ihm diese Gedanken durch den Kopf gingen, erkannte er, dass er einen Fehler gemacht hatte. Das Motorengeräusch war verstummt, also war er sicher gewesen, dass der Wagen die Gasse herunterfuhr. Jetzt sah er aus den Augenwinkeln den Lichtschein. Die Killer hatten genau denselben Weg um das Lagerhaus genommen, den Tony gegangen war. Es reichte für ihn gerade noch, um auf die andere Seite der Zufahrt zu springen und sich in eine Nische zu drücken. Trotzdem war es zu spät, denn die aufgeblendeten Scheinwerfer hatten die Bewegung erfasst und den hastigen Sprung als riesigen Schatten gegen eine Hauswand geworfen, wo er als linische Parodie einer Flucht über die Fassade hüpfte.

Geblendet von dem grellen Scheinwerferlicht blieb Tony nur eine Chance. Er stieß sich von der Wand ab und rannte auf den Wagen zu. So konnte er seinen Verfolgern wenigstens ein wenig Reaktionszeit stehlen und vielleicht am Wagen vorbei in die Dunkelheit entweichen.

Dann sah er etwas am Rand des Zufahrtsweges stehen, überlegte, was es sein könnte und begann doch schon seinen Plan auszuführen. Er warf den Arm nach hinten und wieder nach vorne. Die Peitsche entfaltete sich mit einem trockenen Knall und wickelte sich im nächsten Moment wie eine blitzschnelle Würgeschlange um das Ziel. Tony zerrte mit aller Kraft, seine Muskeln spannten sich und brannten. Von der Seite jagte der Wagen heran, der Motor dröhnte, das Scheinwerferlicht machte Tony blind, er sah nichts als gleißende, schmerzhaft Helligkeit und direkt vor dem Gesicht die Wolken seines hechelnden Atems.

Endlich spürte er, wie der Widerstand schwand.

Der Wagen war da, das Motorengeräusch erstarb in einem kreischenden Bremsen. In diesem Moment flog die Mülltonne quer über den Weg und krachte gegen die Motorhaube und wur-

de hoch in die Luft geschleudert. Das Bremsenquietschen war wie abgeschnitten, der Wagen rauschte vorbei. Tony wurde von der hochfliegenden Tonne fast in die Luft gehoben, warf sich mit aller Kraft gegen diese Wucht, sein Arm schien ihm aus dem Gelenk gerissen zu werden. Dann stürzte die Tonne wieder zur Erde und traf mit einem dumpfen Knall die Frontscheibe des Wagens. Der Wagen schleuderte, schrammte Funken sprühend an der Hausecke entlang und blieb dann auf der Nebenstraße stehen.

Die Motorhaube war stark demoliert, wo eben noch eine Frontscheibe gewesen war, war nun eine eingedellte, undurchsichtige Glasfläche. Damit hatten die Insassen des Wagens nicht gerechnet. Wenn sie Profis waren, brauchten sie nur einige Sekunden, um sich auf die neue Situation einzustellen. Für Tony Tanner bedeutete das, dass er mit seiner Attacke genau in diese wenigen Sekunden schlüpfen musste, wie in den Spalt eines zufallenden Tores.

Er rannte los, legte sich die Peitsche zurecht und erreichte die Gasse, als er selbst von unerwarteten Ereignissen überrascht wurde.

Von der Hauptstraße her fand ein Wikingerangriff statt. Eine Horde brüllender Barbaren brach in die Gasse ein. Tony bemerkte wehende Haare, den Schimmer von Straßenlicht auf glänzendem Nappaleder. Aber erst dieser Kerl mit dem Rock, der allen voranstürmte und dabei ein ständiges, kehliges Geschrei ausstieß, machte Tony deutlich, dass er Pillburys Sondereinsatzkommando in einem besonderen Einsatz beobachten durfte.

An den Namen des Hünen konnte sich Tony nicht mehr erinnern. Nein, der Name war ihm überhaupt nicht genannt worden. Der Kerl mit dem Rock war ihm zusammen mit einem anderen Mann als die *Sumo Sisters* vorgestellt worden. Die Erklärung für diesen Namen lag darin, dass beide zwar eine außergewöhnliche Größe hatten, aber für ihr Körpergewicht immer noch geschätzte vier Meter zu klein waren. Beide Männer hatten freundliche run-

de Gesichter, die sie mit einer Menge Piercings etwas finsterner zu gestalten suchten. Wo kein Chrom im Gesicht blinkte, gab es Stupsnasen, freundliche blaue Augen, wildwuchernde Augenbrauen, Vollbärte und langes Zottelhaar. Am besten ließen sich die *Sumo Sisters* noch dadurch unterscheiden, dass einer von ihnen eine Art Schottenrock aus schwarzem Leder trug. Obenherum hatten sich beide für T-Shirts mit der Aufschrift *Professional Motherfucker* und Lederjacken mit Metallbehang entschieden.

Nun also befand sich diese hoch beschleunigte Mischung aus Muskeln und Fett auf Kollisionskurs mit dem Automobil. Vor dem Gesicht des Mannes, vor seinem aufgerissenen Mund stand eine Wolke, als wäre er ein dampfgetriebener Kampfroboter. Sein Bauch schwankte auf und ab wie ein Maschinenkolben und ließ zwischen Hemd und Gürtel weiße Haut erkennen, die wie aufschäumende Hefe über den Topfrand quoll.

Zwei Schritte, bevor er den Kofferraum rammte, vollführte der Mann, immer noch brüllend, eine Wendung, die an Eleganz jedem Balletttänzer zur Ehre gereicht hätte. Er nutzte seinen Schwung und sprang in die Höhe. Dann plumpste er mit seinem XXL-Arsch - für diesen Körperteil konnte es keinen anderen Begriff geben - mitten auf den Kofferraum. Das Blech bog sich mit einem gequälten Quietschen. Der Wagen krachte in die Federn und stieg vorne hoch, dass die Räder den Bodenkontakt verloren. Bevor er wieder zurückfallen konnte, war die Nummer Zwei der *Sumo Sisters* am Ort des Geschehens. Weniger elegant, dafür aber unter perfekter Ausnutzung aller gespeicherten Vortriebsenergie, krachte der Hüne nach einem leichten Hopser ebenfalls auf den Kofferraum. Der Schwung trieb ihn zu weit und sein Schädel prallte gegen die Heckscheibe. Es knallte, ein Sprung lief über das Glas, zerteilte sich in tausend Arme und bedeckte die Fläche mit einem undurchsichtigen Spinnennetz.

Die Stirn des Mannes blutete. Er brüllte, rieb sich über die Wunde und betrachtete das Blut auf seiner Handfläche. Die

Sumo Sisters schauten sich an und ihr Gebrüll wandelte sich augenblicklich in grölendes Lachen, das gewaltig aus ihren Tonnenbäuchen quoll, als müssten sie Überdruck ablassen. Abwechselnd sprangen sie hoch und ließen sich mit dem Hintern auf den Kofferraum fallen.

Tony wollte ihnen zurufen, dass die Personen im Wagen gefährlich und bewaffnet seien. Er hätte besser die Killer im Wagen vor Pillburys Kriegern warnen sollen. Der Rest der Truppe war nun ebenfalls beim Wagen angekommen. Irgendjemand hatte einen Schraubenschlüssel, ein anderer einen Besen. In Millisekunden wurden mit diesen Werkzeugen die Seitenscheiben zerschlagen, dann folgte ein gezieltes Bombardement mit Bierdosen auf die Insassen.

Bevor Tony eingreifen konnte - aber eigentlich hatte er gar kein Interesse einzugreifen - wurden die Türen aufgerissen, zwei blutende Gestalten auf die Straße gezerrt und reihum abgewatscht. Das Gewehr fiel auf den Boden und wurde im nächsten Moment als Keule verwendet, um auf das Wagendach einzuschlagen. Ein etwas feinsinniger ausgestatteter Kerl hatte inzwischen schon die Antenne abgeknickt und schrammte damit lustvoll über den Lack. Die Autoinsassen, oder das, was noch von ihnen übrig war, versuchten, sich mit Karatetritten freizumachen. Für einen Augenblick standen sie allein, dann flogen die nächsten vollen Bierdosen, und jede markierte einen Treffer. Die beiden Killer drehten sich um und flohen schwankend die dunkle Gasse hinunter. Tony fürchtete, dass sie sich dort in der Dunkelheit an ihre Waffen erinnern könnten. Aber die Art, wie sie rannten, beruhigte ihn wieder. Es war die blanke Todesangst, die ihre Schritte beschleunigte. Die Gestalt in dem langen Mantel hatte ihren Hut verloren. Tony glaubte, langes schwarzes Haar erkennen zu können, das zu einem Zopf gebunden war. Sicher war er sich aber nicht und es half seiner Erinnerung auch nicht auf die Sprünge.

Die folgenden Minuten standen unter dem Motto *Lustige Spiele mit Schrottautos*. Die meisten der waffenscheinfreien und doch so gefährlichen Bierdosen hatten den Kampfeinsatz überlebt. Als sie jetzt geöffnet wurden, schoss ihr Inhalt hervor wie ein Springbrunnen und verwandelte die Umgebung in einen Biersee. Die Reste in den Behältern reichten allerdings noch, um auf den Sieg zu trinken, dann wurde der Wagen genüsslich demoliert. Pillbury kümmerte sich um die Ledersitze und schlitzte sie, die Zunge konzentriert zwischen die Zähne geklemmt, mit einem Küchenmesser in einer Manier auf, die Jack the Ripper neidisch gemacht hätte. Wobei erschwerend dazukam, dass die *Sumo Sisters* immer noch Freude daran hatten, sich abwechselnd auf den nun gänzlich deformierten Kofferraum fallen zu lassen, sodass der Wagen schaukelte wie ein Schiff im Orkan. Dabei lachten sie grölend, der eine zeigte den anderen Kumpels seine blutige Stirn wie einen Orden. Während sie fröhlich hopsten wie auf einem Spielplatz, kippten sie eine Dose Bier nach der anderen in sich hinein.

Der folgende Autotüren-Weitwurf wurde durch eine Polizeieisere unterbrochen. Bevor das Blinklicht in Sichtweite war, konnte gerade noch ein Feuerchen im Motorraum entfacht werden, dann flitzte die ganze Gesellschaft durch den Hintereingang zurück in die Kneipe. Tony, der mal wieder etwas langsamer im Kapieren war, wurde von Pillbury mitgeschleift. Sie sausten ohne größeren Aufenthalt auf der anderen Seite der Pinte auf die Straße und verteilten sich in der Dunkelheit.

Tony und Pillbury gingen zusammen. Aus der Ferne erklang noch das Lachen der *Sumo Sisters*.

»Starke Truppe«, sagte Tony voller Bewunderung.

»Da kannst du für«, antwortete Pillbury. »Die Jungs lassen dich nicht hängen, egal was Sache ist.« Nach einer Weile fügte er hinzu: »War irgendwie geil heute. Endlich mal wieder. Hast doch gefehlt, Alter - ach Scheiße, werd ich hier auf einmal sentimentalen - also wagt denn du?«

»Meinst du?«

»Ja doch.«

»Warum bist du überhaupt aus der Versenkung aufgetaucht, wenn du solche Angst hast«, wollte Tony wissen.

»Weil, du wolltest mich doch sprechen. Ich kann doch keinen Kumpel hängen lassen. Dachte außerdem, es wäre mal ganz hilfreich, mit dir über die Scheiße zu reden.«

»Guter Junge. Aber für die nächste Zeit solltest du dich bedeckt halten.«

»Leichter gesagt als getan, Alter. Ich bin bekannt wie 'n bunter Hund. Jedenfalls überall dort, wo ich mich verkriechen könnte.«

Tony überlegte eine Weile, während sie nebeneinander über den Gehsteig gingen. Er war Pillbury etwas schuldig, so jedenfalls lautete Tonys gefühlsmäßiges Urteil. Sollte er ihn also zu sich in seine Wohnung nehmen? Die Vorstellung hatte sogar einen gewissen Reiz, aber andererseits war ja gar nicht sicher, dass Pillbury das eigentliche Ziel des Anschlags gewesen war. Und wenn Tony Tanner im Fadenkreuz stand, dann brachte er Pillbury nur zusätzlich in Gefahr, wenn er ihn zu sich mitnahm, und schuf sich selbst eine mögliche Behinderung.

»Du wirst dich für eine Weile bei Doc Grands einquartieren«, entschied Tony.

»Bei Doc Grands? Der wird sich ganz schön bedanken, wenn ich da einfliege, Alter, « zweifelte Pillbury. Dennoch war seiner Stimme anzumerken, dass ihm der Vorschlag gefiel.

»Ich komme mit und werde den Doc bequatschen. Und falls er sich doch querlegen sollte - das ist reine Theorie, denn er nimmt dich mit offenen Armen auf, verlass dich drauf, Pillbury - dann rufe ich meinen Daddy an und der wird den Doc schon zurechtbiegen. Und ich glaube, der gute Doc hat auch manche Überraschung im Kühlschrank, wenn du verstehst, was ich meine!« Es folgte die Andeutung einer Flasche, die an den Hals gesetzt wurde.

Es war, wie Tony gesagt hatte. Mit einer Unverschämtheit, die er sich selbst nicht zugetraut hätte, fuhr Tony Tanner mit Pillbury zu der Privatklinik des Doktors. Es war mitten in der Mitte der tiefsten Nacht und Tony läutete Sturm, bis drinnen Licht anging und ein leicht verschlafener Doc Grands in einem karierten Nachthemd an der Tür erschien.

Tonys sorgfältig zurechtgelegte, zerknirschte Entschuldigung schmolz unter dem Strahlen des alten Doktors zur Unnötigkeit dahin.

»Tony, schön dich zu sehen. Und das ist ja auch der Herr Pillbury. Kommt herein. Tut mir leid, dass ich schon geschlafen habe. Ihr müsst doch sicher Durst haben!«

Der Rest der Nacht verging friedlicher als der erste Teil. Pillbury war etwas pikiert, weil es Doc Grands Spezialmischung nicht mehr gab, aber er wurde mit irgendeinem Schlangengift getröstet, von dem Grands versicherte, es sei direkt aus Indien geschmuggelt worden und diene dortselbst dazu, ganze Hochzeitsgesellschaften erblinden zu lassen.

Im Morgengrauen wurde Pillbury in sein neues Quartier verfrachtet, und Tony nahm ein Taxi nach Hause. Er sammelte alle Energie und sprach auf den Anrufbeantworter von Miss Baker, dass er seinen Tee erst am Nachmittag brauche. Dann fiel er ins Bett und schlief ein, so tief und fest, als hätte der geheimnisvolle Schütze sein Ziel doch noch getroffen.

Am nächsten Nachmittag betrat Tony Tanner das Vorzimmer seines Büros mit dem gemäßigten Schwung eines Mannes, der sich lieber vier Wochen Urlaub genommen hätte.

Miss Baker hackte auf der Tastatur ihres Rechners herum. Sie wirkte wenig begeistert. Erst als sie aufblickte und Tony erkannte, ging wieder ein Strahlen über ihr hübsches Gesicht. Heute hatte sie sich als Schulmädchen verkleidet. Auch das stand ihr

gut, wie Tony durch alle Nebelschleier seiner Trägheit feststellen konnte.

»Ist etwas mit Ihrem Arm, Herr Tanner?«, fragte die Baker besorgt.

Tony schaute auf seinen rechten Arm, den er etwas angewinkelt trug, um ihn zu schonen.

»Nichts von Belang. Beim Sport ein wenig gezerzt.«

»Oh, das kenne ich«, gab sich Fräulein Baker verständnisvoll. »Das tut aber wirklich weh. Ich kenne da so ein Einreibemittel, das hilft praktisch in wenigen Stunden. Wenn Sie vielleicht den Namen haben wollen.«

Tony wollte nicht. Tatsächlich tat sein Arm kaum weh, denn Doc Grands hatte sich noch in der Nacht darum gekümmert, die Lähmungen, die nach jedem Einsatz der Peitsche auftraten, zu bekämpfen. Es war ihm gut gelungen. Bis auf ein Ziehen wie von einem leichten Muskelkater war nichts mehr zu spüren.

Dennoch ließ Tony sich den Namen der Salbe aufschreiben. Zum einen, weil er die Hilfsbereitschaft seiner Sekretärin nicht unhöflich abweisen wollte. Zum anderen, weil er so die Gelegenheit hatte, unauffällig länger in diesem Raum zu bleiben.

Denn es gab etwas, das ihn misstrauisch machte. In der Luft lag nicht nur das blumig-frische Jungmädchenparfüm von Miss Baker, sondern auch ein anderer Duft, den Tony nur zu gut kannte. Es war das allzu breitschultrig daherstiefelnde männliche Aroma, in das sich Heathercroft zu hüllen pflegte. Was wiederum bedeutete, dass Heathercroft hier gewesen war.

Wahrscheinlich hatten die beiden Turteltauben die Tür abgeschlossen, und er hatte die Baker auf dem Schreibtisch zur Brust genommen. Tony schaute sich misstrauisch die Schreibtischplatte an, um eventuelle Unregelmäßigkeiten bei der Aufstellung der Gegenstände zu finden. Aber alles schien an Ort und Stelle wie gestern. Miss Bakers Teddy, die Schüssel mit den *Jelly Beans* und ihr komischer Privatkalender mit Laura-Ashley-Blümchen-Umschlag.

Nun, das hatte nichts zu sagen. Die Baker trug einen ziemlich kurzen, weit schwingenden Rock. Rein theoretisch war es also möglich, dass sie sich in den Sessel setzte oder auf ihrem Stuhl blieb, ihre Beine mit den weißen Kniestrümpfen auf Heathercrofts Schultern legte und dann ...

»War irgendwas Wichtiges, während ich nicht im Büro war?«, riss sich Tony selbst aus seinen unkeuschen Vorstellungen.

Fräulein Baker knickte ein und schüttelte den gesenkten Kopf, während sie mit ihrer klaren Mädchenschrift immer noch den Arznamen auf einen Zettel malte und darunter die Apotheke aufschrieb, in der man das Mittel beziehen konnte.

Tony sah, dass sie rot anlief. Eine weitere Bestätigung brauchte er nicht. Heathercroft hatte sein sexuelles Revier um ein zusätzliches Vorzimmer erweitert.

Mmh, Tony schaute sich noch einmal um. Angesichts der Kürze des Rocks von Fräulein Baker war es natürlich auch möglich, dass sie sich auf die Sessellehne stützte und irgendetwas machte, von dem Tony gelesen hatte, dass es a tergo hieß, wobei ...

Verdammt, verdammt, verdammt ... Tony Tanner knirschte mit den Zähnen. Irgendwie schien er von gestern noch zu viel Adrenalin in den Adern zu haben oder seine sonstige Hormonproduktion war auf einem lästigen Höhepunkt.

Du bist in Lucille Chaudieu verknallt, du alter Arsch, sagte Tony recht unfreundlich zu sich selbst. Du brauchst keine Privat pornos im Kopfkino. Konzentriere dich darauf, nach Lucille zu schmachten, keusch und vergeblich, verflucht noch mal ...

»Und der Arm tut wirklich nicht weh«, unterbrach die Stimme von Miss Baker sein Ego-Strafgericht.

»Der Arm ist noch das Beste an mir.« Tony versuchte sich an einem spitzbübischen Grinsen, nahm den Zettel in Empfang und erreichte endlich die Reede seines Büros, wo er in der Stille Anker warf und aus dem Fenster starrte, bis Miss Baker mit dem Tee auftauchte und ihm mit einigen Neuigkeiten auf den Senkel ging.

In den nächsten Stunden arbeitete Tony intensiv und konnte tatsächlich ein Kapitel mit dem Thema *Augenkontakt in Melanesien* abschließen.

»Ich gehe dann«, unterbrach ihn Miss Baker. Sie stand halb in der Tür.

»Es sei denn, Sie brauchen mich noch.«

Tony hatte den Kopf geschüttelt, bevor ihm der verborgene hoffnungsvolle Ton der Frage überhaupt zu Bewusstsein gekommen war.

»Das heißt, es sei denn ...«, versuchte er einen Rückzieher.

»Was denn?« Miss Baker machte einen hoffnungsvollen Schritt in den Raum hinein. Sie hatte ihren Mantel noch nicht übergezogen.

»Ach nichts, morgen ist auch noch ein Tag«, sagte Tony, ohne weiter den Blick zu heben.

Es war ihr Parfüm, dessen Duft stärker wurde, das ihn aufblicken ließ. Zuerst hob er nur ein wenig den Kopf und bemerkte, dass sie direkt vor seinem Schreibtisch stand. Er sah ihren grauen Rock vor sich. Unter dem dünnen Stoff zeichnete sich die hübsche Wölbung ihres Bauches ab, verlor sich zwischen dem Ansatz ihrer Schenkel, die wiederum ihre volle Rundung deutlich sehen ließen. Der Anblick hätte einen Heiligen zum Sünder gemacht.

Fräulein Baker hatte die richtige Standposition zu ihren Schulmädchenklamotten gefunden. Sie verschränkte die Hände hinter dem Rücken und drehte sich ein wenig auf einem Bein. Die sanfte Bewegung teilte sich einem leise spielenden Muskel ihres Oberschenkels mit.

»Ja, bitte?«, fragte Tony kühl. Es war nichts als eine Maske, aber die hatte er nun perfekt aufgesetzt. Er war ganz der überlegene Mann von Welt, der sich bestenfalls dann verführen ließ, wenn er - und nur er - darauf Lust hatte.

Dabei pochte sein Herz auf Hochtouren und er wünschte sich

nur, skrupellos genug zu sein, um das zu tun, was er Heathercroft unterstellte. Und sollte er erwischt werden und achtkantig aus der Firma fliegen, es wäre die Sache wert. Dann stand ihm das Gesicht Lucilles vor dem inneren Auge und er schämte sich abgrundtief.

»Sie brauchen mich wirklich nicht mehr?«, fragte Miss Baker leicht schmollend.

Alles klar, Mädels, du willst es nicht anders. C-Rohre in Aktion, Charmeoffensive, die volle Packung ... Tony blickte auf und lehnte sich lächelnd zurück.

»Miss Baker«, rief er pathetisch, »Sie wollen bestätigt haben, was Sie schon längst wissen - ohne Sie bin ich ein Nichts, ein winselndes Etwas ohne Durchblick, ein Wrack, das alle Telefonate annehmen muss, eine Blume ohne Sonne, eine Palme ohne Nüsse ääähh ... bitte, lächeln Sie mich nicht so an, sonst klemmen Sie meine poetische Ader ab. Also kurz gesagt, ich bejubele jeden Tag, an dem ich Sie an Ihrem Platz sehe, ich hasse Wochenenden, ich hasse Urlaube, besonders Ihren, aber ich weiß, dass umwerfende junge Damen nicht immer in der Umgebung von arbeitswütigen Greisen sein sollten, und darum reiße ich mir selbst das Herz aus der flachen Brust und rufe Ihnen zu: Gehen Sie, junge Frau, tragen Sie die Sonne Ihres Lächelns durch diese graue Stadt und lassen Sie mir die Hoffnung, dass ich Sie morgen hier wieder sehen darf.«

Das könnte ein wenig zu dick aufgetragen gewesen sein, dachte Tony selbstkritisch. Aber tatsächlich hatte er gerade den verbalen Stoff abgesondert, nach dem es Miss Baker gelüstete. Selten gelang es einem Menschen, so viele Zähne zu zeigen und dabei so umwerfend freundlich auszusehen. Tony hatte die Baker kurzzeitig im Verdacht, durch die Ohren Luft zu holen, weil sie vor lauter Blendax-Lächeln nicht mehr durch den Mund atmen konnte.

»So etwas Nettes hat aber noch nie jemand zu mir gesagt«, flüsterte sie, während es blutrot ihn ihren Wangen aufschoss.

Tony tat empört. »Ich hatte es schon in der Schule geahnt. Die meisten Männer sind Idioten. Und trotzdem ...« Flehend hob er Blick und Hand zum Himmel « ... trotzdem haben diese Idioten immer die Mädels gekriegt und ich blieb allein mit meinem Poesealbum ...«

»Nun sind Sie ja schon etwas aus der Schule heraus, Herr Tanner.«

»Ja, aber manche Dinge ändern sich nie.«

Das hübsche kleine Gesicht von Fräulein Baker wurde in diesem Augenblick von einer grell blinkenden Laufschrift des Inhalts *Ich will heute eingeladen werden* überquert.

Irgendwie hatte sich Tony Tanner zu weit vorgewagt. Irgendwie hatte er aber auch Lust mit diesem Wesen auszugehen. Irgendwie musste er die Sache in den Griff bekommen.

Er deutete auf die Papiere auf seinem Schreibtisch. »Das sind meine Feinde«, erklärte er finster. »Wenn dieser Wust an Arbeit nicht wäre, dann würde ich mir ein Herz gefasst und Sie gefragt haben, ob Sie heute vielleicht Lust gehabt haben würden, mit mir mal essen zu gehen. Ich kenne eine tolle Fish-and-Chips-Bude. Aber der Konjunktiv und die Arbeit ... mein Untergang.« Tony krümmte sich vor Schmerzen und grinste innerlich über seine eigene Schauveranstaltung.

»Ich würde sehr gerne, auch morgen, wenn es besser ...«, flüsterte Miss Baker schüchtern.

»Einverstanden, also morgen. Nach der Arbeit. Nun, da hat der alte Tony Tanner doch noch eine Zukunft.«

Sie strahlten sich an, dann ging Miss Baker. An der Tür drehte sie sich noch einmal um.

»Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen sagen soll, Herr Tanner ...«, sagte sie zögernd.

»Was denn?«, fragte Tony aufgeräumt, »Sie mögen keine Fish and Chips?! Kein Problem, ich kenne einen Laden, wo es rohes Beefsteak mit Zwiebeln und Schnaps gibt.«

Miss Baker ging auf seinen scherzhaften Ton nicht ein. Sie überlegte, dann sagte sie:

»Herr Heathercroft war heute mehrmals da, um nach Ihnen zu fragen.«

»Oh, welche Ehre für meine Wenigkeit!«

»Er schien sehr zufrieden zu sein, dass Sie nicht im Büro waren. Er meldete das sogar von meinem Telefon aus dem Vizedirektor. Er sagte, solche Eskapaden würden Sie sich bald nicht mehr erlauben können.« Und nach einem kurzen Schweigen fügte sie hinzu. »Ich glaube, Herr Tanner, er will Ihnen schaden.« Und dann: »Ich kann Heathercroft nicht ausstehen.«

Tony seufzte wie ein spanischer Liebhaber und bemühte sich um sein charmantestes Lächeln: »Es gibt ja so viele Dinge, die uns verbinden, Miss Baker!«

Kaum war die Tür hinter ihrem süßen Popo geschlossen, hätte sich Tony am liebsten geohrfeigt. Er hätte es lassen sollen. Es war mies gegenüber Lucille, es brachte Komplikationen und er freute sich darauf.

Das Telefon schellte. Das Klingeln klang nach Heathercroft. Nach einigem Zögern nahm Tony ab. Die offizielle Bürozeit war schon lange vorbei. Er brauchte sich nicht zu melden.

Im Hörer war die Stimme seines Chefs.

»Herr Tanner? Schön, dass ich Sie noch erwische. Könnten Sie gerade mal zu mir ins Büro kommen? Es ist wichtig. Und versuchen Sie, von niemandem gesehen zu werden!«

Tony Tanner schlich durch die leeren Gänge des Gebäudes und fragte sich, warum sein Chef ihn zu derart ungewohnter Geheimnistuerei aufgefordert hatte. Tony mochte so etwas nicht. Es erweckte seinen Argwohn, und während er dem Büro des Direktors zustrebte, fragte er sich, welche unerfreuliche Neuigkeit ihm bald unterbreitet werden sollte.

In einem Büro hämmerte ein altmodischer Typenraddrucker. Irgendwo hinter ihm ging eine Tür, Schritte erklangen auf dem Parkett, und Tony überlegte sich, wohin er sich im Falle eines Falles verziehen sollte, um nicht gesehen zu werden. So weit war es also gekommen, dass er sich durch die Flure seiner geliebten Firma stahl wie ein gewöhnlicher Einbrecher.

Die Schritte kamen näher. Tony lauschte an einer Tür, um sich in das Büro flüchten zu können. Im letzten Moment, die Hand lag schon auf der Klinke, hörte er tiefes Räuspern und leises Murmeln und zuckte erschreckt zurück.

Die Schritte verklangen, dafür wurden zwei Stimmen hörbar. Tony versuchte, die Kollegen am Klang der Stimmen zu erkennen. Es gelang ihm nicht. Er war schon so lange aus dem wirklichen Betrieb heraus, dass er sich nun wie ein Fremder vorkam.

Leise und fast auf Zehenspitzen hoppelte Tony den Gang entlang bis zu einer wenig frequentierten Wendeltreppe an der Rückseite des Gebäudes. Er selbst hatte diesen Aufgang bisher nie genutzt, und es mochte wohl Mitarbeiter geben, die gar nichts von dieser zweiten Treppe wussten. Für Tony Tanner war es eine weitere Demütigung, nun über die klappernden gusseisernen Stufen hinaufzusteigen, als hätte man ihm die Lizenz für die Haupttreppe entzogen.

Falls ihm hier jemand entgegenkam, war allerdings jede Möglichkeit, eine Begegnung zu vermeiden, dahin. Einige kleine nackte Glühbirnen erhellten den engen Schacht, durch den Tony aufwärtsstieg. In der Wand waren nur schmale Schießschartenartige Fenster, hinter denen Tauben gurrten. Der Gestank ihres Drecks lag in der Luft. Es war seltsam, diese Rückseite seiner Arbeitsstelle kennenzulernen. Bisher war die Agentur für Tony Tanner im strahlenden Licht erschienen - im Glanz von Fernsehscheinwerfern und Blitzlichtern, sie war ohne Zweifel eine der Stützen der Monarchie und damit des Staates, ein kleines, demütig arbeitendes Rädchen, ohne das sich sofort ein hässliches Knirschen in der großen Maschinerie der Repräsentation eingeschli-

chen hätte. Aber nun, als unter seinen hastigen Schritten die Treppe vibrierte und jede Stufe schepperte, schwand diese Sicherheit, als ob hier hinten ganz andere Räume sein könnten, mit ganz anderen Angestellten und unvermuteten Aufgaben.

Endlich war er oben, lugte vorsichtig durch die Tür auf den obersten Flur und sog aufatmend den vertrauten Mief von Bohnerwachs ein, der gegenüber dem Taubengestank geradezu köstlich war. Der Gang lag in tiefgrauem Dunkel, nur von der anderen Seite her schimmerte ein wenig Helligkeit durch ein wandhohes Fenster und legte sich als matter Schein auf den Boden.

Ganz leise passierte Tony das Büro des Vizedirektors. Unter der Tür schimmerte Licht. Instinktiv verhielt Tony und lauschte. Ja, da waren mehrere Stimmen. Jetzt konnte Tony Heathercrofts Organ erkennen. Der hatte wieder einen seiner müden Witze gemacht und lachte selbst am lautesten darüber. Worte waren nicht zu unterscheiden, die Stimmen verflossen in eine unklare Melodie, in der das Ohr manchmal einen Begriff zu erkennen glaubte, um dann unfähig zu sein, ihn zu formulieren.

Unzufrieden schlich Tony weiter. Er erkannte nun, warum ihn der Chef ungesehen in seinem Büro haben wollte und war sich sicher, dass hier nichts Gutes besprochen wurde. Die Vorstellung, nun erwischt zu werden, beschleunigte seine Bewegungen. Er erreichte das Ende des Ganges, bog ab und stand nach wenigen Schritten vor der dunklen Eichentür, die in das Büro des Direktors und damit in das Zentrum der Agentur führte.

Tony klopfte, erhielt aber keine Reaktion von der Innenseite. Er klopfte noch einmal energischer, drückte dann auf die Klinke und stellte fest, dass die Tür verschlossen war. Zögernd klopfte er nochmals, jetzt schon fast sicher, dass der Chef aus irgendeinem Grunde nicht im Büro war. Seltsam war das schon, mehr als seltsam. Dann glaubte Tony, hinter der Tür ein leises Geräusch zu hören. Er ging in die Knie und legte das Ohr an das Türschloss. Auf der anderen Seite war ein ähnliches Rauschen von

Stoff zu vernehmen, verbunden mit dem Ächzen eines alten Herrn, der solche Gymnastik nicht gewohnt war.

»Sir?«, flüsterte Tony Tanner. »Sind Sie da? Ich bin es, Tony Tanner. Sie hatten mich in Ihr ...«

Weiter brauchte er nicht sprechen, denn die Tür öffnete sich einen Spalt. Das Gesicht des Chefs drückte sich hindurch, warf einen Blick auf den Gang und verschwand. Die Tür schwang auf.

»Schnell!«

Tony Tanner sprang mehr hinein, als dass er ging. Hinter ihm wurde die Tür hastig, aber doch leise zugeworfen.

Tony stand etwas hilflos herum, seine Arme hingen schlaff an den Seiten und er merkte, dass sich seine Hände automatisch in nervöse knetende Bewegungen versetzt hatten.

Der Direktor räusperte sich, drehte leise den Schlüssel um und ging an Tony vorbei.

»Sie werden sich sicherlich wundern, warum ich dieses etwas kindische Indianerspiel angezettelt habe. Stimmt's, Tanner?«

»Um ehrlich zu sein - genau so ist es, Sir.«

»Nun, ich werde es Ihnen nicht erklären. Finden Sie es selbst heraus oder lassen Sie es«, kam die unerwartet ruppige Antwort, die nicht geeignet war, Tonys Hände zu geringerer Aktivität zu bringen. Wenn sein Chef ihm gegenüber einen derartigen Tonfall anschluss, dann bedeutete das nur, das über Tonys Haupt schon die Axt schwebte. Er musste schlucken. Nun gut, wenn es denn sein sollte, er würde niemandem das Vergnügen bereiten, sich eine Blöße zu geben. Er würde ruhig und gelassen, in der vollendeten Haltung eines Herrn, alles überstehen, was ihm hier präsentiert wurde.

Der Direktor schien Tony fürs Erste zu vergessen. Er lief geschäftig durch den großen Raum, verschwand dann durch eine Nebentür und man konnte ihn brummeln hören. Plötzlich erschien sein Kopf im Türrahmen.

»Auch ein Whiskey, Tanner?«

»Danke nein, Sir.«

»Was anderes - Sherry, Weißwein, Rotwein, Brandy, Cognac, Likör?«

»Nein danke, Sir.« Anscheinend wollte der Chef die Hinrichtung zumindest gemütlich gestalten, was kein schlechtes Zeichen war.

»Ein Tee, Sir, wäre mir recht, falls es möglich wäre«, wagte Tony angesichts dieser Erkenntnis hinzuzufügen.

»Tee! Nun ja.« Es klang, als hätte Tony nach warmer Milch mit Honig gefragt. Er musste sich zugestehen, dass die Tageszeit vielleicht nach anderen Flüssigkeiten verlangte als nach Tee.

»Welchen? Grün oder schwarz?«

»Einen kräftigen schwarzen, Sir.«

»Na dann.«

Der Direktor kam aus dem Nebenraum und verschwand gleich wieder in einer kleinen, durch einen Vorhang abgetrennten Teeküche. Man hörte ihn mit Deckeln und Kannen klappern. Wasser gluckerte und begann zu blubbern, als es sich im Kocher erhitzte.

Für Tony bot dies die Gelegenheit, sich im Allerheiligsten der Agentur einmal genauer umzuschauen. Tatsächlich war er erst einmal hier gewesen, und zwar am Tage seiner Einstellung. Ansonsten wurden Besprechungen, an denen mehrere Mitarbeiter teilnahmen, in einen größeren, hellen Raum im Erdgeschoss abgehalten. Wenn der Direktor eine Besprechung mit einem speziellen Mitarbeiter hatte, dann begab er sich gern in dessen Büro. Der alte Löwe hatte keine Berührungsängste und war der Meinung, dass seine Mitarbeiter sich in ihrem ureigensten Revier am wohlsten fühlten und daher auch am besten arbeiteten. Impioniergehabe kannte der Direktor nicht, vielmehr, hatte er nie nötig gehabt.

Das allerdings war in den Zeiten vor dem Aufstieg des Vize-

chefs und Heathercrofts. Seitdem verschanzte sich der Direktor in seinen Räumen und erschien allenfalls als vorbeihuschender Schatten am Ende eines Flures.

So war es also kein Wunder, dass der Raum, in dem Tony nun stand, im Hause einen gewissen mythischen Ruf genoss. Man nannte ihn halb respektvoll, halb ironisch *Tabernakel*. Der Raum war größer, als Tony ihn in Erinnerung hatte.

Tatsächlich hatte er fast die Ausmaße einer Turnhalle, wenn auch nicht deren Höhe, sodass der Gesamteindruck fast bedrückend war, als könnte man zwischen Boden und Decke festgeklemmt werden. Die Ausstattung des Raumes tat ihr Übriges. Die Wände und die Decke waren mit dunklem Holz vertäfelt - Tudor, wie Tony mit kundigem Auge angesichts der geschnitzten Bögen in den Wandfeldern feststellte. Alles atmete Solidität und Gediegenheit, man schien sich in einem Aquarium zu befinden, in dem die Zeit konserviert worden war. Jeden Augenblick konnte Heinrich der Achte durch die Tür treten und die Hinrichtung einer weiteren Gespielin anordnen.

Die eine Seite des Raumes wurde von einem wuchtigen Schreibtisch eingenommen, der jeden Möbelpacker zur Kündigung veranlasst hätte, sollte er ihm angesichts eines Umzuges begegnen. Die gewaltige Fläche war verwaist. Nur eine grüne Unterlage und einige teure Schreibgeräte erinnerten daran, dass hier eigentlich das Herz der Agentur schlagen sollte. Ein Schreibtischstuhl und auf der anderen Seite drei Besucherstühle und ein kleiner Tisch vervollständigten die Einrichtung. Auf der anderen Seite des Raumes versammelten sich zwei Sofas und einige massive Ledersessel um einen größeren Tisch. Das Ganze war ein misslungener Versuch, eine Sitzecke für lockere Plaudereien mit einem Konferenzraum zu kreuzen. Kein Wunder, dass der Alte lieber nach unten umzog, wo man im Sommer durch die hohen Fenster auf den Garten schauen und an einem Tisch von ausreichender Höhe seine Notizen machen konnte.

Ansonsten gab es nur noch zwei schwere Schränke. Der eine

war mit verzierten Türen verschlossen, der andere zeigte seinen Inhalt - Jahrbücher, Gesetzestexte und Fahrpläne, soweit Tony es aus der Entfernung sehen konnte.

Er blies die Backen auf und pustete. Er hatte den Eindruck, in einem bewohnten Museum zu stehen. Massiv und unbeweglich, von der Fülle der eigenen Tradition eingeschnürt und behindert wie ein Ritter in seiner Rüstung.

In der Luft lag ein leichter Duft von Pfeifentabak. Tony wusste, dass der Direktor das Rauchen schon seit Langem aufgegeben hatte. Aber es hieß, er würde manchmal Tabak in einer Schale abbrennen, um wenigstens das Aroma in der Nase zu haben.

Mit einem Teetablett, das er etwas unsicher klappernd hielt, tauchte der Direktor hinter dem Vorhang auf.

»Kommen Sie, Tanner«, sagte er mit einer Kopfbewegung. Tony folgte ihm durch die Tür in einen Raum, von dessen Existenz er bisher nichts geahnt hatte. Es handelte sich um ein zweites, viel kleineres Büro. Auf einer Seite verschlossen Vorhänge ein hohes Fenster, auf der anderen knisterte ein Feuer im Kamin. Ein kleiner Schreibtisch bog sich unter Papieren, Aktenordnern, Landkarten und Büchern. Auch ringsum auf dem Boden fanden sich Stapel von Unterlagen. In einem Regal in Griffweite des Schreibtisches standen die *British Encyclopedia* und einige weitere Nachschlagewerke. Es handelte sich jeweils um enorm teure, ledergebundene Ausgaben mit Goldschnitt. Tony verspürte einen leichten Anflug von Neid. Und auch der Laptop, der oben auf einem Papierstapel lag und mit einem Kabel Verbindung zu einem Laserdrucker hatte, war vom Feinsten. Hier also war der Kommandostand, die gepanzerte Schlachtzentrale, in die sich der Kapitän dieser Agentur zurückgezogen hatte. Es gab eine Telefonanlage, und auch der Schirm des Direktors lehnte am Schreibtisch - der legendäre Schirm, mit dem der Alte in voller Montur in eine Badeanstalt marschiert war, um den Neuerwerb unter einer der Duschen zu testen.

Vor dem Kamin standen zwei bequeme Sessel und ein Beistelltischchen, das sich nun mit dem Teetablett, einer Flasche Whisky und einem Glas beladen sah.

Dieser Raum gefiel Tony Tanner schon viel besser. Er hatte Atmosphäre, er strahlte das anheimelnde Chaos von Konzentration und Arbeit aus und erinnerte ihn an sein geliebtes altes Tweed-sakko - stellenweise schon etwas abgeschabt, aber enorm gemütlich.

Der Chef setzte sich in einen Sessel, streckte die Beine aus und winkte Tony mit einer knappen Handbewegung in die zweite Sitzgelegenheit.

»Sie bedienen sich selbst, Tanner?«

Tony nickte. Es störte ihn, dass der Alte ihn in dieser militärisch knappen Art mit dem Nachnamen ansprach, immer an der Grenze zur Unhöflichkeit. Früher hatte er ihn Tony genannt und damit eine Nähe ausgedrückt, die er jetzt leugnete.

Für eine Weile herrschte Stille. Die Teekanne klingelte am Rand der Tasse, der Whisky gluckerte in moderater, aber doch männlich-mutiger Menge in das Glas. Der Direktor hob leicht das Glas in Tonys Richtung, nahm einen Schluck und schaute in das Feuer.

Über dem Kamin, das bemerkte Tony erst jetzt, hing ein Schwert. Ein schottisches Claymore auf einer dunklen Holzplatte, auf der in Metall neben, über und unter der Waffe die Worte *Heimat, Ehre, Stolz, Treue* eingelassen waren.

Der Alte schien Tony wieder vergessen zu haben. Er beugte sich, das Glas in der Hand, dem Feuer zu. Der Flammenschein fiel auf sein Gesicht, das aus zwei Hälften zu bestehen schien. Unter einer breiten Stirn wucherten rötliche Augenbrauen und bedeckten die hellen Augen. Zwischen den Brauen standen zwei scharfe senkrechte Falten, die in eine gewaltige Nase übergingen. Der untere Teil des Gesichtes war lang und schmal, das Kinn wirkte wie ein Zusatzgewicht, das dieses Gesicht im Notfall ab-

werfen könnte. Ein struppiger Schnurrbart - rötlich und ein Bruder der Augenbrauen, bewachte den schmalen Mund.

Der Direktor hatte wahrscheinlich nie im Leben das Glück gehabt, gut auszusehen. Aber nun, wo im Profil die Nase und das vorspringende Kinn hervortraten, war es ein eindrucksvolles Gesicht, voller Tatkraft und Willensstärke. Eigenschaften allerdings, die dem schweigenden alten Mann neben Tony verloren gegangen zu sein schienen. Es war recht warm in dem kleinen Raum, schon fast zu warm. Trotzdem trug der Direktor einen dreiteiligen Anzug, dessen Stoff und Schnitt fast zu rustikal für das Büro war. Es passte allerdings zu dem Gesicht, als müsste er jeden Moment durch die Tür auf die weiten Ebenen der Highlands treten und seinen Kilt tragenden Kämpfern sagen: *Los doch, schlagen wir den MacDingsbums aufs Haupt.*

Das Schweigen wurde langsam bedrückend. Tony war schon bei der dritten Tasse ausgezeichneten Tees und bereitete sich die vierte, ohne daran zu denken, dass dieser Tee demnächst wieder ins Freie streben würde.

»Wie geht's denn voran?«

Die Frage kam so plötzlich, dass Tony den Zusammenhang nicht verstand und hilflos stotterte. Der Chef winkte ab.

»Es war sowieso nur der Versuch, das Gespräch zu eröffnen. Ich bin anscheinend aus der Übung.« Damit schaute er wieder regungslos in die Flammen und Tony dachte schon, dass das Gespräch durch seine Tumbheit nun beendet war.

»Mit mir spricht ja keiner mehr«, beklagte sich der Chef plötzlich. »Ich komme mir vor wie auf einer Polarstation im Winter.«

»Sir, ich kann Ihnen versichern, dass alle Mitarbeiter loyal zur Führung dieses Hauses stehen.«

»Lassen Sie dieses Gesülze, Tony. Sie wissen ganz genau, was läuft.«

Das war ein Minenfeld. »Es gibt gewisse Gerüchte, Sir«, wagte sich Tony nur vorsichtig aus der Deckung.

»Latrinenparolen nannte man das zu meiner Zeit. Jeder hier im Haus hat mitbekommen, dass sich mein feiner Vize und sein Geschöpf Heathercroft immer mehr Kompetenzen unter den Nagel reißen. Sie konferieren sogar schon mit dem MI 5, und ich werde wie ein Idiot gefragt, ob ich zu dem Zeitpunkt krank gewesen sei. Ich habe nicht mal was von diesem Termin gewusst!«

Die Stimme des Direktors gewann an Lautstärke und füllte den kleinen Raum übermäßig aus. In der nachfolgenden Stille schienen die Fensterscheiben unter dem Druck der empörten Worte leise zu vibrieren.

»Wissen Sie, was wir hier sind, Tony?«

»Nun, Sir, bisher hatte ich schon meine Meinung.«

»Egal, welche es war, sie war falsch. Wir sind hier die Leibgarde der Monarchie. Lassen Sie den MI 5 seine Scharfschützen auf den Dächern postieren, wir schützen die Monarchie vor einem viel gefährlicheren Feind - dem Missverständnis, der Peinlichkeit, dem Fettnäpfchen und dem Ungeheuer, das neben allen diesen Fallen lauert - den Medien. Wollen Sie die Wahrheit wissen? Ich habe es mal ausgerechnet. Innerhalb von sechs Jahren kann die Ära der Monarchie in Großbritannien zu Ende sein. Sie brauchen eine kleine Vorlaufzeit, in der sich die Pannen häufen, dann springt die Presse an, dann springen die Politiker auf den Zug auf, dann kommt die nächste Wahl und peng - Schluss mit der Monarchie als Höhepunkt der Legislaturperiode. Sie zweifeln? Heutzutage ist alles möglich und das sehr schnell. Überlegen Sie nur, was sich innerhalb von sechs Jahren im Ostblock getan hat, sagen wir zwischen 1989 und 1995.«

»Nun, Sir, um das zu verhindern, sind wir ja da.«

»Sollte man meinen - und bisher war es ja auch so.«

Langsam knisterte bei Tony ein Ansatz von Verständnis aus der Umhüllung. Er konnte es nicht genau sagen, aber er ahnte, wohin das Gespräch ging. Und hielt es für ein Gebot der Höflichkeit, dies seinem Direktor auch mitzuteilen. Aber vielleicht war er auch nur eitel und wollte signalisieren, wie schnell er ka-

pierte.

»Sie wollen ausdrücken, Sir, dass bestimmte personelle Veränderungen, die als Gerüchte durch das Haus laufen, die grundsätzliche Ausrichtung ändern könnten?«

Der Direktor nickte. Der Zungenschlag seiner schottischen Heimat, den er sonst perfekt unterdrücken konnte, wurde jetzt deutlich hörbar.

»So ist es, Tony, so ist es. Und damit kommen wir zum Kern der Sache. Sie erinnern sich, dass wir eine Abmachung hatten?«

Tony zögerte. »Sie meinen, dass Sie für Ihre freundliche Regelung angesichts meiner Abwesenheit ... bei mir sozusagen ...«

»Dass ich was bei Ihnen gut habe, ja das meine ich.«

Schweigen. Der Direktor füllte sein Glas erneut.

»Habe ich meinen Teil der Abmachung eingehalten, Tony?«

»Wie es sich für einen echten Herrn geziemt, wenn ich mir erlauben darf, das zu sagen, Sir.«

»Erfüllen Sie Ihren Teil der Abmachung, Tony?«

Die Antwort kam ohne das geringste Zögern. »Ja, Sir.«

»Was es auch sei?«

Jetzt gab es ein winziges Zögern auf Tonys Seite.

»Im Vertrauen auf Ihre Person, Sir - ja!«

Die Teetasse in Tonys Hand schien ein wenig zu zittern, jedenfalls hüpfte ein Lichtreflex über die Oberfläche der Flüssigkeit.

»Darf ich erfahren, Sir, um was es sich handelt?«

»Schaffen Sie mir Heathercroft vom Hals!«

Das Wort Heathercroft sprach er aus, als müsse er es von sich wegspucken.

»Sir?«

»Muss ich mich deutlicher ausdrücken?«

Bedächtig und um Zeit zu gewinnen, nahm Tony einen Schluck aus seiner Tasse. Der Tee schmeckte ihm bitter.

»Darf ich fragen, wie Sie dieses *vom Hals schaffen* meinen?«

Nun war es an dem Direktor, etwas zu zögern.

»Schießen Sie ihn ab.«

»Sir meinen Sie das etwa wörtlich?«

»Natürlich nicht«, platzte der Alte heraus. »Ich will diese Nervensäge einfach aus dem Haus haben, nun seien Sie doch nicht so schwer von Verständnis, Tanner. Ich muss ja den Eindruck haben, Sie hätten sich in den letzten Monaten mit Gangstern herumgetrieben. *Abschießen* wörtlich - so ein Unfug.«

Zum ersten Mal wandte sich der Direktor jetzt Tony zu.

»Verzeihung, Tony«, sagte er dann leiser, »ich bin wohl etwas überspannt. Also - ich stehe auf dem Abstellgleis. Eigentlich ist mein Abschied von diesem Haus in drei Wochen terminiert. Mit allem Schnickschnack und Trallalla. Dann kommt mein Nachfolger in diese Räume und mit ihm Heathercroft. Also - erstens bin ich mit 75 immer noch voll im Saft und sehe mich nicht genötigt, den Dienst am Vaterland zu quittieren. Im Klartext, ich klebe an meinem Sessel. Zweitens und das ist wichtiger, traue ich meinem Vize alles zu und nichts davon ist etwas Gutes.«

»Darf ich also annehmen, dass Sie Ihren Vize auf dem Umweg über Heathercroft ... erledigen wollen?«

»Exakt.«

»Ich werde mich um die Sache kümmern«, versprach Tony entschlossen.

»Seien Sie vorsichtig. Das ist kein Kinderspiel. Man kann sich daran die Finger verbrennen, dass es richtig wehtut.«

»Ich hatte in den letzten Monaten Gelegenheit, meine Kenntnisse auf gewissen Gebieten zu erweitern ...«, antwortete Tony.

»Ich weiß. Darum bin ich auch sicher, dass Sie der richtige Mann sind. Abgesehen davon sind Sie der Einzige, der ... nennen wir es *besondere Qualifikation* ... und Loyalität verbindet. Wissen Sie, Tony, es gibt in diesem Hause nur noch wenige, denen ich guten Gewissens den Rücken zuwenden kann. Sie gehören dazu. Und das nicht etwa deswegen, weil ich Ihnen einige

Gefallen getan habe, von denen dieser oder jener wohl ein größerer Gefallen war. Nein, Sie sind ein loyaler Charakter. Ein seltene Eigenschaft heutzutage - glauben Sie nicht, ich wollte schmeicheln. Es ist so. Diese Welt ist so voller karrieregeiler Stinker, die über Leichen gehen, ohne mit der Wimper zu zucken. Und von der Eierstockfraktion, die sich hoch schläft, wenn es die Quote nicht bringt, rede ich als Gentleman lieber erst gar nicht.«

»Sir, gibt es Hinweise auf Schwachstellen von Heathercroft?«

Der Direktor zuckte die Achseln.

»Dass Sie mir diese Frage stellen, Tony, macht mich etwas nervös. Ich dachte, Sie hätten ein ganzes Dossier über ihn gesammelt. - Haben Sie nicht, natürlich, Sie sind keiner, der andere in die Pfanne haut, wie man so sagt. Schade. Es war einen Versuch wert.«

Wieder Schweigen. Im Kamin knisterte das Feuer, manchmal knackte ein Scheit und ein Funke flog. Tony versuchte sich zu entspannen. Heathercroft. Und neben ihm dieser alte Mann, sein Chef, sein Direktor, sein Vorgesetzter, der ihn um Hilfe bat. Die Gedanken schossen Tony durch den Kopf. Und durch dieses Chaos bahnte sich eine Erinnerung den Weg, als würde aus seiner eigenen Vergangenheit ein Leuchtsignal aufsteigen. Er erinnerte sich an den Tag, an dem er und Pillbury ausgezogen waren, um Stalka zu treffen, und an den Kampf, den er zu bestehen hatte, um Stalka freizubekommen. Er erinnerte sich an den Schmerz, an den metallischen Blutgeschmack im Mund, an die Müdigkeit der Niederlage und an das Blei der Hoffnungslosigkeit, das sich in seinen Muskeln und Sehnen ausgebreitet hatte. Und Tony erinnerte sich, wie er damals verstanden hatte, den Schmerz zu lieben - wie der Schmerz ihn lebendig machte, wie die Niederlage ihm den Wert des Sieges zeigte - und wie er einen verlorenen Kampf noch gewann.

Tony straffte sich. Gut, er hatte im Augenblick nicht seine beste Phase. Er war von der Fraternidad kaltgestellt, Lucille hatte ihn

abserviert, sein Liebesleben war ein Schlachtfeld, seine Karriere war im Eimer, er fühlte sich niedergeschlagen und verwirrt. Aber er war immer noch Tony Tanner. Und es war an ihm, wieder aufzustehen, weiterzukämpfen, die Zähne zusammenzubeißen, sich an seine Fähigkeiten zu erinnern. Ja, er hatte einen schlechten Lauf. Scheiß drauf. Es war nicht der Erste und würde vielleicht nicht der Letzte sein. Aber ein Tony Tanner war nicht der Typ, der den Boden zu seinem Revier machte. Ein Tony Tanner stand wieder auf, ein Tony Tanner ließ sich nicht entmutigen, nicht einmal von sich selbst.

In diesem Augenblick, Tony bemerkte es Sekunden später, bekam er wieder Wind unter die Flügel. Er hatte sein Tief ausführlich genossen, er hatte ausreichend seine Wunden geleckt und sich selbst bemitleidet, nun war es an der Zeit, langsam wieder Höhe zu gewinnen. Tony schnippte mit den Fingern. Seine Stimme hatte einen festen, metallischen Klang:

»Sir, innerhalb von zwei Wochen serviere ich Ihnen den Kopf Heathercrofts auf einem Silbertablett, mein Wort darauf. Dieser Mann hat genügend Leichen im Keller, da bin ich mir hundertprozentig sicher. Und wenn er fällt, wird man sich an denjenigen erinnern, der ihn protegiert hat. Und damit ist Ihr Vize nach zwei Tagen ebenfalls weg vom Fenster. Ich kenne da einen Pressemenschen, der sich nach solchen Hintergrundgeschichten die Finger lecken würde.«

»Prächtig, ich sehe, ich kann mich voll auf Sie verlassen, Tony. Und nun erzählen Sie mir mal ein wenig von Ihrer letzten Reise.«

Es war spät in der Nacht, als sich Tony verabschiedete. Unter der Tür seines Büros hielt der Direktor Tony noch einmal zurück.

»Warten Sie, Tony. Ich habe etwas für Sie.«

Damit verschwand er noch einmal und kam mit einigen Papie-

ren zurück. Er hielt sie Tony entgegen. Als er einen Blick darauf werfen wollte, winkte der Chef ab.

»Nicht hier. Warten Sie damit, bis Sie zu Hause sind. Vernichten Sie die Unterlagen, wenn Sie sie gelesen haben. Glauben Sie den Inhalt oder lassen Sie es, aber sorgen Sie dafür, dass keine andere Person diese Papiere zu sehen bekommt. Und von mir haben Sie diese Unterlagen auch nicht erhalten, verstanden? Ich habe damit nichts zu tun.«

»Ich habe verstanden, Sir ... aber warum ...«

»Möglicherweise hilft es Ihnen, Heathercroft vor das Visier zu bekommen.«

»Danke, Sir. Und eine gute Nacht.«

»Danke Tony. Ich glaube, nach unserem Gespräch werde ich zum ersten Mal seit langer Zeit ruhig schlafen können.«

Tony lächelte den alten Herrn aufmunternd an und lief dann den Gang hinunter zur Haupttreppe. Seine Schuhsohlen knallten laut und energisch auf das Parkett, und als er die schwach beleuchtete Treppe hinuntersetzte, klang es wie ein Trommelwirbel.

Vielleicht hatte der Direktor das Gefühl, dass ihm Tony Tanner einen Gefallen tat. Für Tony war es umgekehrt. Er meldete sich zurück ins Leben und legte alle Frauen dieser Welt auf *Wiedervorlage bei Bedarf*. Bei Lucille fiel es ihm nicht leicht, aber ihm gelang das Kunststück. Als er an dem erstaunten Nachtpförtner vorbei ins Freie schritt, hatte er sich wieder einmal gehäutet und ließ die Niedergeschlagenheit der letzten Zeit wie eine alte vertrocknete Hülle zurück, die keine Verbindung mit seinem Jetzt mehr hatte.

Es wäre sicherer gewesen, in Taxi zu nehmen. Aber Tony ging zu Fuß nach Hause. Es war wie in den letzten Tagen, als er wie ein einsamer Wolf durch diese Straßen gestreift war und voller Neid auf die Paare geschaut hatte, auf die Menschen mit ihren Gesprächen, mit ihren Gemeinsamkeiten, ihren Vertraulichkeiten und Intimitäten. Jetzt war Tony Tanner immer noch der ein-

same, böse Wolf. Aber er liebte es. Die Einsamkeit war keine Leere, sondern ein Platz, der gefüllt werden konnte - irgendwann. Es gab Hoffnung, aber keinen Schmerz, Sehnsucht, aber keinen Drang. Er war der böse Wolf, weil es ihm Spaß machte.

In seiner Wohnung schmiss er als Erstes den Sessel in die Ecke, an dem er sich in der letzten Zeit immer gestoßen hatte. Dann entkorkte er eine Flasche Rotwein und entschied, dass die *Fine young Cannibals* gerade den richtigen Sound zu seiner derzeitigen Stimmung boten.

Das erste Blatt, das ihm der Chef in die Hand gedrückt hatte, war leer.

Auf dem zweiten stand in Großbuchstaben THOS.

Auf dem dritten Blatt las Tony schließlich *True House of Stuart*. Der Text war offensichtlich von wenig geübter Hand - es gab eine ganze Menge Tippfehler - auf einer alten Reiseschreibmaschine auf eine Matrize geschrieben und von dieser abgezogen worden. Tony legte das Papier an seine Nase und roch den charakteristischen Alkoholgeruch. Es war eine Kopiertechnik, die vor dreißig Jahren noch gängig war und inzwischen historischen Wert beanspruchen konnte. Das passte zwar zu seinem erzkonservativen Direktor, aber Tony wusste, dass der Alte mit einem Kopierer umgehen konnte, zumal diese Matrizentechnik viel aufwendiger war als der Druck auf den grünen Knopf am Kopierer. Warum also so etwas? Vielleicht hatte der Alte mit diesen Papieren nichts zu tun? Aber er kannte den Inhalt und wusste um dessen Brisanz.

Genüsslich ließ Tony das Aroma des spanischen Rotweins auf seiner Zunge zergehen und begann dann zu lesen.

»Nach der Niederlage von Culloden 1746 war die Hoffnung der Schotten auf Unabhängigkeit verloren. Der junge Thronprätendent, Bonnie Prince Charlie, war in den 1760er Jahren noch einmal in London, um die Möglichkeiten eines erneuten Aufstandes auszuloten. Die

Agenten des Hannoveraners und die schottischen Politiker, die sich entschlossen hatten, auf die Karte Englands zu setzen, spiegelten ihm die Aussichtslosigkeit seines Unterfangens vor. Bonnie Prince Charlie verbrachte seine letzten Jahre in Rom. Er ertränkte seine Enttäuschung in blinder Vergnügungssucht, amourösen Tändeleien, Kartenspiel und Trunksucht. Kurz vor seinem Tode lernte er den Jesuitenpater Robert Bruce MacUrquarthy kennen, einen Mitarbeiter des Vatikans, der in seiner Jugend selbst bei Culloden gefochten hatte. In der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft wurde MacUrquarthy zum engsten Vertrauten des Prinzen. Auf seinem Sterbebett gab der junge Thronprätendent dem Priester schriftlich die Lizenz, in seinem Namen und demjenigen seines Clans alle Anstrengungen für die Wiedererrichtung eines schottischen Königreiches zu unternehmen. 1775, am Tag der Niederlage von Culloden, ließ MacUrquarthy an einem geheimen Ort in Edinburgh eine Gruppe eingeweihter und zu allem entschlossener Männer den heiligen Eid ablegen und legte somit das Fundament für das True House of Stuart.

THOS scheute naturgemäß das Licht der Öffentlichkeit. 1843 berichtete der Edinburgh Star, nachdem der britische Geheimdienst ein Attentat auf den britischen König nur Minuten vor der Ausführung aufdeckte, eine Gruppe schottischer Anarchisten, die sich Those, Diese nenne, sei für die abscheuliche Tat verantwortlich. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ist aber THOS gemeint. Aus Unterlagen des britischen Geheimdienstes (Anlage 2-13) geht weiterhin hervor, dass THOS eine Reihe von Dossiers über das Privatleben der britischen Königsfamilie aufstellen konnte. Darin enthalten sind intimste Einzelheiten über die Beziehung von Königin Victoria zu John Brown und über die Eskapaden des Kronprinzen Edward. Die Yorktown-Affäre 1913 lässt sich auf die Tatsache zurückführen, dass Hermann Graf Faust zu Allenstein, der Mitarbeiter des kaiserlich-deutschen Rekognizierungsbüros (Geheimdienst des Außenministeriums) in den Besitz von Kopien dieser Unterlagen gelangte. In den 1920er Jahren fand in den Reihen von THOS angesichts der bolschewistischen Revolution in Russland eine Hinwendung zu einer neuen politischen Ausrichtung

statt. Der engere politische Führungskreis wendete sich einer autoritär-klerikalen Ideologie zu. 1925 kam es auf dem Treffen von Sargans zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen einer Mehrheit, die diese neue Ausrichtung gut hieß und der traditionalistischen Minderheit, die weiterhin eine legalistisch-monarchistische Linie vertrat. 1926 kam es innerhalb THOS zu einer Spaltung. Die Traditionalisten, deren Anführer im Besitz des Urquarthy'schen Gründungsdokumentes war, fungierte unter dem neuen Namen Claymore. THOS entwickelte sich immer mehr in Richtung eines klerikal-camouflierten Faschismus. Nach dem Ende des Franco-Regimes fand ein Austausch der Terminologie statt, ohne dass damit der Inhalt berührt worden wäre. Über die wichtigsten Personen siehe Dossiers C.

Claymore scheint in den 1930er Jahren erloschen zu sein. Es gibt weder berichtenswerte Aktivitäten, noch Personen, die mir dieser Gruppe in Verbindung gebracht werden könnten. Das Gründungsdokument ist verschollen, auch wenn 1999 eine Auktion bei Christensen in Kopenhagen ein derartiges Exemplar unter der Nummer 35, Mindestgebot 40.000 Dollar, im Katalog hatte.«

Tony Tanner ging in sein Badezimmer. Er legte die Papiere in die Badewanne, zündete sie an und schaute zu, wie sie sich unter den gierigen Flammenzungen wanden und wandelten, wie der Text von der Asche geschwärzt wurde. Was übrig blieb, wurde durch den Ausguss gespült.

Es war eine wirklich hanebüchene Geschichte. Unglaublich und hirnrißig. Wie das meiste, das Tony Tanner in der letzten Zeit begegnet war.

»Hier sind die gewünschten Unterlagen, Herr Tanner.«

Fräulein Baker legte einen Stapel Papiere auf Tonys Schreibtisch. Sie zögerte einen Augenblick, strich das oberste Blatt glatt. Hatte sie schon gestern diese grellroten Fingernägel gehabt? Es wäre Tony sicherlich aufgefallen.

»Danke«, sagte er trocken. Ihre Finger flohen von dem Blatt, als wäre es plötzlich glühend heiß geworden. Sie verließ Tonys Büro und schloss die Tür ohne einen weiteren Blick. Für die nächste Zeit sah er sie nicht mehr.

Seufzend blickte Tony von seinem Zettel auf. Hätte er der Baker gegenüber irgendwie erwähnen sollen, dass sie heute Abend verabredet waren? Irgendeine kleine Bemerkung? War sie jetzt möglicherweise enttäuscht oder verunsichert? Oder war sie sogar froh darüber, weil sie eigentlich keine Lust hatte, mit Tony auszugehen? Zumindest sah die Kleidung, die sie für heute gewählt hatte, so aus, als wollte sie nach Feierabend sofort in die U-Bahn springen.

Die menschlichen Beziehungen waren ohne Zweifel ein weites Feld, aber das machte sie ja so reizvoll.

Damit wandte sich Tony Tanner wieder seinen Notizen zu. Seit Stunden kitzelte er Stichworte und hoffte, dass ihm der große Plan einfallen würde. Die unschlagbare Strategie, das klassische Canae, um Heathercroft unschädlich zu machen. Doppelte Umfassung und anschließendes Massaker bis zur totalen Vernichtung ... Leider fiel ihm nichts ein.

Heathercroft war ein notorischer Schürzenjäger, aber mit diesem Wissen allein konnte Tony nichts anfangen. Geilheit war nicht strafbar - was Tony Tanner in realistischer Selbsteinschätzung auch für seine Person ganz praktisch fand - und mit einer Weiber-Abschussliste, wie Heathercroft sie besaß, konnte man im Allgemeinen eher Bewunderung ernten (zumindest bei Männern, wenn sie ehrlich waren), schlimmstenfalls moralische Empörung (bei Frauen, die keine Chance mehr hatten, von Heathercroft und seinen Gesinnungsgenossen belästigt zu werden), aber es reichte jedenfalls nicht, um ihn aus der Firma zu kegeln. Da mussten andere Dinge her. Aber welche? Tony klopfte mit seinem Bleistift an die Vorderzähne. Es gab nichts. Er war sich so sicher gewesen - und stand nun vor dem Eingeständnis, dass er

nichts Sachdienliches in der Hand hielt.

Zwei Karten gab es, auf die er setzen konnte. Erstens würde sich Heathercroft auch außerhalb der Firma nicht anders geben. Er musste also Frauengeschichten haben. Zweitens - sollte diese wirre Geschichte von THOS tatsächlich einen realen Hintergrund haben, dann könnte Heathercroft darin verwickelt sein. Nur dies erklärte, warum Tony dieses Zeug überhaupt in die Hand gedrückt bekommen hatte.

Aber es gab keinen Ansatz, nichts, wo er zu graben anfangen konnte.

Hier konnte nur einer helfen. Pillbury.

»Ich bin für eine Weile weg«, erklärte Tony im Vorraum. Miss Baker schaute kurz auf.

»Kommen Sie heute noch einmal herein?«

Ihr Blick war schon wieder auf der Liste, wo sie einzelne Punkte abhakte.

Tony stand etwas hilflos vor ihrem Schreibtisch und schaute auf das brünette Haar seiner Vorzimmerdame.

»Ich glaube, wir waren heute verabredet oder hatte ich nur einen schönen Traum«, sagte er dann und bemühte sich um einen lockeren Ton. Sie könnte jetzt einfach *Ja, hatten Sie* sagen und er würde mit der Ohrfeige abziehen.

Stattdessen fuhr ihr Köpfchen hoch und sie lächelte ihn an.

»Ich wusste nicht, ob Sie sich noch daran erinnern.«

»Ganz so senil bin ich doch noch nicht.«

»Ich meine *erinnern wollen*«, präzisierte sie und schlug die Augen nieder. »Hätte ja sein können, dass es für Sie irgendwie einfach zu blöde ist.«

»Mitnichten, Miss Baker. Ich brenne darauf, das gute alte London mit Ihnen an meiner Seite aufzumischen.«

»Fein, dann kommen Sie also heute Nachmittag noch mal ins Büro?«

»Versprochen, selbst wenn Godzilla durch die City stampfen

sollte, ich bin da. Bis dann.«

Wenn die Baker ihr Interesse nur heucheln sollte, dann heuchelte sie zumindest äußerst geschickt. Und wenn sie sich wirklich so sehr darauf freute, mit ihm um die Häuser zu ziehen, dann versprach es ein aufregender Abend zu werden.

Tony schlug den Kragen seines Mantels hoch und machte sich auf den Weg zu Doc Grands Privatklinik.

Der Tag war grau, ein feiner Nieselregen überzog die Straßen mit einer glänzenden Lackschicht. Es war kühl, aber nicht kalt - so als ob sich das Wetter nicht entscheiden könnte, in welche Richtung es das Thermometer denn nun bewegen wollte.

Es war der Doktor selbst, der Tony öffnete. Er wirkte ein wenig hektisch, sah allerdings besser aus als je in der letzten Zeit.

»Hallo Tony«, winkte er seinen neuen Gast herein. »Ich bin gerade in Eile, ich muss eine kleine Injektion machen. Habe nämlich Besuch.«

»Das weiß ich doch«, antwortete Tony und trat ein. »Wie geht es übrigens Gainsworth und dem Mädchen?«

»Der eine malt und, und die andere kann schon wieder zicken«, fasste Doc Grands seine Diagnose zusammen, während er mit flatterndem Kittel davoneilte. »Aber zu denen will ich gar nicht.«

»He Alter, wie hast du denn das gebacken gekriegt?«

Tony Tanner fuhr herum, völlig verblüfft, und schaute in das ebenfalls völlig verblüffte Gesicht von Pillbury.

Pillbury zog den Kopf ein und zog eine aufmerksame Runde um den anderen, als müsste er Tony erst einmal beschnüffeln. »Irre«, stellte er fest und warf dann einen Blick in den Gang, aus dem er gerade gekommen war.

»Was ist los, Pillbury?«, fragte Tony, etwas verärgert über dieses seltsame Benehmen.

»Ich habe dich doch gerade in dem Gang da hinten gesehen, Alter!«, erklärte Pillbury.

»Mich?!«

»Allerdings«, bekräftigte Pillbury. Er rieb sich die Nase und sah aus, als wolle er im nächsten Moment in Tränen ausbrechen. »Dich, Alter. Mit so 'ner weißen Kluft, wie diese anderen Typen. Und 'ner Scheißfrisur - wie hast du die so schnell hingekriegt?«

Pillbury wirkte derart ernsthaft, dass Tony ein seltsames Gefühl überkam - als müsste er sich unbedingt an etwas erinnern, wüsste aber nicht mehr, was, könnte es einfach nicht greifen. Für einen Moment überkam ihn der Impuls, Pillbury an den Arm zu nehmen und mit ihm in den Gang zu stürmen, um nach diesem kuriosen Doppel zu suchen. Dann wurde ihm die Unhöflichkeit einer solchen Aktion deutlich. Schließlich befand er sich im Haus von Doc Grands, der es sicher nicht schätzen würde, wenn Tony seine Gäste aufscheuchte. Vielleicht hatte Pillbury aber auch nur irgendwoher eine neuartige Art von Humor bekommen?

Das hörte sich einsichtig an, wenn man es sich selbst vorsagte. So ersparte sich Tony Tanner die Frage, ob es noch andere Gründe geben könnte, die ihn zurückhielten. Gründe, die nichts mit Höflichkeit oder Anstand, sondern mit Instinkt oder Furcht zu tun hatten.

»Hat der Doc dir irgendwelche Pillen verpasst«, fragte Tony eher routinemäßig.

»Massig«, bestätigte Pillbury stolz. »Er sagte, ich müsste entgiften.«

»Dann hast du wahrscheinlich Halluzinationen«, entschied Tony.

»Du meinst, von diesen Pillen wird man high?«

»Man wird von so ziemlich allem high, was der Doc einem gibt. Glaube ich zumindest.«

Dann fiel Tony etwas anderes ein. »Sag mal, welche anderen Typen laufen denn hier mit weißer Kluft herum?«

»Keine Ahnung, Alter. Die kamen gestern. Reden unverständliches Zeug, aber der Doc ist voll auf sie abgefahren.«

»Vielleicht haben sie ja besonders interessante und hässliche

Krankheiten«, vermutete Tony.

Es gab eigentlich keinen Grund, warum sie noch vor dem Eingang herumstanden und so führte Pillbury Tony in sein Zimmer. Dort warf er sich mit allen Klamotten samt Schuhen auf das Bett und beklagte sich über die Langeweile des Lebens im Allgemeinen und des aktuellen Pillbury-Lebens im Besonderen. Die Klage bot Tony einen guten Ansatz, um mit seiner Bitte herauszurücken.

Und tatsächlich, Pillbury war augenblicklich Feuer und Flamme und ließ sich sogar dazu herab, die Schuhe vom Bett herunterzunehmen, um besser zuhören zu können.

»Und dieser Müsli-Schlabberer, wie heißt er - Hedincraft ...«

»... Heathercroft ...«

»... Heathercraft ...«

»... croft!«

»Was?«

»... croft, er heißt croft, nicht craft.«

»Croft, wie Lara?«

»Heathercroft, Pillbury. Sprich mir nach: HEATHERCROFT!«

»Ist ja schon gut, Alter. Wir sind hier doch nicht in der Penne. Irgendwie fehlt mir jetzt ein Bier, weißt du das? Egal, diesen Heathercroft musst du also abschießen?«

»Du hast es erfasst«, bestätigte ein inzwischen etwas genervter Tony Tanner und konnte einen Hauch von Patzigkeit nicht unterdrücken.

Pillbury kicherte und rieb sich beim Gedanken an kommende Schandtaten schon die Hände. «Sollen wir ihm eine Tussi unterjubeln? Oder 'ne Tunte! 'ne Tunte bringt es. Ich kenne da eine ganz Süße, also, wenn du die siehst, dann würdest du ihm das Gehänge nicht übel nehmen, so Zückerchen ist die.«

»Nein, das ist es nicht.« Tony schüttelte energisch den Kopf. So ein mieser Trick mochte bei häufigen Politikergattinnen noch seine moralische Rechtfertigung haben, aber Heathercroft war ein

anderes Kaliber.

»Pass auf«, sagte er dann. »Im Grunde geht es darum, die Harpune nur hinzuhalten und zu warten, dass der Wal sich selbst aufspießt.« Ein Blick in Pillburys verständnisfreies Gesicht zeigte Tony, dass sein poetisches Bild nicht zur Klärung der Sachlage beigetragen hatte. »Wir brauchen Heathercroft nichts unterzuschieben«, setzte er erneut an. »Wir müssen einfach das finden, was dieser Kerl selbst verbockt und unter den Teppich kehrt, alles klar?«

»Ja, so langsam verstehe ich dich, Alter. Könntest dich aber auch mal klarer ausdrücken. Was sollte der Wal denn eben, wir wollen doch nicht fischen gehen. Also Klartext, wir buddeln die Leichen aus dem Keller von diesem ... Dings ... Heathercroft.«

»Exakt, Pillbury. Das Problem ist, das wir nicht viel Zeit haben. Die Sache muss in zehn Tagen so weit sein, dass man sie an die Medien weiterreichen kann. Die brauchen einen Tag, um die Neuigkeit zu verarbeiten, dann haben wir zwei Tage, damit die Sache in der Öffentlichkeit richtig hochkocht und dann noch einen Tag, an dem Heathercroft achtkantig aus der Agentur fliegt. Also gerade mal zwei Wochen. Das ist dürftig.«

»Das muss man jetzt ganz professionell machen«, erklärte Pillbury.

»Genau so etwas hoffte ich, von dir zu hören«, gestand Tony Tanner.

»Ich werde einfach ein paar Jungs auf ihn ansetzen. Die hängen sowieso den ganzen Tag nur rum, da können sie ebenso gut diesen Zipfelklatscher beschatten.«

»Wenn Heathercroft was spitzkriegt, dann können wir die ganze Aktion knicken«, warnte Tony. »Dann wird er Verdacht schöpfen und sich hüten, irgendwas zu tun, was ihn kompromittieren könnte.«

»Kompromisse gibt's nicht«, erklärte Pillbury kriegerisch. »Auch wenn dieser Kerl welche haben will. Außerdem, vielleicht wäre es ganz gut, wenn er was merkt. Dann wird er vielleicht

nervös. Dann macht er erst recht Wirbel. Könnte doch sein?«

Dann gingen sie gemeinsam die Liste durch, die Heathercrofts Schwächen aufreichte. Viel waren es nicht. Heathercroft war ein notorischer Schürzenjäger, er war hochgradig eitel und mit der Fähigkeit zum Schleimen gesegnet. Das war es dann schon.

»Fast ein Heiliger«, bemerkte Pillbury unzufrieden. »Kommt er mit dem Auto zur Arbeit?«

»Teils, teils.«

»Und heute?«

»Keine Ahnung, tut mir Leid.«

»Was fährt er denn für eine Karre?«

»Mensch, Pillbury, stell mir doch mal eine Frage, die ich auch beantworten kann.«

Unter Pillburys missmutigem Grunzen sackte Tony in sich zusammen. Seine Vorbereitungen waren wirklich sehr mäßig gewesen, das musste er selbst zugeben.

Tony sah sich genötigt, mit einer weiteren Information rauszurücken. Er erzählte Pillbury, dass Heathercroft unter Umständen etwas mit THOS zu tun haben könnte. Pillbury saugte diese Geschichte mit der Begeisterung eines Kindes auf, dem man ein neues Märchen erzählt.

»Geil, Geheimgesellschaft, find ich total klasse«, lautete sein Kommentar.

»Triade wär zwar cooler, weißt du, diese Schlitzaugen-Gangs, Alter. Aber so ein Schottenverein hat ja auch was. Schotten und Iren - das ist doch dieselbe Matsche, rothaarige Rebellen, Bombenleger, Anarchisten, geil, sag ich dir.«

An dieser Stelle war Tony etwas verwirrt, denn einerseits konnte er sich Heathercroft schwerlich als Anarchist vorstellen, und andererseits ging es doch darum, diesen Heathercroft aus dem Sichtfeld zu bekommen und nicht darum, ihm ein Loblied zu singen, weil er zu einer Bande von Schottenrock-Bombenle-

ger-Anarchisten zu gehören schien. Er verzichtete vorsichtshalber darauf, Pillbury auf den Widerspruch hinzuweisen.

Der schaute sich inzwischen eine Fotografie an, die Tony mitgebracht hatte.

»Sieht ja so was von bescheuert aus«, stellte Pillbury kritisch fest.

»Wer? Heathercroft?«

Tony peilte über Pillburys Schulter auf das Foto. Es war schon einige Jahre alt und zeigte ihn selbst, Heathercroft, den Direktor und einige andere Mitarbeiter der Agentur.

»Du«, präzisierte Pillbury seinen Kritikpunkt und deutete auf Tonys Abbild. »Sag mal, ist dir eigentlich früher noch nie ein Spiegel geplatzt, wenn du dich genähert hast?«

In Tonys Augen sah sein Konterfei von damals ganz exakt genauso aus, wie sich sein aktuelles Spiegelbild präsentieren würde. Er beschloss, das Thema zu wechseln.

»Heathercroft hat seitdem um die Hüften zugelegt«, erklärte er.

»Wie viel?«

»Keine Ahnung. Können durchaus zehn Kilo sein oder mehr. Ich glaube, er hat zwischendurch mal Gewichte gestemmt, aber jetzt ist er einfach feist.«

Vom Foto grinste Heathercroft breit und unverschämt in die Gesichter der Betrachter. Es war Tony Tanner noch nie aufgefallen, aber hier schien es so, als hätte sich Heathercroft schon damals als der heimliche König in dieser Gruppe gefühlt, als wäre ihm sein Grinsen in einem unbedachten Moment entschlüpft wie ein verräterisches Wort, das seine Absichten enthüllen konnte.

»Der sieht doch gar nicht so gut aus«, maulte Pillbury. »Wie kommt so ein Arschgesicht dazu, so viele Weiber flach zu legen, wie du erzählst?«

Auch hier konnte Tony nur die Achseln zucken. »Er scheint Charme versprühen zu können wie ein Löschflugzeug. Das Selt-

same ist, die Mädels mögen ihn eigentlich gar nicht. Die lassen ihn zwar ran, aber sympathisch finden sie ihn nicht. Glaube ich zumindest.«

»Glaubst du«, kommentierte Pillbury grinsend Tonys letzten, kleinlauten Satz.

Nach Heathercrofts Adresse gefragt, musste Tony passen. Tatsächlich wusste er sehr wenig über diesen Kollegen. Er hatte seine Meinung über ihn, konnte sie sehr gut belegen, aber darüber hinaus war Heathercrofts Leben ein weitgehend unbekanntes Feld. Er schien kein Privatleben, keine Herkunft zu haben.

»Er ist ehrgeizig«, fügte Tony seiner Liste noch spontan einen Punkt hinzu.

Pillbury nickte zustimmend.

»Ehrgeizig ist gut, Alter. Ehrgeizig heißt immer, dass du Feinde hast. Hab' selbst früher unserem Klassenbesten eine regelmäßige Abreibung verpassen lassen, als soziale Einübung auf das spätere Leben. Nun ja, viel ist es ja nicht ... ich werde meine Jungs zu deiner Agentur schicken, da können sie ihr Zielobjekt anvisitieren und kompromisslos verfolgen.« Pillbury war jetzt ganz Profi und konnte sowohl in seinem Gehabe wie auch in seinen Worten auf einen großen Fundus von entsprechenden Filmen zurückgreifen.

Dynamisch und zugleich cool federte Pillbury vom Bett und schlug die Faust auf den Tisch.

»Suchen, finden und vernichten. Der Teletubby-Zurückwinker hat keine Chance! Ich muss meine Leute einteilen.«

Er zog sich einen langen Mantel an, schlug den Kragen hoch und komplettierte das Ganze mit einer tief heruntergezogenen Schirmmütze. Dann lief er krachend gegen den Schrank, weil er nichts sehen konnte, korrigierte den Sitz der Mütze ein wenig und strebte dann dem Ausgang von Doc Grands Klinik zu.

Tony begleitete ihn.

»Hör mal, Pillbury«, sagte er nervös. »Wir hatten uns geeinigt, dass du dich die nächsten Tage bedeckt hältst.«

»Mach ich doch«, klang es etwas dumpf aus dem Mantelkragen. »Nicht mal meine eigene Mutter tät mich erkennen. Außerdem, das ist hier doch kein Knast. Ich will doch keinen Lagerkoller kriegen. Mach dir keine Sorgen, Alter. Ich tu jetzt ein paar fitte Jungs auf, die werden sich Heathercroft vorknöpfen, aber ganz sachte. Erst mal Infos sammeln: erste Phase. Lass mich nur machen. Heute ist Freitag, das ist der Tag, an dem die meisten Dinge passieren, war schon bei Jesus und dem Robinson Caruso so - oder wie der heißt. Also, howdy, Alter.«

Mit weiten Schritten und wehenden Mantelschößen, die Hände in den Taschen vergraben, stürmte Pillbury die Straße entlang. Offensichtlich hatte ihm das Pflastertreten gefehlt.

Bevor Tony ihm nach draußen folgen konnte, tauchte Doc Grands wieder auf.

»Immer noch solche Hektik?«, erkundigte sich Tony beiläufig.

»Nicht mehr so schlimm«, antwortete der Doktor und blieb stehen, während er sich die Hände mit einem Tuch abtrocknete.

»Weißt du, Tony, ich habe jetzt einige Gäste. Das macht Spaß. Ich hätte nicht gedacht, dass ich alter Mann noch mal so viel Spaß am Leben finden würde.«

»Freut mich«, sagte Tony.

Doc Grands klopfte ihm väterlich auf die Schulter. »Wenn du das sagst, dann weiß ich, dass es kein leeres Geschwätz ist, sondern dass du es wirklich meinst. Und, wie steht es bei dir?«

»Och ja, kann nicht klagen. Aber eine Steigerung muss ja immer noch drin sein.«

Bevor Doc Grands mit dem Lachen aufhören konnte und zu einer Antwort ansetzte, wurde er gerufen. Es war eine Männerstimme, die Tony seltsam bekannt vorkam. Noch als er schon längst wieder auf dem Rückweg war, zermarterte er sich das Hirn, um diese Stimme mit dem leichten fremden Akzent einordnen zu können. Es gelang ihm nicht und so blieb eine milde Verärgerung oder vielmehr eine Verstörtheit zurück, die sich auf

seine Stimmung legte. Tony hatte das Gefühl, dass sich sein Leben mehr und mehr in eine Schlaglochpiste verwandelte, auf der es schwer war, geradeaus zu fahren und in der sich jede harmlose Pfütze als abgrundtiefes Loch entpuppen konnte.

Das waren keine guten Voraussetzungen für einen gelungenen Abend. Die Eintrübung verflog allerdings, als er sich dem Vorzimmer näherte und schon durch die Tür das Quietschestimmchen der telefonierenden Miss Baker hörte. Nein, wirklich hübsch war diese Stimme nicht. Eigentlich klang sie sogar ziemlich nervtötend, aber im Zusammenhang mit der dazugehörenden Person wirkte sie wiederum niedlich.

Tony rauschte in sein Büro und vertiefte sich in seine Arbeit. Aber immer wieder schweifte sein Blick zur Uhr, mit einer sich langsam steigernden Ungeduld, die sich schließlich zum Champagnerkribbeln im Bauch entwickelte. Tony warf das Blatt weg, auf dem er gerade Notizen gemacht hatte und begann, sich mit einer wichtigen Frage zu beschäftigen. Was sollte er anziehen? Natürlich hatte Tony Tanner einige Kleidungsstücke in seinem Büro - schließlich konnte es immer vorkommen, dass er sich aus dem Stand für irgendeine gesellschaftliche Veranstaltung präparieren musste. Früher jedenfalls war es so gewesen. Damals musste er immer damit rechnen, dass das Telefon klingelte und sein Chef sagte: »Tony, da hatte ich vorhin eine Lady Dingsbums an der Strippe, offizielle Sprecherin der Herzogin von XY, die wegen des Hotels in Frankreich Bedenken hat. Es geht um diese Kranzniederlegung, kümmern Sie sich bitte um diese Dame und zwar schleunigst, den Termin gibt Ihnen meine Sekretärin, nehmen Sie meinen Wagen, der Chauffeur kennt den Weg.«

Die Frage der Garderobe stellte Tony vor ein wirkliches Problem. Zu seriös ging nicht, da hätte er langweilig gewirkt oder wie so eine Art *Sugardaddy*, der mit einem zu jungen Mädchen unterwegs ist. Zu flippig ging schon deswegen nicht, weil ihm

die entsprechenden Kleidungsstücke fehlten. Es sei denn, er machte sich daran, die gelbe Knickerbocker für den Golfplatz mit dem Jackett in Metalloptik zu kombinieren. Aber das ging auch nicht, man sollte nichts anziehen, worin man sich selbst blöd vorkommt. Außerdem war die Baker selbst ja keineswegs herausgeputzt und Tony wollte sich nicht zu sehr von seiner Begleiterin absetzen. Es war wirklich erstaunlich, über welche Nichtigkeiten sich ein Mensch ernsthaft den Kopf zerbrechen konnte.

Schließlich fand Tony die Lösung, nachdem er eine Weile meditierend vor dem Büroschrank mit seiner Einsatzgarderobe gestanden hatte. Ganz hinten, noch nie gebraucht, hing ein schwarzer Gehrock-Anzug. Tony hatte ihn gekauft, weil er mit Francine zu irgendeiner Veranstaltung wollte, es war irgendwas Kulturelles gewesen und sie hatte ein wenig gestichelt, dass er sich bloß nicht zu bieder anziehen sollte.

Nun denn, Francine hatte ihre Chance verpasst, nun war es an Miss Baker, ihn in dieser Kluft zu sehen.

Draußen erklangen die Stimmen von Kollegen, die sich verabschiedeten und sich ein schönes Wochenende wünschten. Motoren wurden angelassen, das Klappern von Absätzen drang bis in Tonys Büro. Als er sich an das Fenster stellte, sah er Heathercroft, wieder das Telefon am Ohr, aus der Tür stürmen und zur Straße eilen. In der freien Hand schwenkte er eine offensichtlich gut gefüllte Aktentasche. Er verschwand aus Tonys Gesichtskreis. Im nächsten Moment schlurfte ein junger Farbiger mit Rastalocken und einer gehäkelten Mütze in Gelb und Grün hinter Heathercroft her.

Es sah derart alltäglich aus, dass Tony eine Weile brauchte, bis ihm ein Verdacht kam. Er hatte eben einen von Pillburys *fitten Jungs* erblickt. Die Sache ließ sich ganz hoffnungsvoll an.

Beschwingt steckte Tony den Kopf in das Vorzimmer. »Schluss mit den unbezahlten Überstunden«, rief er munter, »sonst gibt's

wieder Ärger mit der Gewerkschaft.«

»Aye, aye, Sir«, piepste Fräulein Baker ebenso munter und fuhr ihren Rechner herunter. Dann wühlte sie mit der einen Hand unter ihrem Schreibtisch und wedelte mit der anderen Tony aus ihrem Büro.

»Ich brauche ein paar Minütchen, um mich aufzubrezeln.«

Die paar Minütchen wuchsen sich zu einer halben Stunde aus, aber Tony Tanner nutzte die Zeit, um sich selbst in den bestmöglichen Zustand zu versetzen. Der Anzug, der damals optimal gepasst hatte, war um die Hüften jetzt etwas locker, dafür fehlte ihm in den Schultern ein wenig Bewegungsfreiheit. Tonys Figur schien sich tatsächlich verändert zu haben, was ihm durchaus positiv erschien. Und wenn er nicht gerade Aerobic betrieb, dann war der Gehrock perfekt.

Eine Sache musste allerdings noch erledigt werden. Tony lauschte, ob Miss Baker noch nebenan war. Als er sicher sein konnte, nahm er einen Golfschläger, der im Schrank stand, prügelte damit kurz auf den Boden und schrie dabei laut auf.

»Mein Gott, was ist denn passiert?« Fräulein Baker drückte das Ohr an die Tür. Da sie nur halb angekleidet war, verzichtete sie darauf, das Geschehen in Augenschein zu nehmen.

Aus dem Büro klang die schmerzgepeinigte Stimme Tony Tanners. »Mir ist eben das Regal auf den Fuß gefallen.«

»Himmel, soll ich einen Arzt holen?«

»Nein, geht schon so.« Tony Tanners Stimme ließ deutlich den Schmerz hören, gegen den er männlich mutig ankämpfte. Mit zögernden Schritten lief er hinter den Tür hin und her.

Fräulein Baker klopfte zaghaft an die Tür.

»Soll ich vielleicht ein Taxi rufen, das Sie nach Hause bringt? Ich könnte es ja verstehen, wenn ...«

»Nein, nein, nur nicht«, erklang wieder Tony Tanners Stimme, diesmal mit dramatischem Tremolo. »Auf gar keinen Fall, Miss Baker! Ich würde auf diesem Abend bestehen, selbst wenn mir

der Kopf von den Schultern gefallen wäre. Allerdings fürchte ich, dass ich humpeln werde, als hätte ich einen Pferdefuß.«

»Oh, das macht nichts, ein leichtes Hinken macht Männer interessant.«

»Aber hindert sie am Tanzen.«

»Och ja ... das ja«, erkannte Fräulein Baker nun erst die ganze Auswirkung der Ereignisse.

»Schade«, schmolte sie, allerdings auch ein wenig überdramatisch. »Ich hätte gern mal mit Ihnen getanzt.«

»Das Schicksal kann so hart sein«, antwortete Tony. Dabei grinste er die geschlossene Tür an und stellte den Golfschläger leise zurück an seinen Platz. So, das wäre erledigt. Damit stand einem gelungenen Abend nichts mehr im Weg. Und das leichte Hinken hatte er schon so oft geschauspielert, dass er keine Bedenken wegen seiner Überzeugungskraft hatte.

Er wartete, hörte Miss Baker im Vorzimmer leise zwitschern, vernahm die Geräusche auf- und zugeschobener Laden und fragte sich, welche Verwandlung da gerade vor sich ging. Hoffentlich machte die Baker nicht auf Viviane Westwood und verwandelte sich in einen Edelpunk. Dann standen Probleme ins Haus, denn in dem Restaurant, in dem Tony einen Tisch bestellt hatte, reagierte man allergisch auf kunstvoll zerrissene Netzstrümpfe. Obwohl ... andererseits ... das Fahrgestell der Baker war ja nun mal erste Sahne, viel zu schade eigentlich, um es nur zum Laufen zu nutzen, und in Netzstrümpfen ...

Tony musste über seine eigenen Gedankengänge lächeln. Er genoss das Prickeln im Bauch. Seine Absichten war durchaus lauter - redete er sich jedenfalls mit einigem Erfolg selbst ein. Es ging um nichts als um einen netten Abend mit einer netten und dabei noch ansehnlichen jungen Dame, die so etwas wie seine Mitarbeiterin war. Und dennoch war dieses Prickeln, diese Neugierde darauf, wie sich diese andere Wesen außerhalb des Geheges des Berufsalltags geben würde. Wie würde ihre Stimme klin-

gen, wenn sie nicht von Bürowänden eingekesselt war? Hätte sie immer noch diesen Hüftschwung, mit dem sie auf zugleich ökonomische und aufreizende Art die Klippen einer Tischkante umschiffen konnte?

»Darf ich?«, kam es von draußen und dann, ohne auf seine Antwort zu warten, hatte Miss Baker ihren Auftritt.

Tony fiel bei ihrem Anblick um ein Haar tot auf den Boden. Sie merkte seine Reaktion und wurde ein wenig rot.

»Ist es vielleicht übertrieben?«, erkundigte sie sich mit niedergeschlagenen Augen.

»Äää ... ööhh ... äämm ...!«

»Ich hab's von einer Bekannten geliehen«, gestand Fräulein Baker kleinlaut. »Aber die Schuhe hab ich mir selbst gekauft«, fügte sie dann schnell hinzu.

»Ihre Bekannte muss eine höllenmäßig tolle Figur haben«, schaffte Tony zu sagen. Sein Puls war in den letzten Sekunden hochgeschossen wie eine Rakete.

Was er gerade vor Augen hatte war der Triumph des Abendlandes auf dem Gebiet weiblicher Attraktivität, und selbst eine Lucille Chaudieu hätte sich mühen müssen, um Miss Baker zu übertreffen. Aber, sagte sich Tony in einem blitzschnellen Anfall von schlechtem Gewissen, sie hätte es geschafft. Zwar erst im Endspurt auf der Zielgeraden, aber Lucille hätte es geschafft.

Es war wirklich ein Wunder, welche Veränderungen ein wenig geschickt eingesetzte Farbe und Stoff an einem Wesen weiblichen Geschlechts bewirken konnte. Miss Baker hatte sich für eine satte, dunkelrote Lippenstiftfarbe entschieden, die ihrem Mund einen sehnsuchtsvollen Zug gab und im gleichen Moment Gefahr signalisierte - eine köstliche Frucht umgeben von den Glasplittern möglicher Abwehr.

Dazu passend waren ihre schönen Augen geradezu melodramatisch betont und lagen wie Perlen unter der Schale dunkler Lider. Zusammen mit Miss Bakers Jugendfrische wirkte diese Auf-

machung wie die Vereinigung eines Vamps und einer Nonne, verwirrend, faszinierend und in seiner Attraktivität ein wenig Furcht einflößend. Sie trug ein einfaches schwarzes Kleid, dessen locker fallender Saum auf halber Oberschenkelhöhe platziert war. Ein eigentlich guter Kompromiss zwischen *bieder* und *billig*, allerdings hatten die schwarzen Strümpfe einen hübschen Spitzenrand, der genau zwei Fingerbreit unter dem Saum hervorblitzte. Dieselbe Raffinesse war bei dem Kleid am Werk, das auf den ersten Blick aussah, als sei es bis zum Schwanenhals der Trägerin geschlossen und auf den zweiten Blick, eher hervorgehoben als verdeckt unter einem Einsatz aus durchsichtigem schwarzem Stoff, ein gewagtes Dekolleté offenbarte, das den Ansatz zweier fester Brüste an die Glupschaugen jedes männlichen Betrachters drückte.

Sie wirkte derart süß und zugleich derart begehrenswert, dass Tony Tanner die hilflose Schwäche bis in die Haarspitzen empfand, die jeden Mann beim ersten Anblick einer schönen Frau überfällt.

»Tja«, sagte er dann, »ich stehe vor der Widerlegung der Darwinschen Theorie. Um so etwas aus kriechenden Schlammbewohnern zu erschaffen, braucht man keine Evolution, sondern einen gut gelaunten Schöpfer.«

Miss Baker lachte ein wenig verlegen und schwenkte fröhlich ihre kleine Handtasche.

»Gedenken wir in diesem feierlichen Moment auch kurz der Segnungen von Elizabeth Arden. Können wir jetzt, ich habe nämlich einen Mordshunger?«

Tony schritt neben ihr zum Ausgang hinunter. Ihre Schuhe trommelten einen sehr erregenden Rhythmus, Tony kam nicht umhin zu bemerken, wie das Kleid um ihre Beine schwang und sich ihre Brüste in eine sanft wiegende Bewegung versetzten und er wünschte sich, dass ihnen jetzt Heathercroft entgegenkommen sollte. Oder doch besser nicht.

Das Arrangement war konventionell, aber bewährt. Zuerst ging man zusammen essen, beschnüffelte sich sozusagen. In dieser Zeit hatte Tony die Möglichkeit, unter den Optionen für den späteren Abend die passende auszuwählen. Er hatte gnadenlos sämtliche Beziehungen spielen lassen und sich sogar hinter der Agentur versteckt, um jede Variante abzudecken.

Unter den Möglichkeiten war ein Vortrag über die Beziehung zwischen prärafaelitischer Malerei und spätviktorianischer Moral im Britischen Museum, eine Vernissage, zwei Musicals, zwei Theaterstücke (Komödie das eine, sozial aufrüttelndes Gesellschaftsdrama das andere), eine Führung durch St. Pancreas unter besonderer Berücksichtigung des Spannungsverhältnisses zwischen neo-gotischer Architekturideologie und industrieller Bau-technik, eine Kabarettaufführung, ein Abend mit irischen Fischerliedern, eine Disco und ein Klub.

Der Klub, das stellte sich sehr schnell heraus, war nicht nur erste, sondern einzige Wahl. Angeblich trug diese Lokalität inzwischen das Prädikat *angesagtester solcher in ganz Greater London*. An Tony war die Entwicklung offensichtlich vorbei gegangen. Aber das war kein Wunder, weil sich die geheimnisvollen schwarzen Löchern mit ihren Schwerkraftfeldern am Society-Himmel ebenso schnell auftaten wie sie wieder verschwanden. Manchmal existierten sie einige Jahre, bis sie die Entwicklungsphase vom Geheimitipp über den *absoluten Hot Spot* und *Society-Must* bis zu *Gähnen* und *So was von so was von out aber auch* durch-eilt hatten. Andere verbrannten schon in wenigen Monaten zur Asche von gestern.

In gewisser Hinsicht gehörte es auch zu Tonys beruflichen Aufgaben, sich darüber auf dem Laufenden zu halten. *Inferno MIB* (das sollte wahrscheinlich *made in Britain* heißen) war demnach inzwischen die Anlaufstelle der Prominenz, wenn sie sich dazu gedrängt fühlte, in der britischen Hauptstadt abzuhotten.

Die Kollegin, die Tony unter einem Vorwand konsultiert hatte, legte ihm einen Stapel von Zeitungs- und Illustriertenausschnitten vor. Im *Inferno* gab es die besten Drinks, die beste Livemusik und die besten Leute. Irgendein Promi flog mit Garantie ein - und wenn es nicht ein camouflierter Prinz William war (die *Sun* regte sich eine ganze Seite lang über diesen Besuch auf), dann waren es die Glitzer-Beckhams auf Heimatbesuch oder ein anderer Bewohner der Regenbogenpresse.

Und eines hatte Tony bei der Plauderei mit seiner reizenden Begleitung schon herausgefunden. Miss Baker war - es gab kein anderes Wort - promigeil.

»Es ist nicht so, dass ich ein Groupie bin oder so«, gestand sie Tony. »Aber wenn ich einen sehe, der irgendwie prominent ist, dann schreie ich herum und werde hysterisch. Ich liebe es. Zuletzt ist es mir beim Erzbischof von Canterbury passiert.«

Der Abend versprach reizvoll zu werden.

Als sie das Restaurant verließen, nahm Tony Miss Baker an der Hand und zog sie zurück.

»Nehmen wir den Hinterausgang, da sind wir schneller am Taxistand.«

»Ich liebe Hinterausgänge, die sind so kuschelig!«

Tony warf einen Blick zurück. Er hatte sich nicht getäuscht. Der Wagen auf der anderen Straßenseite war da. Und der Weißhaarige auch.

»Und? Wohin fahren wir nun?«

Miss Baker ließ sich aufseufzend neben Tony auf die Rückbank des Taxis fallen. Es gab ein leises, elektrisch knisterndes Geräusch, als sie ihre Beine übereinanderschlug. Das Licht der Straßenlaternen warf einen Schimmer auf ihre schwarzen Strümpfe, der die Linien wie ein zärtlich tastender Finger nachzog.

Für einen Moment registrierte Tony den frischen Blütenduft ih-

res Parfums, drängend und Antwort fordernd wie eine bisher ignorierte Botschaft. Als würde er jetzt erst die Anwesenheit seiner Begleiterin wirklich bemerken, überwältigte ihn der Gedanke an ihre weiche, warme Haut, an ihre Nerven, die nach dem Reiz fremder Berührung gierten, an ihr Blut, das durch ihr süßes Fleisch pulsierte und sich sehnte, vor Erregung zu kochen. Die Vorstellung nahm ihm den Atem, sie zog sich über ihn wie eine Folie, in die er eingeschnürt war.

»Überraschung«, antwortete Tony Tanner knapp.

Sie warf ihm lächelnd einen Blick zu. Tony konnte ihn körperlich spüren wie die Berührung einer sanft und spielerisch aufgesetzten Speerspitze.

Bisher hatte er Fräulein Baker – Janet Baker, wie sie ihm, neben sehr vielen anderen Dingen, inzwischen mitgeteilt hatte – nicht in die Kategorie *Frau* eingeordnet. Was ihre äußere Erscheinung anging, war sie umwerfend, ein Überweib mit Titelbild-Kapazität. Aber unter dieser hinreißenden Hülle schien sie für Tony eher ein groß geratenes Mädchen, von der angenehmen Oberflächlichkeit der Jugend (der dem unangenehmen Tiefsinn der Jugend seiner Meinung nach vorzuziehen war), eine fröhliche, offenherzige Plaudertasche mit Kindchencharme. Wenn er sie mit Lucille verglich, und Tony Tanner verglich alle Frauen mit Lucille Chaudieu, dann wirkte sie wie ein Zwergpudelchen neben einem Tiger.

Aber dieser Blick gerade eben, das war schon ein anderes Kaliber. Er hatte die Baker unterschätzt. Ja, Tony Tanner konnte sich in diesem Moment darüber ärgern, denn er wusste, dass Mann das weibliche Geschlecht nie unterschätzen durfte. So viel Erfahrung hatte er schon sammeln können/müssen.

Die Baker war mehr Frau, als er geahnt hatte. Und wie sie sich jetzt neben ihm rekelte, die langen Beine ausstreckte und ihr Dekolleté in Position brachte, war sie wahrscheinlich mehr als das. Sie war ein Biest. Ein süßes, kleines Biest, das an diesem Abend vielleicht zum ersten Mal im Leben die Krallen ein wenig wetzen

wollte. Tony war es nur recht. Sollte sie. Sollte sie es versuchen.

So spielte Tony nun sein Ass und ignorierte die neben ihm in herzerreißender Attraktivität hingegossene Evastochter völlig, indem er stumm aus dem Fenster schaute.

Es gab genügend Dinge, über die er nachdenken konnte. Erster Punkt: der Weißhaarige. Es konnte nun keinen Zweifel mehr geben, dass dieser Mann hinter Tony her war. Und zwar nicht, um ein Autogramm zu erbitten.

Jetzt, als habe sich eine Falltür geöffnet und die Erinnerungen freigegeben, konnte Tony auch die Stimme des Fremden in Doc Grands Privatklinik einordnen. Er hatte sie in Bombay gehört. Irgendeiner der Parsen, die ihm das Leben gerettet hatten, war hier in London, und zwar in Begleitung einiger seiner Glaubensbrüder. Konnte das Zufall sein? Oder besser gefragt: Hatte das etwas mit ihm, Tony Tanner, zu tun? Und was war mit diesem anderen Mann, diesem Tony-Tanner-Doppel, den Pillbury gesehen haben wollte? Hier versagte Tonys Erinnerung wieder. Irgendetwas war in Bombay gewesen ... ein kurzer Blick durch eine halb offene Tür im Vorübergehen ... aber mehr konnte er sich nicht abzwängen, ohne allzu offensichtlich Ergänzungen aus dem Bereich der puren Fantasie anzufügen.

Aber etwas anderes war glasklar. Dem Weißhaarigen war er auch zum ersten Mal in Bombay begegnet. Gab es eine Verbindung zwischen den Parsen und diesem Mann? Oder musste es so eine Art Gleichgewicht geben, das nur er, als Außenstehender erkennen konnte, aber weder die Parsen noch der Weißhaarige?

Im Grunde waren diese Überlegungen reiner Luxus. Wichtig war die Frage, ob der Weißhaarige seine Spur wieder aufnehmen würde. Und wie lange er dafür brauchte. Und was dann geschah.

Tony war sicher, dass dieser Verfolger wieder auftauchen würde.

Tony erinnerte sich an Steele, der nach ihrer gemeinsamen

Rückkehr aus Australien nicht in Collesalvetti geblieben, sondern zum Bergsteigen in die Dolomiten gefahren war. Damals hatte Tony mit völligem Unverständnis auf Steeles Verhalten geschaut. Jetzt erkannte er, dass er selbst eine Art von Bergsteigen betrieb. Er war sich der Gefahr bewusst gewesen. Er hätte sich in seiner Wohnung verkriechen können. Stattdessen stürzte er sich in das Nachtleben. Die Gefahr gab allem eine zusätzliche Würze, sie sorgte für ein Prickeln, für eine alles durchdringende Frische, als hätte er den Kopf in kaltes Wasser getaucht.

Es gab einen unvernünftigen Grund für sein Verhalten. Die Wochen an der Seite von Steele – sie hatten unverkennbar auf Tony Tanner abgefärbt.

Zur eigenen Beruhigung fand Tony aber auch einen vernünftigen Grund für sein Verhalten. Wenn er sich bewegte, war der Gegner seinerseits gezwungen, zu reagieren. So blieben ihm zumindest einige Prozent an freier Wahl, die er beim bloßen Verstecken und Abwarten nicht gehabt hätte.

Miss Baker war nicht in der Lage, das etwa dreiminütige Schweigen zu ertragen.

Sie startete eine Kommunikations-Offensive, indem sie Tony ein Geständnis machte. Sie habe sich nur wegen ihrer ungezügelter Begeisterung für alles, was prominent ist, bei der Agentur beworben.

»Ich hatte auch schon eine echte Herzogin am Telefon«, sagte sie, »aber die Stimme ist nicht der Bringer. Ich muss die Leute sehen. Ich finde es einfach toll, wenn sich die Hochglanzbilder aus den Illustrierten in richtige Menschen verwandeln.«

»Früher nannte man das eine Marienvision.«

»Wie bitte?«

»Ach, nichts.«

»Hatten Sie eigentlich nie den Traum, einmal groß rauszukommen?«

Tony nahm sich Zeit für eine kurze Selbstprüfung, obwohl er

das Ergebnis in diesem Fall schon kannte.

»Nein, hat mich nie gereizt.«

Miss Baker wandte sich ihm zu und legte den Arm auf die Rückenlehne. Im Dämmern war ihr Gesicht ein helles Oval, aus dem die dunklen Augen und der Mund als schwarzes Nichts herausfielen. Wieder gab es dieses leichte Knistern, als ihre Strümpfe aneinander rieben.

»Wirklich nicht? Nicht der Traum von Ruhm und Ehre? Kein Titelbild, keine Home-Story, kein Exklusivinterview? Ich meine, das wollen wir doch alle irgendwie.«

»Nöh, wirklich, ich scheine unter einem pathologischen Mangel an Ehrgeiz zu leiden. Außerdem weiß ich nicht, was mit Titelbildern geschieht. Nach einer Woche werden Fische in sie eingedreht, oder Müll oder Asche. Da ist es egal, ob Paris Hilton auf dem Titelfoto war oder Saddam Hussein.«

»Whow«, machte Fräulein Baker ironisch, »ein Philosoph an meiner Seite. Aber dann sagen Sie mir doch mal, was Sie dann im Leben erreichen wollen. Frau, Haus, Kinder, Alterssicherung?«

»Vielleicht will ich ja gar nichts erreichen. Vielleicht will ich ja nur meine Tage glücklich und unbelästigt verplempern.«

»Whow, nun sind Sie ein philosophischer Playboy.«

»Falls Sie Honorar für Ihre Tiefenbohrung in meine Psychogefilde verlangen, sollten wir uns vorher auf den Tarif einigen.«

»Ja«, antwortete Miss Baker gedehnt, »warum nicht. Ich nehme übrigens auch Schuldscheine.«

Nach kurzer Verblüffung kam Tony zu dem Ergebnis, dass die Baker damit einen klaren Punktsieg eingefahren hatte. Er war froh, als sie endlich am Ziel ihrer Fahrt anlangten.

Schon von Weitem war unübersehbar, dass hier entweder ein Brennpunkt des Nachtlebens sein musste oder sich gerade eben eine besonders attraktive Katastrophe ereignet hatte. Limousinen der gehobenen Kategorie fuhren vor und rollten weiter, nach-

dem sie ihre Passagiere ausgespien hatten. Einige Fotografen lungerten in der Nähe eines Menschenknäuels, das vor dem Eingang wartete, hoffnungsvoll noch einen Platz in dieser Arche zu erlangen und damit offiziell in den Kreis der Auserwählten aufgenommen zu sein.

Eine Neonschrift im Art-déco-Stil in flamingorosa und hellblau hielt den Schriftzug *Inferno MIB* gegen den Nachthimmel. Aus dem Inneren des Gebäudes, eines ehemaligen Kinos, drangen wummernde Bässe, wie geheimnisvolle Signale eines Urwaldstammes, bis auf die Straße.

Nun konnte Tony Punkte für sich verbuchen, denn ein kleiner Zettel, den er aus seiner Tasche zauberte, führte ihn und seine Begleiterin an der Warteschlange und an zwei finsternen Türstehern aus der Schwergewichtsabteilung der Muckibude vorbei direkt in den Tempel der Society-Vergnügung. Tony selbst war dieses Privileg ziemlich peinlich. Es wirkte einfach zu versnobt, geradezu affektiert, um eines Herrn von Welt würdig zu sein – der nach Tonys Meinung sowieso einen weiten Bogen um solche Stätten machen würde. Immerhin war er sich jetzt sicher, dass MIB nicht anderes als *Men in Black* heißen konnte, denn in der Masse der Wartenden fanden sich erstaunlich viele *Blues Brothers*-Imitate, und auch die Erzengel an der Pforte waren ganz in Schwarz gekleidet und trugen die unverzichtbaren, angesichts der Nachtstunde aber schlichtweg affig wirkenden Sonnenbrillen.

Miss Baker quietschte vor Vergnügen und genoss ihren Vormarsch in das Zentrum des aktuell angesagten Lustgewinns mit sympathischer Hemmungslosigkeit. Ihr Auftritt zog die Aufmerksamkeit an sich, wie von einem magnetischen Feld gerichtet oder wie von einem plötzlichen Windstoß getrieben, wandten sich alle Blicke der jungen Frau zu. Sie blieb völlig natürlich und schien es nicht zu registrieren, aber Tony sah den Glanz in ihren Augen, der ihm das genaue Gegenteil bewies.

Sie betrachtete aufmerksam das Interieur, sog förmlich alles in sich auf und konnte Tony ziemlich genau die Stellen beschreiben, die sie auf Fotos in den einschlägigen Zeitschriften oder in Fernsehsendungen gesehen hatte. Anscheinend verbrachte sie den größten Teil ihrer freien Zeit damit, sich auf diese Weise der Glitzerwelt zu nähern.

Die Stimmung im *Inferno* war noch weit vom nächtlichen Höhepunkt entfernt, ähnelte aber immerhin schon einer heftig geschüttelten Champagnerflasche, kurz bevor der Korken ins All abgeht.

Mit einem kurzen Blick orientierte sich Tony. Die Tanzfläche, umgeben von einem Ring aus Tischen, bildete den Mittelpunkt. Auf der einen Seite war eine Bühne, auf der sich gerade eine Gruppe bemühte, ihre Gage zu rechtfertigen. Im ersten Augenblick fürchtete Tony, die Jungs dort oben wären von einer Nervenkrankheit befallen, aber anscheinend gehörten diese ungelungenen Bewegungen zur Show.

Der Bühne gegenüber lag die Bar. Von dort konnte man über eine Treppe auf die Galerie gelangen. Sofern man denn an den beiden Muskelmännern vorbeikam, die lässig die unteren Stufen besetzt hielten. Neben der Treppe war die Tür, die zu den Waschräumen und den Toiletten führte.

Widerstrebend musste Tony Tanner sich eingestehen, dass das Innere der Lokalität von einem skandalös guten Geschmack zeugte. Undeutlich hatte er in Erinnerung, dass eine bekannte Innenarchitektin für die Gestaltung verantwortlich zeichnete. Es herrschte eine Mixtur aus Stilen, eine Zusammenfassung aller Designmoden des vergangenen Jahrhunderts. Das Ganze war raffiniert gemischt und mit einem Schuss Ironie angereichert, die jeder schnöseligen Krittelei den Wind aus Segeln nahm. Schrillbunte Pop-Farben wurden von strenger Bauhaus-Sachlichkeit gebändigt, und als Tony in der Galerie den Hauch imperialer Gewichtigkeit erkannte – als sei das Ding gebaut, um einem Füh-

rer, Duce, Caudillo oder Lenker der Arbeiterklasse zum Abnehmen einer Parade zu dienen –, da konnte er auch die verspielte Jugendstilverzierung nicht übersehen, die gleichsam mit boshaft-ironischem Kichern in die wuchtig dröhnende Gleichschrittarchitektur hineintänzelte.

Was Tony störte, war die Unübersichtlichkeit des Ortes. Nur von der Bar aus hatte man die Chance, den Eingang und den Innenraum einigermaßen im Blick zu behalten.

»Nehmen wir einen Tisch oder gehen wir an die Bar?«, fragte Miss Baker.

»Einen Tisch bitte!«

»Selbstverständlich. Ich bin auch dafür. Leider wird Ihnen da einiges entgehen.«

»Entgehen? Wieso?«

»Nun, sehen Sie diese beiden Herren in den modischen Anzügen, die an der Treppe stehen? Die sorgen dafür, dass die Promis oben auf der Galerie in Ruhe gelassen werden. Und das bedeutet, dass inzwischen schon genügend bekanntes Volk beisammen ist, um die Fotografen nervös zu machen.«

»Whow, irgendwann kommen die Promis bestimmt die Treppe herunter, um abzutanzten. Ich muss unbedingt an die Bar, bitte, bitte.«

»Wirklich? Schade! Nun ja, anscheinend haben Sie mich am Nasenring, Janet. Gehen wir, es sind ja nur noch zwei Plätze frei.«

Janet Baker hüpfte auf den Barhocker neben Tony. Sie wirkte aufgedreht wie eine Göre vor ihrer ersten Fahrt auf der Achterbahn. Ihr schlanker Hals schmiegte sich in alle Richtungen, als sie um sich spähte.

»Wahnsinn! Hätte ich mir nie träumen lassen, dass ich mal wirklich und wahrhaftig in diesem Schuppen bin! Oh Mann, Sie bleiben ja mal wieder ganz cool, Tony.«

»Nur äußerlich. Für einen Jungen vom Lande ist das hier schon

eindrucksvoll.«

»Was denn? Sie kommen nicht aus London?«

Tony schüttelte wahrheitsgemäß den Kopf. Die Bewegung wurde von den Spiegeln hinter der Bar vervielfältigt. Aber Tony konnte nicht nur sich, sondern auch einen guten Teil des Innenraums beobachten.

»Klasse«, stellte Janet Baker fest, »da teilen wir ja ein gemeinsames hartes Schicksal.« Sie reichte Tony theatralisch die Hand. »Ich komme aus Clacton-on-Sea. Als ich mich nach London aufmache, habe ich die Ortsgrenzen zum ersten Mal in meinem Leben überschritten. Was trinkt man denn hier so? Cola wäre irgendwie unpassend, finde ich, oder?«

Sie ließ sich von Tony beraten und bestellte dann mit allen Anzeichen von Weltläufigkeit und Kennertum. Sie wirkte, als hätte sie zuletzt beim Großen Preis von Monaco so ein Gesöff geschlurft.

Tony selbst entschied sich für einen Drink, der gefährlich aussah, aber keinen Alkohol enthielt. Er musste einen klaren Kopf bewahren. Obwohl ein leichter Schwips das Geplauder von Janet sicherlich noch amüsanter gemacht haben würde.

Janet selbst wurde von vielen Anwesenden beider Geschlechter gemustert, und auch Tony bekam einige neidvolle Blicke zu spüren, wobei er jedoch nicht wusste, ob diese ihm selbst oder ihm als Begleiter einer so hübschen Dame galten. Er fing Gesprächsfetzen auf, die alle nach »Wer ist das?« oder »Kennst du die?« klangen.

Als Tony mal wieder den Blick schweifen ließ, bemerkte er einen beweglichen grünen Lichtreflex über der Bar. Neugierig versuchte er die Quelle herauszufinden, schüttelte an seinem grünen Drink, beobachtete den Reflex, als Janet ihr Glas hob, und erkannte schließlich, dass das Licht der 70er-Jahre-Disco-Kugel über der Tanzfläche von Benevoglios Ring reflektiert wurde. Es war ein hübsches Spiel, diesen Lichtpunkt mit einer Handbewegung springen zu lassen.

Eine neue Musikgruppe wurde angekündigt. Die dunkelhäutigen Schönheiten waren von keiner bewegungshemmenden Nervenkrankheit geplagt, dafür testeten sie mit ihren Hüftbewegungen die Haltbarkeit aller männlichen Hauptschlagadern im Publikum.

Tony erwischte seinen rechten Fuß dabei, dass er sich rhythmisch zuckend von der Musik mitreißen ließ.

Janet rutschte nervös auf ihrem Hocker umher und wurde endlich von einem Latino-Schönling erlöst, der sie nach einem herausfordernden Blick auf Tony Tanner zur Tanzfläche führte.

Nimm sie, du gelacktes Arschloch, dachte Tony wütend. *Ich schenke sie dir*. Tatsächlich waren die beiden ein sehr hübsches Paar, wie Tony mit einem leichten Stich in der linken Brusthälfte feststellen musste. Allerdings schenkte ihm Janet in exakt diesem Moment ein hinreißendes Zähnefletschen-Lächeln, das Tony wieder ein wenig von seiner grundsätzlichen himmelhohen Überlegenheit über Latino-Schönlinge zurückgab.

Er beobachtet die Menge auf der Tanzfläche, Gesichter-Konfetti, Leiber als letzte Resonanzflächen der vorwärts peitschenden Musik. Wenn sich alle Mädels aus Clacton-on-Sea so bewegen konnten ... das würde sogar das Auftreten von Tsunamis erklären können.

Es wurde nun Zeit für einen leichten Alkoholeinschub.

Tony schlürfte seinen zweiten Alko-Drink, bemerkte plötzlich, dass der Stein seines Rings von innen zu leuchten schien, war aber in der Bewegung, das Glas mit zurückgelegtem Kopf zu leeren und hielt nur noch den Stiel in der Hand. Der Rest des Glases verteilte sich als Splitter auf der Theke, eine Flasche hinter dem Barkeeper explodierte mit einem Knall. Erst danach, wie ein Erinnerungsfetzen, wurde Tony das boshafte Sirren einer Kugel bewusst.

Tony glitt von seinem Barhocker, spürte einen Luftzug direkt an seinem linken Ohr, hörte jetzt zugleich das Kreischen des vor-

beifliegenden Metalls und den Knall einer weiteren platzenden Flasche. Er duckte sich und schien sich seinen Schuh zuzubinden.

Von der Bar wehte der scharfe Geruch verschütteter Liköre heran. Der Barkeeper stand überrascht vor den Scherben und warf hilflose Blicke auf seine Gäste. Niemand außer Tony schien wirklich registriert zu haben, was geschah.

»Ein Scheinwerfer ist geplatzt ...«, sagte irgendwer, und die Leute blieben ruhig und cool, wie es ihren Rollen in der Promi-Disco entsprach.

Einen Moment lang hatte Tony Tanner die Hoffnung, dass er sich getäuscht hatte, dass alles nur eine dumme, albtraumhafte Verkettung unglücklicher Umstände war. Jetzt, als wären sexueller Reiz und Todesgefahr nur zwei Seiten derselben Medaille, wurde ihm die Verletzlichkeit seiner eigenen Haut bewusst. Ihre verzweifelte Wehrlosigkeit unter der dünnen Hülle der Kleidung, während nur wenige Meter entfernt ein Mensch darauf wartete, ein Stück Metall loszulassen, damit es sich seinen Weg durch Tonys Fleisch, durch Adern und Organe fraß, ihn innerlich zerriss, zerfetzte und zerschlug. Die Vorstellung in diesem Augenblick, so lebendig, wie er war, mit schnell pochendem Herzen und Mengen von Adrenalin im Blut, der eigenen Auslöschung so nahe zu sein, war atemberaubend und absurd zugleich. Und unglaublich aufregend. Jede Sekunde war eine Messerschneide, die sein Dasein in Ja oder Nein, Schwarz oder Weiß teilte. Der erste Schock, die Überraschung, hatte Tony aus dem Gleichgewicht gebracht. Das war jetzt vorbei. Er war bereit.

Mochte das Spiel beginnen.

Die Menge auf der Tanzfläche, angepeitscht von dem ekstatischen Orkan der Musik, war ein wogendes, aufgewühltes Menschenmeer, voll aufspritzender Gesichterwellen und Gischt hochgeworfener Arme. Die Bewegung riss jede Einzelheit in ei-

nen verwischenden Strudel.

Aber Tony konnte sich ausrechnen, wo sein Verfolger war. Ein Blick auf die verspielte Kugel zeigte ihm, dass er sich nicht überschätzt hatte. Tausendfach gebrochen und doch unverkennbar schob sich ein weißer Fleck durch das Getümmel. Tony zögerte kurz, dann stand er auf. Seine Hand lag am Kinn, als müsste er sich einer schweren Überlegung stellen.

Dann erkannte er den Mann. Zum ersten Mal sah er seinem Verfolger ins Gesicht. Der Weißhaarige war höchstens mittelgroß und verschwand manchmal zwischen den Köpfen und Schultern der Tanzenden, zwischen denen er sich gelassen hindurchdrängte. Er wirkte wie ein Taucher, der über den Grund der Tiefsee schreitet. Er wurde angerempelt und zur Seite geschoben, aber er reagierte souverän und elastisch, behielt seine Richtung bei, als ginge ihn diese Außenwelt nichts an.

Seine Augen waren auf Tony gerichtet. Es waren schwarze Augen, in denen kein Weiß zu erkennen war, in denen sich nun aber das Blitzen und Blinken der Lichter über der Tanzfläche in einem hektischen Feuer widerspiegelte.

Der Mann schien aus Südeuropa zu stammen, fuhr es Tony durch den Kopf. Die Gesichtszüge, die Hautfarbe deuteten auf das Mittelmeergebiet als Stätte seiner Herkunft. Vielleicht stammte er ja nur aus dem Süden Londons, aber für Tony bedeutete das Gefühl, etwas über seinen Gegner zu wissen, einen kleinen Triumph.

Er beobachtete den anderen Mann, und der andere Mann schaute ihn an. Es schien eine Regel zu geben, die sie beide kannten und beherzigten.

Die rechte Hand des Mannes war unter seinem grauen Anzugjackett verborgen. Mit einer eleganten Wendung wick er einem Paar aus und hatte die Tanzfläche hinter sich. Bevor die Hand zum Vorschein kam, zuckte die Schulter und kündigte die Bewegung an.

Tonys Hand bewegte sich leicht. Ein grellgrüner Lichtpunkt huschte über den Boden, erreichte den anderen Mann, stieg an seiner Kleidung hoch und traf sein Gesicht.

Tony zielte auf die Augen des Mannes, führte das starke, grüne Licht mitten hinein in deren bedrohliches Schwarz.

Der Mann schien mitten in der Bewegung zu vereisen. Auf seinem unbewegten Gesicht zeichnete sich zum ersten Mal ein Gefühl ab. Er fletschte die Zähne, drehte den Kopf zur Seite, wedelte mit der linken Hand, als müsse er ein lästiges Insekt verjagen, aber konnte die Blendung nicht loswerden, bis er Tony den Rücken zudrehte. Er wankte ein wenig und seine freie Hand strich über das Gesicht.

Es dauerte nur wenige Sekunden, aber die reichten Tony Tanner, um hinter die Bar zu springen, nach einer bestimmten Flasche zu greifen und über den verdutzten Barkeeper zu springen, der auf dem Boden die Flaschenscherben auffegte und gar nicht richtig verstand, was geschah. Tony Tanners Aufmerksamkeit war jetzt so hoch und aufgepeitscht, dass er die Sekunden auskosten konnte wie Minuten, dass sich die Zeit für ihn dehnte, als könne er sich normal in einer Welt bewegen, die wie in Zeitlupe um ihn herum ablief. So fand er sogar die Muße, auf das Etikett der Flasche zu schauen, wo er meinte, die Aufschrift »Grand's Destillery« zu erkennen.

Mit einigen weiten Sätzen erreichte Tony die Tür zu den Toiletten und schob sich auf den Gang, der dahinter lag. Er hatte wieder einmal einen blöden Fehler gemacht. Eben gerade, als ihm der Kerl den Rücken zuwandte, hätte er ihm den Garaus machen sollen. Einfach umhauen und fertig damit! Stattdessen erlaubte er sich die idiotische Hemmung, nicht von hinten anzugreifen, als ob er auf einem Schlachtfeld voller edler Rittersleut' wäre. Er unterdrückte aber derartige Selbstbetrachtungen.

Der Gang, in kaltes Neonlicht getaucht und offensichtlich von der Zauberhand der Innenarchitektin unberührt, lag vor ihm.

Ein Stück weiter rechts war die Tür für Ladys, etwas weiter auf der linken Seite die entsprechende Tür für die Gentlemen.

Die Musik war nur noch gedämpftes Dröhnen. Tony hörte plötzlich seinen eigenen, hastigen Atem. Frauenstimmen und helles Gelächter klangen hinter der Tür.

Tony schob die Flasche in die Tasche seines Gehrocks und bemerkte bei sich ein kurze, aber unpassende Besorgnis, dass der Stoff endgültig ausgebeult werden könnte. Wie lange stand er eigentlich schon hier? Er verplemperte die Zeit, die ihm Benevoglios Ring verschafft hatte. Die Sekunden vergingen und Tony schien seit einer Ewigkeit in seinem Zögern zu verharren, als wäre er in Beton gegossen.

Schließlich setzte sich Tony Tanner in Bewegung. Mit schweren Schritten erreichte er die Tür auf der rechten Seite und riss sie auf.

Ein Aufschrei mehrerer Frauenstimmen, angesiedelt zwischen Empörung, Erschrecken und aufgedrehtem Interesse, antwortete auf die ungelenke Bewegung, mit der Tony die Tür öffnete und eintrat.

Tony stand schwankend im Rahmen und stierte vor sich hin. Er sah einen exklusiv ausgestatteten Raum mit einem umlaufenden Marmortisch, in dem die Waschbecken eingelassen waren. Über den Becken waren große Spiegel.

»Miranda!«, lallte Tony Tanner.

»Raus hier, das ist für Damen«, klang es ihm entgegen. Tony kümmerte sich nicht darum. Er machte unsicher einige Schritte in den Raum und schaute sich mit der mühsamen Konzentration eines Betrunknen um. Dann wankte er auf die Gruppe von vier Frauen zu, die sich aneinander drängte. Die eine hielt noch den Lippenstift in der Hand, mit dem sie ihr Make-up aufgestrichen hatte.

»Haben Sie Miranda gesehen?«

»Raus hier«, kam als einzige Antwort.

»Miranda«, rief Tony. Er drehte sich und stakte auf die Tür zur Toilette zu.

»Miranda, es tut mir leid«, grölte er. »Komm raus, lass uns darüber reden ...«

Er spürte eine Hand auf seiner Schulter, die ihn zum Ausgang schieben wollte.

»Ich muss mit Miranda reden ...«, brabbelte Tony.

»Dann warten Sie gefälligst draußen!«

Tony wollte nicht draußen warten. Es gab ein kleines, täppi-sches Handgemenge, und als er schließlich draußen stand, hatte er in seiner freien Tasche eine Dose Haarspray.

Die Tür des Waschraums krachte wütend hinter ihm zu. Zugleich öffneten sich zwei andere Türen. Die eine brachte für einen kurzen Moment einen Schwall von Lärm und Musik. Tony warf einen Blick über die Schulter und sah einen weißen Haarschopf. Das reichte, um ihn in schnellere Bewegung zu versetzen. Er prallte gegen eine Gruppe junger Männer, die sich lärmend aus der Herrentoilette schob. Mit einer Entschuldigung drängte sich Tony an ihnen vorbei.

Bei dem hochgewachsenen Mann, der einen Kopf größer war als Tony, war noch ein Rest von weißem Pulver im Nasenloch erkennbar.

Der Gang führte noch einige Meter geradeaus weiter und knickte dann ab. Er hörte hinter sich die Stimmen der Männer, beschleunigte, erreichte die Mauerecke, zuckte zusammen, als neben ihm eine Kachel in Splitter auseinanderbrach. Bevor er sich in Deckung bringen konnte, fauchten die zweite und die dritte Kugel an Tony vorbei und zertrümmerten die Wandfliesen.

Mit einer Hand suchte Tony die Innentaschen seines Gehrocks ab, während die andere die Spraydose packte und er sich mit einem schnellen Blick über den weiteren Verlauf des Ganges orientierte. Er saß in der Falle. Noch knappe drei Meter, dann mar-

kierte eine Mauer in unbeweglicher Sturheit, geschmückt mit einem großen Feuerlöscher, das Ende des Ganges. Rechts schien ein Durchgang mit einer Treppe zu sein, denn ein Geländer war hinter der Wandecke zu erkennen.

Tony vernahm Schritte. Er spannte sich. In der einen Hand hielt er das Feuerzeug, das er immer bei sich trug – Routine – und sozusagen berufsmäßig, denn ein Herr sollte in Tony Tanners Weltbild immer in der Lage sein, einer Dame Feuer zu reichen, sofern es dieselbe nach einem Glimmstängel verlangte. Die Regeln der Höflichkeit verlangten, dem Mitmenschen bei der Erarbeitung eines Lungentumors Hilfestellung zu leisten.

Die Schritte näherten sich, wurden so leise, dass sie nicht mehr vernehmbar waren. Tony spürte, wie sich seine Nackenhaare sträubten. Er glaubte, jemanden atmen zu hören.

Tony sprang aus seiner Deckung. Die Spraydose zischte und versprühte einen süßlich stinkenden Nebel. Im nächsten Moment zündete das Feuerzeug den Gasschweif aus der Dose und ein rotgoldener Flammenstrahl schoss dem Verfolger entgegen.

Tony hatte den Weißhaarigen genau in dem Moment erwischt, in dem dieser selbst den Angriff starten wollte. Der Mann prallte zurück. Seine Hand mit der Waffe zuckte vor, er gab geblendet einige ungezielte Schüsse ab und musste sich vor dem improvisierten Flammenwerfer zurückziehen. Trotzdem war er nicht schnell genug. Der leichte Synthetikanteil im Stoff seines Designeranzuges sorgte zugleich für faltenfreien Sitz und gute Brennbarkeit. Der Mann klopfte mit der freien Hand die Flammen auf seiner Schulter aus und sicherte nervös nach vorne und hinten. Der hinter ihm war frei, Tony Tanner war wieder verschwunden.

Der Mann kontrollierte seine Waffe, schob sich an der Wand entlang und sprang mit einer blitzschnellen Bewegung in den Abzweig. Er starrte in den leeren Gang, vernahm Bruchteile von

Sekunden später ein Geräusch von der Seite und feuerte in den schmalen Ausschnitt des Treppenganges, den er überblicken konnte. Noch während das Echo der Schüsse in dem Gang dröhnend nachhallte, blitzte eine kleine blaue Flamme auf, raste über den Boden und erfasste die Pfütze, in der der Mann stand. Bevor er zu einer Abwehr fähig war, hatten die Flammen seine Kleidung erfasst. Aus dem Treppengang sprang Tony Tanner und schleuderte eine Flasche. Sie prallte direkt vor den Füßen des Weißhaarigen auf den Boden, platzte und explodierte. Eine Feuersäule hüllte den weißhaarigen Mann ein. Die Waffe fiel ihm aus der Hand, er taumelte und drehte sich um die eigene Achse.

Im nächsten Moment fauchte der Feuerlöscher. Tony Tanner bedeckte den Mann mit weißem Schaum. Passend zur Haarfarbe. Der andere sank zu Boden. Seine Hand tastete nach der Waffe, erwischte sie mit den Fingerspitzen und zog sie zu sich. Er feuerte, aber Tony richtete den Pulverstrahl des Feuerlöschers direkt auf das Gesicht des Gegners. Dann nahm er die schwere rote Stahlflasche und schmetterte sie mit Wucht auf den Arm des Liegenden. Obwohl die Knochen deutlich hörbar zerbarsten, kam kein Laut aus dem Mund des Mannes. Tony schlug ein zweites Mal mit der Kante des Feuerlöschers zu. Dieses Mal erwischte er die Hand, prellte zugleich die Waffe zur Seite. Er nahm die Pistole, stellte sie mit dem Lauf schräg zur Wand und verbog den Lauf mit einem gut gezielten Schlag seiner neuen Lieblingswaffe.

Von der Langseite des Ganges her kamen Stimmen und Schritte. Tony sprang die wenigen Treppenstufen hinab, auf denen er sich verborgen hatte. Von oben erklang Geschrei, als der Verletzte gefunden wurde. Mit aller Kraft hämmerte Tony gegen die Eisentür des Notausgangs. Bei jedem Schlag lockerte sich der Türrahmen, schließlich fiel die Tür nach außen in einen Innenhof. Tony sprang heraus und drückte sich gegen die Wand. Er wartete, während sich sein Atem langsam beruhigte. Anscheinend

wurde er nicht verfolgt. Aber es empfahl sich nicht, den gleichen Weg zurück zu nehmen.

Tony trabte durch eine Hofeinfahrt und trat auf eine Nebenstraße. Seine Krawatte stank fürchterlich. In der Flasche, die er aus der Bar mitgenommen hatte, befand sich das In-Getränk der Saison. Es nannte sich *Whoom* und war ein albanischer Maischnaps mit der Oktanzahl von Raketentreibstoff. Kennern zufolge konnte man daraus mit Hilfe von Auberginenpüree und Bananen ein erfrischendes und anregendes Getränk zaubern. Tony hatte es vorgezogen, den Boden damit zu präparieren und den Rest als Napalmersatz zu verwenden. Aber seine Krawatte hatte auch etwas abbekommen.

Als er den Wagen in der Nebenstraße sah, wusste er, wie er die Krawatte sinnvoll entsorgen konnte. Es war eindeutig der Wagen der Weißhaarigen, der mit laufendem Motor, Schnauze in Richtung auf die Hauptstraße, wartete. Tony prüfte kurz die Lage. In der Nähe des Wagens standen drei Männer. Als ein Streichholz aufflammte, erkannte er, dass alle drei dunkelhäutig waren. Und er sah die Sweatshirts mit dem Logo eines Boxvereins.

Mit ein paar Schritten stand Tony neben dem Wagen.

»Du wirst meinen Freund nicht dreckiger Nigger nennen, du nicht«, brüllte er den Mann, der hinter dem Lenkrad saß, an. Seine sich überschlagende Stimme rollte durch die enge Straße. Die Gesichter der drei Männer wandten sich ihm zu. Tony begann wild zu gestikulieren.

»Keiner nennt meinen Freund ein dreckiges Niggerarschgesicht«, brüllte er. Der Fahrer schoss wie eine angreifende Kobra aus dem Wagen, packte Tony am Hals und drückte ihn gegen die Wand. Tony würgte unter dem harten Griff der Faust, aber er wehrte sich nicht. Brauchte er auch nicht. Hilfe nahte. Die drei Farbigen hatten sich mit schwingenden Schultern in Bewegung gesetzt.

»Hey Dude, gibt's hier ein Problem?« Man hörte den pfeffrigen Knall einer satten Ohrfeige.

Der Griff um Tony Tanners Hals lockerte sich augenblicklich. Tony ging in die Knie und tauchte zur Seite ab. Als Plan B hätte er den Fahrer noch gegen einen der drei Dunkelhäutigen rempeln können, aber auch das war nicht nötig. Die Prügelei war bereits im vollen Gange und der Fahrer schien damit eindeutig überfordert. Tony suchte den Tankverschluss, fummelte die Krawatte in die Öffnung und nutzte ein weiteres Mal sein Feuerzeug. Dann wartete er einige Sekunden, bevor er losrannte und laut die Warnung *Vorsicht, im Wagen von diesem Niggerhasser ist eine Bombe* herausbrüllte.

Er vergewisserte sich, dass auch die anderen wegrannten, bevor er in Deckung ging und das Ergebnis moderner Automobiltechnik in die Luft flog.

»Whow, ohne Krawatte und das Hemd aus der Hose, total cool«, lobte ihn Janet Baker, als er sich an der Bar neben sie setzte. Tony hatte sich in der Tat ein wenig gewandelt, denn auch seine sorgfältige Frisur hatte er unterwegs mit dem Rest des Haarsprays in einen Strubbel-Look umgewandelt.

Janet Baker drehte sich ihm zu, wobei sie zufällig ihr Knie gegen Tonys Bein stieß.

»Tony, wenn Sie so locker aussehen, gefallen Sie mir viel besser. Woher kommt diese Wandlung?«

Tony bestellte sich einen Drink und kratzte sich den Kopf mit dem ungewohnten Struwel.

»Ich habe vorhin einen Bekannten getroffen und der hat mir klar gemacht, dass ihm mein alter Look nicht gefiel.«

»Gucken Sie mal, Tony, ich habe eine Visitenkarte bekommen – und da brauche ich einen Rat. Soll ich da mal anrufen?«

Tony Tanner erkannte das Wappen der Windsors und auch den Namen des Inhabers der Karte.

»Lassen Sie besser die Finger davon ...«, knurrte er.

Der Abend wurde noch ein unerwarteter Erfolg. Tony Tanner hatte befürchtet, dass ihm der Ordnungsdienst der gastlichen Stätte auf den Pelz rücken könnte und daher den baldigen Abgang geplant. Tatsächlich geschah nichts. Nach einigem Überlegen wurde Tony klar, dass die Mitarbeiter von *Inferno MIB* eine große Routine darin besaßen, jede Form von unerfreulichem Vorkommnis sofort ohne jedes Aufsehen unter den Teppich zu kehren. Sie hatten keinerlei Interesse, das demokratisch fundierte Informationsrecht der Öffentlichkeit zu respektieren, wenn beispielsweise Miss Britney Soundso in volltrunkenem Zustand zwecks Ausführung eines Begattungsaktes mit seiner Hoheit Prinz XY in einer Toilettenkabine verschwand, sich Mister A mit Mister B eine Prügelei an der Bar lieferte oder ein Sternchen am Pophimmel im Waschraum mal wieder eine Linie Kokain einzog.

Dezenz war ebenso Geschäftsprinzip wie Überlebensnotwendigkeit. Tony Tanner wusste Dezenz schon immer zu schätzen - und in diesem Fall noch mehr als sonst.

Janet Baker schien Energiereserven zur Verfügung zu haben, die Tony entweder nie besessen oder irgendwann in seinem bisherigen Lebenslauf verbraucht hatte. Sie probierte einige Dutzend Drinks durch, schleifte Tony samt seinem auf wundersame Weise genesenen Fuß auf die Tanzfläche und redete während all dieser Aktionen, ausgenommen vielleicht die wenigen Sekunden, in denen sie ihr Getränk schluckte, wunderbar oberflächlichen und hinreißenden Blödsinn.

Schließlich bemerkte Tony bei seiner reizenden Begleiterin erste Verschleißerscheinungen. Sie bekam Grübchen auf den Wangen und ihre Augen wurden noch größer, wenn sie mit geschlossenem Mund versuchte, ein Gähnen zu unterdrücken. Tony fand den Anblick ungeheuer niedlich, was einer der Gründe war, warum er nicht auf diese Anzeichen reagierte, wie es einem

Herrn angemessen gewesen wäre. Der andere Grund bestand in blanker Bosheit und dem Bedürfnis, ihr zu zeigen, dass er länger durchhalten konnte. Was aber nicht stimmte. Er sehnte sich schon seit Stunden ganz spießbürgerlich nach seinem Bett.

Inzwischen war der Samstag schon ein gutes Stück vorgerückt.

Tony blickte sich um und sagte versonnen zu Janet Baker: »Ist schon ziemlich ruhig geworden hier.«

Tatsächlich ähnelte die Stimmung immer noch einer ausgelassenen Abiturfeier, was aber im Vergleich zu den Höhepunkten der ersten Nachmittagsphase fast schon klösterlich meditativ wirkte.

Jetzt hielt Janet es für angemessen, ihr Gähnen offen zu zeigen - natürlich von einem gut erzogenen Händchen verdeckt. Und Tony hielt es für eine gute Idee, dieses Zeichen angemessen zu deuten.

Im Taxi schlief sie ein, rutschte auf seine Seite, und ihr Kopf lag an Tonys Schulter. Ihr Haar kitzelte seine Wange. Er spürte den Druck ihres Körpers, der sich bei jeder Bewegung des Wagens verstärkte, seine Wärme, seine Weichheit, den Duft ihrer Haut. Als das Taxi vor einer Ampel hielt, seufzte sie, murmelte etwas mit heißem Atemhauch in sein Ohr und drückte sich noch näher an ihn. Sie schmiegte sich an, als wäre er genau die Form, in die einzufließen ihr Körper sich schon immer gesehnt hatte. Jetzt war es nicht einfach nur ein Effekt ihrer Müdigkeit, sondern etwas Gewolltes, mehr noch, ein Signal.

Tony war wieder hellwach. Sein Puls raste. Er hatte nicht verstanden, was sie sagte, aber er glaubte es zu ahnen. Vielmehr ergänzte seine Vorstellung die unverständlichen Worte auf eine Art und Weise, die sein Rückgrat kribbeln ließ.

Der Fahrer lenkte den Wagen an den Straßenrand.

»Sind wir da?«

»Die angegebene Adresse, Sir!«

Beim Klang der beiden Stimmen regte sich Janet Baker, aber Tony musste sich noch einige Male entschieden räuspern, bis sie erwachte. Gähnend drückte sie sich von seiner Schulter ab, eine kräftige und dabei seltsam intime Berührung und setzte sich auf.

»Oh, wir sind da«, sagte sie.

»Soll ich warten?«, kam die Frage vom Fahrer.

Tony zögerte keine Sekunde: »Warten Sie bitte, ich bringe die Dame nur kurz zur Tür.« Und während er noch sprach, beschimpfte ihn eine Stimme in seinem Inneren mit *Idiot, Feigling, Schlappschwanz* und ähnlichen Nettigkeiten, die zum Teil nicht zitierfähig sind.

Er half Janet Baker aus dem Wagen und begleitete sie die wenigen Schritte zur Haustür. Dort wartete er und sah zu, wie sie in ihrer Tasche nach dem Schlüssel suchte. Sie schien ein wenig vor Müdigkeit zu wanken, plötzlich lehnte sie sich an ihn und er spürte erneut ihren Atem an seinem Ohr.

»Sie können das Taxi immer noch wegschicken, Tony«, flüster- te sie.

Tonys Stimme quälte sich durch einen dicken Kloß in seinem Hals hindurch.

»Man sollte nichts überstürzen«, antwortet er rau und fügte dann noch hinzu: »Ich danke für diesen wunderschönen Abend.«

Dabei dachte er: *Wenn Sie jetzt nur noch eine Andeutung macht, dann hat sie mich um den Finger gewickelt.*

Aber Janet stellte sich nur auf die Zehenspitzen, hauchte ihm einen Kuss auf die Wange und flüsterte: »Ich habe zu danken. Und im Übrigen - ich nehme auch Schuldscheine, wie gesagt.«

Damit wandte sie sich der Tür zu, fand sofort das Schloss und verschwand. Tony sah, wie das Licht im Treppenhaus anging. Er trat einige Schritte zurück, legte den Kopf in den Nacken und beobachtete die Fassade. Hinter ihm tuckerte der Motor des Taxis. Es roch nach Dieselabgasen. Ein helles Viereck wurde aus der dunklen Hausfassade gestanzt.

Da also wohnte sie. Tony wandte sich ab und stieg in das Taxi. Was war das eben? Wollte er wissen, wo sie wohnt oder wollte er sich nur vergewissern, dass sie tatsächlich sicher in ihrer Wohnung angekommen war, oder wollte er den Abschied noch für eine kurze Zeit herauszögern?

Tony strich sich über die Wange und führte verstohlen die Fingerspitzen an die Nase. Da war Janets Duft, als stünde sie noch vor ihm. Er schloss die Augen und sog ihn tief ein, wie ein Ertrinkender, der noch einmal Luft schnappen kann.

Die Vorstellung kam ihm, das Taxi zurückzuleiten und bei Janet Sturm zu klingeln. Irgendetwas würde ihm schon einfallen, irgendein romantischer Unsinn, warum er nicht sofort mitgekommen war. Rosen. Das war es! Er musste jetzt irgendwo Rosen besorgen und das könnte seine Erklärung sein, warum er nicht sofort mit ihr gegangen war. *Ich wollte das Lager unserer ersten Liebe mit tauigen Rosenblättern decken ...*

Verdammt, verdammt, verdammt - Tony Tanner, du knallst durch. Er zwang sich zu der Vorstellung von zerquetschten Rosenblättern, die an seinem schwitzigen Hintern kleben wie eine nicht abgerissene Verpackung und musste in sich hinein kichern. *Zum Teufel mit allen Weibern*, sagte er sich und ließ in diesem inneren Monolog eine grobe Diktion walten, die er sich normalerweise nicht zu erlauben pflegte. *Zum Teufel mit ihnen allen, mit denen, die wir nicht haben können und vor allem mit denen, die wir haben könnten. Das sind die Schlimmsten.* In diesem Moment sah sich Tony Tanner im Garten Eden sitzen, zusammen mit Adam und der Pillbury-gesichtigen Schlange, Bier trinken und frauenfeindliche Witze reißen, während Eva im Hintergrund einen unbeachteten Feigenblattstrip nach dem anderen hinlegte.

Obwohl die Müdigkeit in Wellen auf ihn einbrandete und Tonys Nackenmuskeln weich wurden, sodass sein Kinn auf die Brust sank, ließ er das Taxi zwei Straßen vor seiner Wohnung anhalten und ging den restlichen Weg zu Fuß. Bevor er sich zum Schlafen legte, musste er erst einmal seine Gedanken sortieren -

diesen chaotischen Brei aus traniger Ermüdung, durch den einige Vorstellungen zappelten wie Kaulquappen in Gelee.

Es war ein amüsanter Abend gewesen, sagte sich Tony mühsam grinsend. Er hatte einem Fremden den Arm und die Hand gebrochen, eine Dose Haarspray geklaut, einen Nebenerwerb von Doc Grands entdeckt, seine Frisur versaut, eine Krawatte gegen ein Auto getauscht und nicht mit Janet Baker geschlafen. Letzteres erschien ihm jetzt als das Köstlichste von allen.

Wie mochte Lucille diesen Abend verbracht haben? Diese Frage hatte seit vielen Stunden am Rande seines Bewusstseins gelauert und trieb nun wie ein Eisberg mitten in seine Gedanken, um alle Ausflüchte zerschellen zu lassen.

Wo mochte sie jetzt schlafen? - Falsche Frage, ganz falsche Frage!

Die richtige Frage musste lauten: Mit wem mochte sie jetzt schlafen? In wessen Arme schmiegte sie sich in diesem Augenblick, wessen Haut lag unter ihren sanften Fingern, wessen Atem spürte sie in diesem Moment?

Es gab Tony eine schmerzhaft Befriedigung, in diesen Vorstellungen zu wühlen. Er bog in seine Straße ein, fröstelte in der Kälte, die sich nun zwischen Nacht und Morgen breitmachte. Es wäre besser gewesen, sich auf Janet Baker zu stürzen wie ein Tier. Er hätte es mit ihr treiben sollen, in allen Stellungen, die das Kamasutra und die Flexibilität seiner Extremitäten erlaubten und am Montag sollten sie dann heiraten. Die Ehe hätte gute Chancen auf Erfolg - eine Frau, die raffiniert genug ist, um den Mann ihre Überlegenheit nicht spüren zu lassen und ein Mann, der höflich genug ist, um seine überlegene Intelligenz nicht zu offenbaren ... außerdem verschlief man schon ein Drittel des gemeinsamen Lebens, was sollte da noch schief gehen?

Jedenfalls schien das zurzeit die einzige Möglichkeit für Tony, Lucille Chaudieu aus dem Kopf zu bekommen. Alleine die Vorstellung bereitete Tony schmerzhaftes Vergnügen: Zufällige Be-

gegnung auf irgendeinem Flughafen und *Hallo Lucille, darf ich dir meine Frau vorstellen?* - *Janet, das ist Mademoiselle Chaudieu, eine entfernte Bekannte von früher.* Und dann Janet, diese Zuckermaus, dieser Hingucker, dieses Ausrufezeichen hinter allen Männerträumen. Süßer konnte Rache doch wirklich nicht sein.

Hinter sich vernahm Tony ein kratzendes Geräusch. Er fuhr herum und starrte auf die schwach beleuchtete Straße. Nichts Auffälliges war zu entdecken. Die Häuser stemmten sich dunkel gegen den Himmel, an dem noch kein Schimmer erkennbar war, die Autos warteten ergeben am Straßenrand, Lack und Scheiben von trüber Feuchtigkeit bedeckt, welche die Laternen als matte Flecken widerspiegelte.

Nachdem Tony eine Weile gelauscht hatte, setzte er seinen Weg fort. Ohne es zu wollen, beschleunigte er seine Schritte. Ihr Echo trommelte einen nervösen Rhythmus durch die Stille. Sein Schatten schlich sich von hinten an ihn heran, erwischte ihn jedes Mal bei einer Laterne und lief ihm eilig voraus, bis er vor den Dunkelstellen, die die Grenzen zweier Laternenreiche markierten, zurückschrak.

Da war es wieder! Tony erstarrte in der Bewegung, zog den Kopf ein, lauschte. Irgendetwas schabte über den Boden, kroch, schob sich vorwärts. Irgendetwas Schweres regte sich, war erwacht und bewegte sich nun. Tony schüttelte die Bilder ab, die sich ihm aufdrängten. Er sah für einen Moment schwere Leiber, monströs und aufgequollen, die sich in seine Richtung schoben.

Seine Füße begannen zu rennen. Bis zur Haustür waren es nur noch wenige Meter. Tony erreichte sie und zog den Schlüssel hervor. Dann erstarrte er wieder. Direkt vor ihm hob sich der Deckel eines Kanalschachtes und wurde dann zur Seite geschoben. Eine Gestalt schob sich durch die Öffnung, wuchs, wurde größer, stand auf der Straße und zog den Deckel in seine ursprüngliche Position zurück. Ein stinkendes Monster, in Lumpen gekleidet, krummbeinig, bucklig, dickbäuchig.

Es trottete auf Tony zu und bleckte die Zähne.

»Griessä!«

Stalka.

Tony starrte ihn mit offenem Mund an. Er war sicher zu träumen. Dieser Tag war gar nicht wahr gewesen. Die Tatsache, dass sich eine wunderschöne junge Frau an ihn gedrängt hatte, dass er einem Mann die Hand zertrümmert hatte, waren allenfalls als Ereignisse eines Nachtgesichtes zu erklären. Der Gestank nach Kloake, fadem Waschwasser und Ammoniak, der um Stalka wie eine bräunliche Aura lag, war fürchterlich real. Also musste auch der Rest real sein - irgendwie.

»Hallo«, bemühte sich Tony Tanner um die Mindestform einer Begrüßung.

Er fragte sich selbst, ob er unter Schock stand. Die Wahrscheinlichkeit dafür war hoch.

»Hahn Fürdich«, erklärte Stalka. Und bevor Tony sich dagegen wehren konnte, hatte ihm Stalka ein schweres Paket aus nassem Zeitungspapier in die Hand gedrückt. Im trüben Licht der Straßenlaterne sah Tony, wie sich zwischen seinen Fingern eine gelbliche Brühe aus dem Papier drückte und auf den Boden triefte. Er schaute auf das Papierknäuel und dann auf Stalka, der ihn erwartungsvoll angrinste. Dann ließ Tony den Blick über Stalkas Lumpen gleiten und sah drei Rattenschwänze aus der Tasche der Joppe hängen. Schlagartig machte sich sein Mageninhalt auf und brannte in der Speiseröhre, während Tony ein pelziges Gefühl auf der Zunge hatte.

Was in aller Welt war ein Fürdich? Tony Gedanken purzelten übereinander, er versuchte, sich an das zu erinnern, was er von der seltsamen Sprache der Olmsen gelernt hatte. Fürdich war etwas Für dich, Stalka hatte ihm also ein Geschenk mitgebracht.

Tony hob das Paket, aus dem es noch immer uringelb tropfte.

»Sehr freundlich, vielen Dank«, sagte er lahm. Es musste ir-

gendetwas mit diesem Geschenk auf sich haben. Etwas, das nur Stalka ihm erklären konnte.

Außerdem gehörte es sich einfach, einen alten Kumpel, den man vor der Haustür getroffen hat, in seine Wohnung zu bitten. Egal, wie sehr er stinkt. Misses Tanner wäre in diesem Moment sehr stolz auf ihren Tony gewesen.

»Ähm ... willst du nicht mal hochkommen zu mir?«, fragte Tony und versuchte, den Zweifel in seiner Stimme zu überspielen. »Ich habe auch Schokolade«, fügte er hinzu.

Stalka grinste wieder, dass man seine starken Zähne, gelb und schwarz, sehen konnte.

»Hasn Schoki?«, suchte er nach Bestätigung.

»Klar doch, sicher, für einen Kumpel habe ich immer Schokolade.«

Tony Tanner hatte insgesamt etwa 25 Kilo Schokolade in seinen Schränken. Gekauft, um sich den Frust direkt nach seiner Ankunft in London von der Seele zu fressen. Nach der ersten Tafel war ihm schlecht gewesen, außerdem war ihm beim Gedanken an Lucille der Appetit vergangen und die Gnade der Eitelkeit hatte ihn davor bewahrt, sich um zwei Konfektionsgrößen zu verbreitern.

Tony schloss die Tür auf und drückte das Licht im Treppenhaus an. Obwohl die Beleuchtung nicht besonders hell war, zuckte Stalka zurück. Seine Pupillen wurden zu winzigen Punkten und er hielt mit einem leisen Wimmern die Hand vor das Gesicht.

»Macht nichts«, erklärte Tony, »ich finde den Weg auch im Dunkeln. Wir warten, bis das Licht wieder ausgeht.«

Während der drei Minuten malte er sich aus, was geschehen würde, wenn ihn eine seiner Nachbarinnen mit seinem Olmsenkumpel auf der Treppe erwischen würde. Wahrscheinlich hätte er dann einen Prozess wegen fahrlässiger Tötung am Hals, denn da Tonys Nachbarn alle weiblich waren - zumindest würde das

ein Anatom von ihnen behaupten - und alle mindestens hundert Jahre alt, waren sie auf den Anblick eines Olmsen im Treppenturm eines gutbürgerlichen Mietshauses in London nicht vorbereitet.

Mit einem Plink verlosch das Licht.

»Gehen wir«, sagte Tony und tastete sich vor.

»Wasn das? Falscher Boden«, maulte Stalka und tastete neben Tony über eine Stufe.

»Das nennt man Treppe. Darüber kann man gehen.«

»Träppä? Isn Komischding.«

Trotz seiner Skepsis humpelte Stalka neben Tony die Treppe hoch bis zu dessen Wohnung. Tony seufzte vor Erleichterung, als er die Wohnungstür hinter sich schließen konnte. Dann führte er Stalka in das Esszimmer und schaltete das Licht in den angrenzenden Zimmern an, sodass es gedämpft in den Raum fiel - nicht zu viel für Stalka und nicht zu wenig für Tony. Das Papierpaket warf er in die Badewanne. Als es mit einem satten Flatsch auf das weiße Email plumpste und gelbe Flüssigkeit umherspritzte, gab es einen unerwarteten metallischen Klang.

Bisher war Tony der Überzeugung gewesen, dass Stalka ihm nasse Zeitungen schenken wollte. Jetzt erkannte er, dass sein Freund aus dem Kanal das eigentliche Geschenk mit einer Verpackung versehen hatte. Ein wenig gerührt wusch sich Tony die Hände und bereitete sich darauf vor, das Geschenk auszupacken.

Zugleich erinnerte er sich daran, wie er zuletzt mit Francine in dieser Wanne gelegen hatte - in einem duftenden Schaumbad, mit Schmusemusik, Champagner und Kerzenschein. Bei der Gelegenheit hatte Tony festgestellt, dass Francine hochging wie eine Rakete, wenn man ein wenig an ihren Zehen herumlutschte. Was Tony nicht schmergefallen war, denn Francine hatte ausnehmend schöne Zehen an ausnehmend schönen Füßen, wie sie an sich ein ausnehmend schönes Wesen war. Ja, und so herrlich unkompliziert auf eine Weise. Nur ein wenig mit der Zunge an

ihren Zehen gespielt und sie stieß ihr herrliches gurgelndes Lachen aus, in das sich das erste Seufzen der Erregung mischte und man hatte das, wofür sich andere Kerls auf frauengestaltigen Kartoffelsäcken zwanzig Minuten abrackern müssen.

Warum fiel ihm das eigentlich jetzt ein? Weil er herausfinden wollte, ob Janet Baker auch so reagierte? Oder Lucille? Oder weil er notgeil war? Oder weil er ein paternalistisches Macho-Schwein war, dessen Schniedelwutz sich mal wieder in sein mickriges Herrschaftsdenken eingeschaltet hatte?

Die Frage blieb unbeantwortet - so richtig wirklich interessierte Tony Tanner die Antwort sowieso nicht. Tony wollte sich mit einem sehnsuchtsvollen Seufzer seinem Gast widmen, als neben ihm der Klosettdeckel klapperte. Stalka hatte sich zu Tony gesellt und steckte höchst erkundungsfreudig den Kopf in die Schüssel. Das schlürfende Geräusch machte klar, dass er das Wasser kostete, dann tauchte sein grauer Kopf wieder auf und er hielt Tony den grünen Toilettenstein entgegen.

»Wasn das?«

Die Erklärung befriedigte ihn nicht so ganz, vor allem schien er Tonys Selbstbezeichnung, dass dieses Zeug ja eigentlich sehr unökologisch und hochgiftig sei, nicht zu akzeptieren. Bevor Tony etwas dagegen tun konnte, fuhr eine graue Zunge über den triefenden Stein und Stalka schnalzte kennerhaft.

Das Geschenk von Tonys Komplettvorrat an unökologischen Toilettenduftsteinen nahm er mit der Gelassenheit des Gastes, der seinen Wert kennt an. Er steckte das knisternde Plastikpaket zu seiner Wegzehrung an Ratten und lutschte derweil den ersten Stein.

Tony war hin und hergerissen, ob er das Richtige getan hatte. So viel Chemie konnte auch einen Olmsen umbringen und was sollte er dann mit den sterblichen Überresten tun? Aber Stalka rülpste nur nilpferdmäßig und kratzte sich seine kurzzeitig giftgrüne Zunge. Dann deutete er auf die Badewanne.

»Musse wegmachn«, verlangte er.

»Klar doch, gleich, bin schon richtig gespannt. Aber erst mal kriegst du eine Schokolade.«

Damit war Stalka einverstanden. Er folgte Tony ins Esszimmer und wurde mit zehn Kilo Schokolade zurückgelassen. Tony zog inzwischen Gummihandschuhe an und zog Papierschicht und Papierschicht ab, die er dann einzeln durch das Klosett spülte.

Zuletzt blieb ein längliches Ding übrig, das sein wahres Aussehen erst offenbarte, als Tony mit dem heißen Duschstrahl eine graue Pampe weggespült hatte.

Erstaunt betrachtete er den glänzenden schmalen Stab, der im unteren Drittel gebogen war.

Er bestand aus Gold, hatte ein ganz erstaunliches Gewicht und war mit fein ziselierten Schlangemotiven verziert. Als Tony sich diese Schlangen genauer anschaute, erkannte er, dass sie alle geflügelt waren. Obwohl er kein Experte war, glaubte er doch, einen typisch indianischen Stil erkennen zu können. Das gebogene Ende lief in einem unglaublich dünnen Draht aus. Mit einem plötzlichen Anfall von Ekel entdeckte Tony Spuren von Blut und Haaren.

Was war das für ein Ding?

Stalka konnte ihm eine Erklärung geben. Aber Stalka war verschwunden. Wie betäubt schaute sich Tony in seinem Esszimmer um. Keine Spur von dem Olmsen.

Dann hörte er es aus dem Wohnzimmer knacken. Das typische Geräusch, mit dem eine Dreihundert Gramm-Tafel Vollmilch-Nuss von mittlerer Qualität zerteilt wird.

Stalka saß unter dem Tisch und hatte auf der einen Seite die Decke so weit heruntergezogen, dass sie bis zum Boden reichte und eine Art von halber Höhle bildete.

Tony musste lächeln. Das war eben die Umgebung, in der sich Stalka wohlfühlte. Er holte sich ein Polster von einem Sessel und setzte sich zu Stalka.

Bevor er den Mund öffnen konnte, um nach der Herkunft des seltsamen Stabes zu fragen, kam ihm Stalka mit einer weitaus drängenderen Frage zu vor.

»Hassn Schoki?«

Tony hatte und er spendierte Stalka sogar eine Zweiliterpackung Walnusseis. Der Olmsen ließ den Plastikbehälter erschrocken fallen und schaute ihn entgeistert an.

»Wasn das«, fragte er verblüfft. »Dassn Schreckding.«

»Das ist Eis«, beruhigte in Tony. »Es ist kalt.«

»Wasn kalt?«

Klar, wer in der Kanalisation lebte, konnte mit dem Begriff Kälte nichts anfangen. Dort herrschte auch im Winter eine dumpfe Wärme. Also gab Tony grinsend Nachhilfe und hatte die Freude, dass sich sein Geschmack und der seines Kumpels Stalka zumindest beim Thema Eis deckte.

»Isn Leckerschmeck«, bestätigte Stalka und kratzte mit seinem krallenartigen Finger den Rest Eis aus der Packung. Dann kam seine inzwischen wieder graue Zunge zum Einsatz.

»Bei uns is gutnich«, erzählte er plötzlich und griff nach der letzten Eispackung. »Sin Oberste da un de Spakkenboiz un de Miesen. Gutnich. Olmse müssn vorsichtn, wenn nich, sin se wech.«

Obwohl Tony sich in der Bevölkerung der Kanalisation nicht auskannte, hatte er das Gefühl, jemand würde mit einem Stück Eis sein Rückgrat entlang fahren. Zu deutlich erinnerte er sich an seinen eigenen Ausflug, an die Enge, den Gestank, vor allem an die furchterregenden Gestalten, die unter den Füßen der Londoner Bevölkerung ihr Revier hatten. Obwohl - wirklich gesehen hatte Tony sie ja nie. Aber er hatte sie gehört und war in ihrer Nähe gewesen und das reichte ihm aus, um eine fundierte Meinung zu bilden.

»Sind welche von euren Leuten verschwunden?«

Stalka grinste. »Olmse sin dummnich. Aber vorsichtn müssma.

Keine Kinnern draußn. Is gutnich.«

Statt einer Frage hob Tony den goldenen gebogenen Stab. Er zitterte leicht in seiner Hand. Der Ring an Tonys Hand schien seine Farbe verändert zu haben, aber das konnte auch von der Beleuchtung kommen.

»Warn de Spakkenboiz«, erzählte Stalka und deutete mit einer Schokoladentafel auf den Stab, während er mit der anderen Hand noch eine Eispackung hielt. »Hamse von de Oberste ...« Hier spreizte Stalka zwei Finger ab, »inne Welt gebracht.«

Also, übersetzte Tony Tanner für sich, zwei Normalmenschen waren von irgendwelchen Typen, die Stalka als Spakkenboiz bezeichnete, in die Kanalisation entführt worden, in *die Welt* aus der Sicht der Olmsen.

»Lebten die zwei noch?«

»Warn steif. Ham de Spakkenboiz Kopp mitgenomm.«

»Was haben sie?«

»Kopp mitgenomm.«

»Sie haben den beiden Kerlen die Köpfe abgehauen und haben die Köpfe mitgenommen?«

Es dauerte eine Weile, bis Stalka Tonys Frage verstanden hatte. Dann nickte er eifrig. Er gab eine recht aufregende Erzählung davon, wie er den Spakkenboiz durch die Kanäle gefolgt war.

»Hamm de Spakkenboiz n Kopp gekleint un n Komischding mitgenomm. Sin de Miesen gekomm un de Spakkenboiz sin wech. Stalka hamm Kopp wo da war mitgenomm un Komischding genomm.«

»Das hier?« Tony hob noch einmal den Goldstab. Wieder zitterte seine Hand.

»Dieses Ding ... stammt ... aus einem Kopf?«

Stalka tippte sich mit dem Finger auf seinen kahlen, gründigen Hinterkopf.

»Warn Haare drum«, erklärte er dann noch.

Zu Tonys Glück fand sich noch so etwas wie ein Magenbitter in seiner Wohnung. Er wusch sich mehrmals die Hände und wi-

ckelte den goldenen Stab in Papier.

So viel war klar - ein Stalka log nicht. Wahrscheinlich wäre er dazu gar nicht in der Lage gewesen. Und selbst wenn. Tony war sicher, dass Stalka ihn, Tony, niemals anlügen würde. Also stimmte die Geschichte. Und es gab auch keine Chance, sie misszuverstehen. Irgendwelche Menschen, genauer Männer, das hatte Tony inzwischen auch noch erfahren, liefen mit so einem Stab am Hinterkopf herum. Die Vorstellung war völlig bescheuert. Was sollte das? War das eine neue Art von Schmuck? Irgendein technisches Gerät?

Jedenfalls schienen sich dafür Personen von nicht zu überschätzender Skrupellosigkeit zu interessieren. Tony war zu müde, um seine Gedanken zu ordnen. Aber selbst ihn hellwachem Zustand wäre ihm diese ganze Angelegenheit ein Rätsel geblieben.

Es war nichts als ein kurzer Blick auf eine Welt voller Absurdität, die sich selbst aber wichtig genug nahm, um Menschenleben keinen Wert beizumessen. Vielleicht war es das Universum, das Tony Tanner inzwischen schon kennengelernt hatte, in dem er um sein eigenes Überleben kämpfen musste. Oder es war eine andere Welt oder es war ein Ausschnitt derselben Welt, aber wenn es so war, gab es dann einen Zusammenhang?

Stalka bemerkte, dass Tony sich mit solchen Fragen vergeblich quälte.

»Wenn is gutnich bei de Oberste, kommsse inne Welt. Genwarum un könn lachn.«

»Danke Stalka«, sagte Tony, »es ist gut, wenn man einen Freund an der richtigen Stelle hat.«

Die Morgendämmerung überzog den Himmel mit einem müden Grau, als Tony auf der Straße stand und zuschaute, wie der Kanaldeckel von innen wieder in seine Position geschoben wurde. Dort verschwanden die restlichen sieben Kilo Schokolade,

seine Toilettensteine, diverse Sanitärreiniger und ein Küchenmesser.

Tony fröstelte.

Als er die Tür seiner Wohnung öffnete, hörte er, wie in der unteren Etage jemand in das Treppenhaus trat.

»Was stinkt denn hier so?«, keifte eine nur allzu bekannte Stimme. »Da muss ein Sanitärrohr geplatzt sein. Wahrscheinlich bei dem jungen Kerl von oben.«

Leise schloss Tony die Tür. Seine Nachbarin hatte nicht so ganz Unrecht. Seine Wohnung stank so, als hätte eine ganze Kompanie in jede Ecke gepinkelt. Stalkas Aroma war auch durch heftigen Durchzug nicht so schnell aus Tonys vier Wänden zu vertreiben.

Nach einer kurzen Überlegung raffte Tony einige Sachen zusammen und rief ein Taxi.

Er hatte beschlossen, seine Eltern zu besuchen.

Natürlich waren die Zugverbindungen katastrophal und so stand ein völlig übermüdeter Tony Tanner erst gegen Mittag vor dem Haus und klingelte Sturm.

Niemand öffnete und er fürchtete schon, seine Eltern wären verreist und er müsste erst einmal auf der Türschwelle einige Stunden schlafen, um einigermaßen auf die Beine zu kommen und die Rückreise anzutreten.

Dann hörte er ein Poltern aus der Garage im Garten und folgte dem Geräusch. Es war die Stimme seines Vaters, die hinter dem grün gestrichenen Holztor sehr sorgfältig einen kuriosen Fluch auf sagte. Zu sehen war im Inneren der Garage allerdings nur ein aufgebocktes Auto, unter dem zwei dürre Beine im ölverschmierten Blaumann hervorragten.

»Seit wann versuchst du Schrottautos zu heilen?«, sagte Tony laut.

Das knirschende Geräusch verstummte und die Beine verschwanden. Dafür tauchte der Kopf seines Vaters auf der ande-

ren Seite der Karosserie auf.

»Das ist kein Schrottauto, du unverschämter Bengel«, erklärte Dr. med. John Tanner. »Das ist ein 52er Frog-Eye Healey mit der 2,5er-Maschine.«

»Oh, Verzeihung, wie konnte ich das nur übersehen.«

»Außerdem ...« John Tanner stand auf, wischte sich die ölverschmierten Hände mit einem ebenso ölverschmierten Lappen ab und betrachtete dabei Tony ernsthaft und penibel von allen Seiten. Tony entging allerdings nicht, dass sich die Mundwinkel seines Vaters boshaft kräuselten.

»Außerdem kenne ich Sie nicht. Eine leichte Ähnlichkeit mit meinem verschollenen Sohn wird Ihnen weder Obdach noch Nahrung in diesem meinem Hause verschaffen, dazu bedürfte es eingehenderer Identitätsbeweise.«

»Wo ist Mama?« Tony war zu müde, um die Sarkasmen seines Vaters wirklich zu genießen.

»Spielt die Großmutter und ist mit dem Kleinen unterwegs.«

»Welchem Kleinen?«

»Dem erstgeborenen Sohn deiner ehemaligen Lebensgefährtin Francine. Sag mal, leidest du unter Demenz, oder bist du ein Genie in der Realitätsverdrängung?«

»Bin nur ein wenig müde.«

»Wohl um die Häuser gezogen?«

»Das auch.«

»Mmmhh.« John Tanner klopfte eine Tablette aus einem Röhrchen, zerbröselte sie zwischen seinen Handflächen und knete seine Finger in dem Brei. Danach wusch er sich die Hände in dem kleinen Waschbecken, das seit Urzeiten in der Garage vorhanden war. Tony erinnerte sich, dass seine ersten Selbstversuche mit Alkohol über diesem Waschbecken geendet hatten. Es war ziemlich schwer gewesen, nachher die Bröckchen durch das Sieb zu bekommen.

Die Bewegungen seines Vaters hatten routinierte Leichtigkeit. Er säuberte sich hier die Hände mit denselben Gesten, wie er es

in seiner Praxis tat. Dann trat er an Tony heran.

»Abgesehen von deinen sehr kleinen Augen siehst du gar nicht schlecht aus. Mehr in den Schultern und weniger in der Hüfte. Deine Mutter wird einen Schreikrampf bekommen, wenn sie dich sieht.«

»Warum das denn?«

»Weil sie Männer ab einem bestimmten Alter nur mit Rettungsring um die Hüften ertragen kann. Das ist dieser weibliche Urinstinkt zur Domestikation des Mannes. Sag mal, du bist nicht zufälligerweise gekommen, um Francine zu heiraten?«

»Eigentlich hatte nicht daran gedacht.«

Mit einem ergebenen Seufzen schälte sich John Tanner aus dem Blaumann. Darunter kamen ein verschossener Pullover mit Lederflecken an den Ellbogen und eine ausgebeulte Cordhose zum Vorschein. Der Modegeschmack seines Vaters hatte sich nicht geändert.

Jetzt erst wurde Tony bewusst, dass er immer noch mit seinem Köfferchen in der Hand dastand. Es gab ihm einen Stich ins Herz. Er kam sich vor wie ein ungebetener Gast. Am liebsten wäre er auf der Stelle umgekehrt.

Aber da stand sein Vater vor ihm und klopfte ihm in einer angedeuteten Umarmung auf die Schultern.

»Schön, dass du da bist, Tony. Wie lange kannst du bleiben?«

»Morgen muss ich zurück.«

»Schade.« John Tanner zog einen Hausschlüssel aus der Tasche, während sie über den Rasen zum Haus gingen.

»Es ist nämlich so«, erklärte er, »dass hier das Matriarchat ausgebrochen ist. Der einzige Ausgleich für mich in all dieser wunderbaren Welt des lebendigen Wachstums, voller Windeln, Erdbeermarmelade und neuer Tulpensorten besteht im nekrophilen Schrauben an mechanischen Auswüchsen der westlichen Zivilisation.«

»Du könntest ja eine Männergruppe im Dorf gründen.«

»Wir haben eine Männergruppe. Was meinst du, wie viele Männer an diesem Teil in der Garage schon geschraubt haben. Willst du was essen?«

»Wäre nicht schlecht. Aber ich glaube, ich muss auch ein wenig schlafen.«

»Alles klar, Tony. Mal sehen, ob wir noch was im Schrank haben.«

Im Garten erklang ein unangenehmes Geräusch, laut und anhaltend, als würde eine Maschine laufen.

John Tanner verdrehte die Augen.

»Komm, bringen wir es hinter uns.«

Von seiner Mutter sah Tony nur die Hinterpartie, denn sie beugte sich über einen Kinderwagen, machte *Schschsch* und tatsächlich verstummte der Lärm. Tony verspürte die Hand seines Vaters auf der Schulter, die ihn vorwärts schob. Er blickte in den Wagen. Dann lief er puterrot an.

»Wie kommt dieses Balg dazu, meinen Mister White vollzusabbern?«, sagte er empört.

Seine Mutter fuhr erstaunt herum und wedelte mit den Händen, wobei sie wieder *Schschsch* machte.

Tony ließ sich nicht bremsen.

»DAS ist MEIN Mister White«, knirschte er wütend. »Und niemand, ich wiederhole niemand, außer mir, hat das Recht, Mister White zu halten, mit ihm zu knutschen oder ihn vollzuseibern.«

Damit und trotz aller Bemühungen seiner Mutter griff Tony zu und rettete Mister White, das gedemütigte Kuschelbärchen, aus dem Klauen des Säuglings.

Das Kichern von John Tanner ging in dem wieder aufklingenden Lärm unter. Zusammen mit Tony, der sein Köfferchen in der einen, den einst weißen Teddy in der anderen Hand hielt, ging er zum Haus zurück.

»Früher hast du keinen Mittagsschlaf gebraucht.«

Die Stimme, süß und doch mit Spott gewürzt, holte Tony aus einem leichten Schlummer, in dem er gerade im Traum mit Lucille Chaudieu im Central Park saß und den Zungenkuss aus einem Film nachspielte.

»Und dieser Teddy. Wirklich niedlich, Tony. Darf ich ein Foto machen?«

Mühsam schob Tony ein Augenlid in die obere Position. Er hatte vielleicht gerade mal zwei Stunden auf dem Sofa im Flur gelegen und das war in etwa ein Zehntel dessen, was er an Schlaf brauchte.

Trotzdem hatte sich in Tony Tanner eine Haltung entwickelt, die er selbst nicht so ganz verstand. Es war eine eisenharte Routine der Bereitschaft und ständiger Aufmerksamkeit. Daher gelang es ihm auch jetzt, die Situation mit der Lässigkeit eines Ozeanriesen durchzustehen, der von einer Zwanzig-Meter-Welle provoziert wird.

»Das ist kein Teddy«, erklärte er gelassen und schloss das Auge wieder. »Das ist Mister White.«

Damit schob er die Füße vom Sofa, rieb sich mit gesenktem Kopf die Augen und stand auf.

»Hey Francine.«

Er tappte an ihr vorbei Richtung Badezimmer. Als er die Tür verschlossen hatte, vollführte Tony einen kleinen Kriegstanz zusammen mit Mister White. Er hatte Francine nicht einen einzigen Blick gegönnt.

Nach einer Waschung mit eiskaltem Wasser und dem, was John Tanner einen medizinischen Kaffee nannte, war Tony soweit klar im Kopf, wie es bei der Situation überhaupt möglich war.

Francine ließ Tony und seine Eltern für eine Weile allein. Obwohl weder Temperatur noch Wetter noch Jahreszeit dazu einluden, hatte Tonys Mutter darauf bestanden, den Kaffee in dem

kleinen Gartenhaus einzunehmen. Tony war das nur recht. Dieses Gartenhaus war sein Fort gewesen, seine Burg, sein Chefbüro, sein Gerichtssaal, nicht zu vergessen sein Folterkeller und seine Hinrichtungsstätte. Seine Laune besserte sich deutlich, als er in dieser Umgebung war, zumal seine Mutter bei ihm Abbitte leistete, weil sie Mister White unautorisiert weitergegeben hatte.

»Ich wusste doch nicht, dass er dir so am Herzen liegt, Tony«, entschuldigte sie sich.

»Du solltest wissen, dass ich nach wie vor bekennender und praktizierender Kindskopf bin«, sagte Tony.

Seine Mutter warf einen Blick auf John Tanner, der sich gerade ein weiteres Stück Kuchen auf den Teller schaufelte.

»Da kenne ich allerdings noch einen.«

»Wo ist denn unser Dauergast?«, fragte John Tanner unschuldig und ohne auf die spitze Bemerkung seiner Gemahlin einzugehen.

»Ja, wo ist eigentlich Francine«, antwortete Tonys Mutter plötzlich eifrig und sprang auf. »Ich suche sie mal und mache auch noch gleich neuen Kaffee. Junge, du hast vielleicht einen Verbrauch.«

»Die Kanonen sind geladen«, schaffte es John Tanner gleichzeitig zu grinsen, zu sprechen und Kuchen zu essen.

»Was ist geladen?«

»Tony, kapiertest du denn nicht? Du sollst heiratsreif geschossen werden. Warum wohl ist deine Mutter so einsichtig was Mister White angeht?«

»Weil sie das Schändliche ihrer Tat vielleicht erkannt hat?«, vermutete Tony optimistisch.

»Du Träumerlein. Was meinst du, was ich für einen Aufstand gemacht habe, als dieser Teddy aus deinem Zimmer geholt und für das Seiberkind zwangsverpflichtet wurde. Wenn ich nicht ein einigermaßen stabiles Selbstbewusstsein und trotz langjähriger Ehe und häufigen Steuerzahlens eine positive Lebenseinstellung hätte, dann wäre ich unter dem Anprall weiblichen Hohns zer-

brochen, glaube es mir. Tony, sei dir klar, deine Mutter ist deine Mutter, aber sie ist auch eine Frau.«

»Und das heißt? Lasse mich aus deinen Nippeln die Milch der Weisheit und Lebenserfahrung saugen.«

Beide lachten über das poetische Bild. Und plötzlich war Tony Tanner wieder zu Hause, war wieder bei seinen Eltern und auch ein wenig bei sich selbst.

»Grundsätzlich hält sich das Weib dem Manne für hochgradig überlegen«, dozierte John Tanner in kunstvoll hochgestochenem Ton. »Das ganze psychologische Gesülze der letzten Jahre war ja nichts auf die feministische Zweitaufkochung der Weiberüberheblichkeit, die spätestens die Neandertaler umgebracht hat. Wenn eine Frau also tut, als würde sie einen Fehler einsehen, dann ist das nichts anderes als bloße Taktik.«

»Also, ich darf summieren - meine Mutter, was deine Gemahlin ist, tut einsichtig, weil sie was vorhat?«

»Kluges Kind«, lobte John Tanner. »Wie gesagt«, fuhr er dann fort, »du sollst auf dem Altar der Ehe geopfert werden.«

»Da hättest du ja wohl auch nichts dagegen, oder?«

John Tanner seufzte. »Weißt du, ich mag Francine, wirklich. Sie ist ein Bild von einer Frau, sie hilft mir in der Praxis, dass es eine Pracht ist, sie ist klug ... aber ... nun ja ...«

»Sie bringt zu viel Wind in die Segel deines ruhigen Daseins, und auf den Nachwuchs könntest du auch verzichten«, führte Tony die Gedanken seines Vaters zu Ende. Der nickte zustimmend.

»Weißt du, Tony, so ein Besuch alle zwei Wochen ist in Ordnung. Aber dieses ständige Heitatei und Baby hier und Schnuckischnulli da - deine Mutter lebt auf, und mir geht es auf den Geist. Also denk auch mal an deinen alten Vater und erfülle ihm eine Bitte: Heirate Francine! Sofort!«

»Den Teufel werde ich tun.«

John Tanner schlug theatralisch auf den Tisch.

»Mist«, schimpfte er. »Das Geld für Hypnotisieren für Anfänger hätte ich mir also sparen können. Aber mal im Ernst, Tony, deine Mutter und ihre junge Herzensfreundin Francine haben gemeinsam beschlossen, dass du zum Ehemann wirst.«

»Da würden die anderen aus meiner Schwulensauna aber ganz schön dumm gucken.«

»Selbst wenn du stockhomosexuell wärst oder Priester oder beides zusammen, das ist den Damen doch schnuppe. Im Übrigen, hast du dir deine Ex eigentlich schon mal angeschaut?«

»Nein, das habe ich bisher nicht für nötig gehalten«, erklärte Tony leicht verstockt.

»Dann pass auf deinen Blutdruck auf. Ich kann dir natürlich prophylaktisch ein Beruhigungsmittel in den Allerwertesten spritzen. Sie ist eine Göttin.«

Tony räusperte sich und spielte mit seiner Kaffeetasse.

»Wie steht es denn um die Sozialkontakte dieser Göttin?«

»Tony, red nicht um die Sache herum. Sie könnte auf der Stelle ungefähr zwei Dutzend Kerls haben. Als Ehemänner wohlge-merkt - wenn sie einen Mann wollte, der es ihr besorgt, na dann würde ich sagen, dann hat sie die Auswahl unter etwa vier Milliarden.«

»Mich zählst du hoffentlich nicht darunter.«

»Warts ab.« John Tanner wurde plötzlich ernst.

»Tony, das Mädchen ist noch lange nicht über dich hinweg. Sie will auch gar nicht, verstehst du. Ich habe sie oft genug in ihrem Zimmer heulen gehört, als sie gerade zu uns gekommen war. Quatsch Heulen, sie hat erbärmlich geweint. Sie hat mir richtig leid getan. Sie war ein armes Ding zu dieser Zeit. Sie ist zwischendurch mit einigen Männern ausgegangen, aber das war nichts Ernstes. Ich meine, die Typen wäre keine ernsthaften Kandidaten gewesen, weder für eine Affäre noch für eine Ehe. Als sie hörte, dass du gekommen bist, ist sie erst einmal für eine Stunde ins Badezimmer gegangen, um sich aufzubrezeln. Und dann hat sie eine halbe Stunde vor dem Sofa gesessen und hat

dich stumm angeschaut.«

»Wahrscheinlich wollte sie zusehen, wie ich an meinem Schnarchen ersticke«, antwortete Tony. Diese Grobheit musste sein, damit er sich dahinter verstecken konnte. Noch während sein Vater sprach, hatte Tony gespürt, wie etwas in ihm schmolz, ein Stück Eis, das er im Herzen getragen hatte, und sich stattdessen eine sehrende Weichheit in ihm breit machte. Francine liebte ihn also immer noch. Sie hatte ihn in die Hölle gestürzt, indem sie ihn verließ, aber sie hatte es aus Liebe getan und nun gab es die Möglichkeit, diese schmerzende Wunde in seinem Leben wieder zu schließen. Was sollte alle Eitelkeit und aller Stolz, wenn er eine solche Chance bekam. Er brauchte ihr bloß die Spitze seines kleinen Fingers zu reichen und er konnte wieder an ihren Zehen nuckeln oder an jeder anderen Stelle, die ihm gerade zupass war.

»Achtung, der Angriff rollt!«

Tony hatte sich wirklich gut unter Kontrolle. Er schaffte es, beim Anblick Francines weder in Ohnmacht zu fallen, noch zu sabbern noch sofortige erektile Anzeichen zu zeigen. Aber es war nicht leicht.

Neben seiner Mutter, die eine dampfende Kanne in der Hand trug, ging wirklich eine Göttin mit wehendem Haar, gewandet in ein leichtes Kleid, das die Biegsamkeit und die Linien ihres Körpers gerade ausreichend betonte, und mit dem Gesicht eines Engels. Tony wusste nicht, dass Francine so schön war. Dass sie inzwischen Mutter geworden war, schien sie nicht verändert zu haben. Vielleicht war sie etwas fülliger geworden, aber wenn, dann nur an den optimalen Stellen und auch nur um jenen Faktor, der sie von der Kategorie Megascharf in die Kategorie Terascharf hob.

Er blickte ihr mit einem bewusst geschäftsmäßigen Lächeln entgegen, dabei spürte er, wie seine Knie weich wurden. Als sie sich die Hände zur Begrüßung reichten, war es die erste Berüh-

rung, seit ihrer Trennung. Tony bemerkte, dass Francines Hand ein wenig feucht zu sein schien.

Nervös, meine Süße?, dachte er und begann mit seinem Vater ein angeregtes Gespräch über Doppelkompressor-Motoren bei US-Straßenrennen.

Nach einer Weile bemerkte er, das Francine mit gesenktem Kopf, die Hände im Schoß gefaltet am Tisch saß. Sie bot ein Bild, das auch das härteste Herz erweichen musste. Vielleicht ein wenig zu perfekt arrangiert, dachte Tony Tanner boshaft. Aber wirkungsvoll.

»Und? Wie geht's so?«, wandte er sich ziemlich täppisch an Francine. Kaum hatte er es ausgesprochen, sehnte er sich nach Ohrfeigen für sich selbst.

»Geht so«, lautete die Antwort. Aber dabei hob Francine den Kopf und schaute Tony an und lächelte, so süß, so zuckerzucker-süß, so ...

»Ich bringe schon mal den Kuchen ins Haus, Francine muss ja sowieso auf ihre Linie achten. John, hilfst du mir?«, hörte Tony die Stimme seiner Mutter. Obwohl Francines Augen riesig groß zu sein schienen und er sich in sie hineinwerfen wollte, wie in einen See, bemerkte Tony doch das sarkastische Grinsen seines Vaters. Der alte Herr hatte gut grinsen. Bei ihm war das Testosteron wohl schon durch Endorphine ersetzt worden. Bei Tony nicht, sonst hätte sein Kreislauf nicht derart rebelliert.

Tony lehnte sich zurück und verschränkte die Arme. Francine dagegen legte die Arme auf den Tisch und schob mit ihren schlanken Fingern Kuchenkrümel zu einem kleinen Haufen.

»Schön, dass du da bist«, sagte sie.

»Ja, ist mal wieder ganz erfrischend.«

»War ein bisschen überraschend, dein Besuch.«

»Ja, spontane Idee. Ich brauchte mal Luftveränderung.«

»Und wie lange bleibst du?«

»Bis morgen.«

»Oh.« Francine verteilte nun die Krümel wieder. Ihr Gesicht war gegen den Tisch gerichtet, ihr herabfallendes Haar verdeckte es. Dennoch sah Tony, dass sie sich auf die Lippen biss.

»Und? Steht London noch?«

»Mehr oder weniger«, antwortete Tony. Dann überlegte er und fügte hinzu: »Allerdings ist der Verkehr seit du fort bist, wesentlich sicherer geworden.«

Francine hob den Kopf und lächelte ihn an. Es war ein Lächeln, das Tony kannte und das in diesem Moment doch so neu wirkte wie die Welt am ersten Schöpfungstag. Das Lächeln verlosch langsam, dennoch fixierte sie prüfend sein Gesicht.

»Du siehst gut aus«, sagte sie plötzlich.

»Sag das meiner Stylistin«, wehrte Tony ab. Irgendwie war es ein wenig irritierend, so etwas von einer Frau zu hören. Das passte nicht in Tonys Selbstbild. Aber Francine war schon immer eine heimliche Speerspitze der Emanzipation gewesen. »Aber dir scheint die Landluft ja auch bestens zu bekommen«, sagte er etwas lahm.

»Tatsächlich? Findest du?«

Aha, sagte sich Tony, wir kommen zum gemütlichen Teil. Ich darf der Dame verraten, wie gut sie aussieht.

»Ja, doch, irgendwie schon. Mein Vater behauptet, du sähest aus wie eine Göttin. Wärest du ein Auto, er würde dich kaufen.«

Francine lehnte sich zurück und ließ ihr Lachen erklingen. Vielleicht ein wenig zu ausmoduliert, um völlig natürlich zu wirken. Dann legte sie das Kinn in eine Hand und schaute Tony wieder an.

»Ach ja, John ... dein Vater ist so nett ... obwohl er es nie zugeben würde ... ihr ähnelt euch sehr ...«

Um Francines Lippen spielte ein versonnenes Lächeln.

Bei Tony begann ein Warnsignal zu schrillen. Was sollte das? Hatte Francine etwa ein Auge auf seinen Vater geworfen? Oder hatten die beiden etwa ...? Unmöglich! Unvorstellbar! Anderer-

seits ... die Tatsache, dass sein Vater derart boshaft über Francine hergezogen hatte, konnte natürlich nur ein Trick gewesen sein, Dr. med. John Tanner war vielleicht ein außerordentlich raffinierter Hund. Und wenn er Tony zur Heirat mit Francine drängte, dann wäre das irgendwie ja für ihn ganz praktisch ...

Bestimmt hatten sich Tonys Gesichtszüge in den letzten drei Sekunden, während ihm diese Gedanken durch den Kopf schossen, nicht verändert. Dennoch fühlte er sich nackt unter Francines aufmerksamem Blick. Dieses Miststück hatte ihn am Haken. Sie hatte genau eine Minute gebraucht, und Tony Tanner zappelte wie ein Fisch an der Harpune und konnte nur einen einzigen Vorteil gegenüber allen anderen Leidensgenossen verbuchen - Tony Tanner wusste, dass er zappelte. Und er blieb äußerlich kühl wie ein Pinguin.

»Natürlich ähnele ich meinem Vater. Wir beide haben einen Fundus von mindestens einundfünfzig frauenfeindlichen Witzen.«

Während Tony auf die Trefferwirkung wartete, zog Francine nur leicht eine Augenbraue hoch.

»Tatsächlich? Dann kann John sich aber sehr zurückhalten.«

Miststück. Blödes Miststück. Lass gefälligst meinen Vater aus dem Spiel, du dämliche Schlampe. Du willst mich eifersüchtig machen, in Ordnung, dann treib's mit dem Dorftrottel von nebenan, aber lass meinen Vater aus dem Spiel. Den Sohn mit dem Vater eifersüchtig zu machen, das hat schon Shakespeare'sche Dimensionen und damit wird's blutig.

Andererseits gefiel Tony Tanner dieses Spiel. Noch eine kleine schmutzige Angelegenheit, bei der man sich die Finger und alles andere verbrennen konnte und die einem doch ein angenehmes Kribbeln verschaffte.

Egal was Francine nun eigentlich vorhatte, sie legte sich voll ins Zeug. Sie wollte ihn entweder flach legen und ihre bewährten Hüftbewegungen vollführen oder sie wollte ihm eine rechte

Gerade ans Kinn seiner männlichen Eitelkeit verpassen und ihm damit weh tun und sich rächen. In jedem Fall war er ihr nicht egal.

»Vielleicht ist er ja so subtil, dass du es gar nicht bemerkst? Mein Vater ist nämlich der König des sublimes Humors.«

Noch während er das sagte, wusste Tony, dass Francine nur geblufft hatte. Sein Vater war eine unbezwingbare Festung, auf wunderbare Weise jenem Reich enthoben, in dem weibliche Schönheit ihre Macht entfalten kann. Oh ja, Francine hatte gepokert. Nicht mal schlecht, sie kannte Tonys schwache Stellen. Dafür hatte man ja auch jahrelang Tisch und Bett geteilt. Und die Badewanne. Aber nun war das Blatt vom Tisch und Tony erkannte, was sie wirklich in der Hand hatte - nichts als den Wunsch, ihn zurückzubekommen. Und dafür ging sie über Leichen oder, was noch schlimmer war, hätte skrupellos die Beziehung von Vater und Sohn zerstört.

Francine merkte, wenn sie verloren hatte.

»Dann bist du wohl der Prinz des sublimes Humors?«

Tony beugte sich über den Tisch zu ihr hinüber.

»Der Kronprinz. Der unangefochtene Thronprätendent!«, sagte er und setzte ein Lächeln auf, das irgendwo in der Mitte zwischen Entschuldigung und zerknautschter Frechheit angesiedelt sein sollte.

»Ich glaube, ich muss deiner Mutter helfen«, antwortete Francine brüsk.

»Tu dir keinen Zwang an!«

Nach einer Weile, die er alleine im Gartenhaus verbrachte, trotete Tony über den Rasen. Seine Laune war nicht so gut, wie sie eigentlich sein sollte. Er hatte einen eindeutigen KO-Sieg über Francine erreicht, aber seltsamerweise befriedigte ihn dies jetzt nicht.

»Was hast du denn nun schon wieder gemacht?«, begrüßte ihn seine Mutter mit strafendem Ton.

»Was? Was soll ich gemacht haben?«, fragte Tony völlig verdattert.

»Das arme Mädchen war völlig aufgelöst und ist jetzt in ihrem Zimmer!« Seine Mutter hatte einen Kochlöffel in der Hand, der noch vom Spülwasser triefte und wedelte damit, als wolle sie Tony Prügel androhen.

»Was hab ich denn damit zu tun?«, sagte Tony und merkte, wie ihm die Zornader schwoll.

»Ich weiß genau, wie unmöglich du dich benehmen kannst, mein Lieber.«

»Ach und deshalb bin ich jetzt für jede weibliche Stimmungsschwankung im Umkreis von zehn Meilen verantwortlich oder wie? Vielleicht hat deine Freundin Francine ja gerade ihre Tage.«

»Tony, du vergisst dich.«

»Ich fordere das PMS auch für Männer«, kam die Stimme seines Vaters aus dem Hintergrund. »Kommst du mit Tony? Der alte Hickory hat sich den Fuß verknackt, und jetzt gehe ich zwischendurch mit seinen beiden Kötern eine Runde.«

»Alles klar. Bin sofort fertig!«

Die beiden Köter von Hickory waren schlanke Rassehunde, die Tony misstrauisch beschnüffelten, aber aufs Wort gehorchten. Bevor sie den Spaziergang antraten, mussten sie bei dem alten Herrn erst Tee trinken, staubtrockene Kekse knacken und über in- und ausländische Politiker lästern. In dem kleinen niedrigen Raum voller Bilder und Andenken fühlte sich Tony sofort wohl. Das alles hatte eine schützende Eigensinnigkeit, war eine von der Zeit gehärtete Schale, in der sich nun das Leben entfaltete, egal wie sich die Welt draußen vor dem kleinen Fenster verändern wollte. Wie er so in seinem Zimmer saß, bekam der alte Hickory die Qualität eines tibetischen Lamas, der frei von allen Dingen dieser Welt geworden ist.

»Ist irgendwie ein toller Typ«, sagte Tony, als er zusammen mit seinem Vater einen Feldweg entlang stapfte.

»Hat noch drei Monate.«

»Wie bitte?«

»Noch drei Monate - maximal«, wiederholte Tonys Vater. Dabei blickte er weit über das kahle Feld zu einem Wäldchen. »Nierenkrebs. Wollte keine Operation und erst recht keine Chemotherapie. Ich hab ihn zu allen möglichen Spezialisten geschickt, aber er ist immer wieder zu mir und hat mir nur das Versprechen abgenommen, ihm die Schmerzen erträglich zu halten und mich um die Hunde zu kümmern. Tja, das war dann ein Leben.«

Tony schluckte. Er begann zu verstehen, welche Lasten sein Vater zu tragen hatte, was sich hinter der humorvollen oder sarkastischen Scheinfassade von John Tanner wirklich abspielte. Er blickte zur Seite auf das schmale faltige Gesicht und fragte sich, ob er selbst jemals soviel Kraft haben würde wie dieser Mann. So viel alltägliche, unauffällige Kraft, die allein im Stande war, diesen Globus davon abzuhalten aus der Bahn zu trudeln.

Die Hunde rannten über das Feld, balgten sich spielerisch, verschwanden hinter einem Feldrain und kamen wie zwei hellbraune Striche über das Feld gerannt, als John Tanner sie zurückpfiß.

»Du scheinst die erste Attacke ja gut überstanden zu haben«, sagte er zu Tony, nachdem er die Hunde für ihren Gehorsam gelobt hatte und sie wieder laufen ließ. Das Thema war Tony zuwider, aber er verstand, dass sein Vater in diesem Moment Ablenkung brauchte.

»Sie hat die völlig falsche Taktik angewendet«, antwortete er.

»Ich dachte, ein Mädchel wie deine Ex braucht sich nur hinzusetzen und schön zu sein.«

»Zumindest bei mir hat das nicht gereicht.«

»Weißt du, Tony«, John Tanner räusperte sich, »ich bewundere deine Standfestigkeit. Aber vielleicht kannst du ja die Kurve so kriegen, dass wir nicht so eine miese Stimmung im Haus haben. Die muss ich dann nämlich wieder ausbaden. Dreh heute Abend mit ihr eine kleine Runde oder morgen, sei ein bisschen nett. Ich

hasse heulende Weiber.«

»Sie hat doch nicht etwa ...?«

»Doch hat sie. Deine Mutter war kurz davor, mit dem Messer in der Hand zu dir ins Gartenhaus zu kommen.«

»Na ja, dann wäre zumindest die Erstversorgung garantiert gewesen. Ich dachte nicht, dass Francine so ausrastet. Wir haben uns ganz normal unterhalten ...«

»Normal? Unterhalten?«, forschte John Tanner grinsend nach.

»Na ja, so ziemlich. Sie hatte sich wohl mehr versprochen.«

»Davon kannst du ausgehen. Aber wie gesagt, tu deinem alten Herrn einen Gefallen und bring die Sache ein wenig auf die positive Schiene. Ich muss deiner Mutter nämlich beibiegen, dass ich diese beiden Köter ins Haus nehme. Und da brauche ich keine zusätzlichen Störfaktoren.«

»Das wird ein Kampf werden.«

»Dagegen war D-Day ein Zuckerschlecken. Zum Glück versteht deine Mutter nichts von Hunden. Ich werde ihr was erzählen, dass die Köter uralte seien und deswegen nicht mehr ins Tierheim könnten.«

»Sind sie aber nicht oder?«

»Die haben beide noch zwölf Jahre oder mehr. Aber verrate mich bloß nicht.«

»Tja, da werde ich dann wohl meinen bewährten Charme bei Francine spielen lassen müssen.«

Bis dahin war allerdings noch Arbeit nötig, denn nun bockte Francine plötzlich und lehnte Tonys Vorschlag, abends eine kleine Runde zu drehen, brüsk ab. Was wiederum Tonys Ehrgeiz weckte. Der Abend verlief harmonisch, einige Bekannte stellten sich ein, in der gemütlichen Runde schmolz der Rest von Tonys mieser Laune dahin. Er ertrug es milde lächelnd, dass seine Mutter einige Anekdoten aus seiner Kinderzeit zum Besten gab, bei denen Tony nicht unbedingt eine besonders heldenhafte Rolle spielte.

Irgendwann konnte auch Francine nicht mehr an sich halten und steuerte ihre Erfahrung mit ihrem Ex-Lebensgefährten bei, die sich seltsamerweise mit denjenigen seiner Mutter deckte. Tony lächelte wie ein Buddha, manchmal trafen sich seine Blicke mit denen seines Vaters zu einer stummen Bestätigung ihrer Komplizenschaft, die sich der Weiberkumpanei entgegenstemmte.

Tony entschuldigte sich ziemlich früh, denn er fühlte sich müde. Kaum war er aufgestanden, als auch Francine gähnte und sich aufmachte.

»Das junge Volk hält bei weitem nicht so durch wie wir«, erklärte Tonys Mutter unter dem Beifall der anderen Anwesenden.

Bevor ihm die Augen zufielen, dachte Tony an Francine, die jetzt ganz in seiner Nähe war, nur wenige Meter und zwei Türen von ihm entfernt. Der Schlaf übermannte ihn, bevor er daraus irgendwelche Schlussfolgerungen ziehen konnte.

Es wurde später Vormittag, bevor Tony wieder die Augen öffnete. Nach eingehender Selbstprüfung gähnte er, streckte sich und war der Meinung, er könne sich dem Tag stellen. Seine Morgentoilette war etwas ausgiebiger als normal und er fragte sich, ob das etwa mit der Anwesenheit seiner ehemaligen Lebensgefährtin zu tun haben könnte.

Wahrscheinlich war es so, denn als Tony seinen Auftritt im Esszimmer hatte, und von Francine weit und breit keine Spur zu sehen war, fiel sein Stimmungsbarometer merklich.

Vielleicht war sie ja den ganzen Tag fort, so dass er sie nicht mehr sehen konnte. Na und? Was dann? Tony stellte sich die Frage, und sein unschuldiges Frühstücksei musste dafür büßen, dass Tony die eigene Antwort missfiel. Es wurde auf brutalste Weise erschlagen.

»Hat dir das Ei was getan?«, wollte seine Mutter wissen. Sie kam gerade aus dem Garten und brachte die Frische eines kühlen, wengleich sonnigen Tages mit sich.

»Meine Verhörmethode - wer mir sein Innenleben nicht offen-

legt, bekommt meinen Zorn zu spüren.«

»Vielleicht könntest du manchmal etwas subtiler vorgehen, mein Sohn.«

Hatte seine Mutter etwa das Wort subtil mit einer besonderen Betonung ausgesprochen? Tony kaute still vor sich hin und fragte dann nach seinem Vater.

»Ist wieder mit diesen scheußlichen Hunden von Hickory unterwegs.«

»Aha.«

Die Frage, die Tony auf der Zunge lag, stellte er nicht. Jedenfalls war Francine nicht mit ihrem Nachwuchs unterwegs, denn der quäkte im Nebenraum und wurde von Tonys Mutter betütert. Was natürlich den Verdacht nahelegte, dass Francine irgendein privates Date hatte, bei dem ein Kinderwagen störend wirkte. Tony kratzte sich den Kopf. Sollte sie. Sollte sie doch, verdammt.

Das mit dem kleinen Finger war ja wohl doch eine Illusion gewesen, eine leichte Überschätzung seiner eigenen Wirkung auf das weibliche Geschlecht. Wahrscheinlich hätte Janet Baker gestern - oder war es vorgestern? - ihm ihre Briefmarkensammlung gezeigt, ihm einen faden Kaffee gekocht und dann nach Hause geschickt. Tonys erotische Erfolge definierten sich dadurch, dass er kurz vor der Zieldurchfahrt auf die Bremse trat, um nicht feststellen zu müssen, dass er nicht der Sieger war, sondern der überrundete Letzte.

Draußen rappelte eine Fahrradklingel und Francine warf das alte Zweirad von Tonys Mutter auf den Rasen, nachdem sie einen Korb vom Gepäckträger gehoben hatte. Den schleppte sie in die Küche und stellte ihn schnaufend ab. Sie trug Jeans, eine alte Cordjacke und hatte ihr Haar unter einem Kopftuch versteckt. Entweder sie vermutete Tony stünde jetzt auf Trümmerfrauen, oder sie hatte ihre Jagdversuche aufgegeben. Vermutlich letzteres.

Tony steckte die Nase in die Kaffeetasse und bemühte sich um Haltung, was ihm auch ganz gut gelang.

»Morgen.«

Francine steckte nur kurz den Kopf durch die Tür und praktizierte Minimalstkommunikation. Mann, war die sauer. Aber so was von sauer. Tonys Stimmung stieg wieder. Eine Frau, die derart stinkig reagiert, wenn man sie ein wenig zappeln lässt, hat echtes Interesse. Er wartete, bis Francine und seine Mutter in der Küche klapperten und schlenderte dann lässig mit dem gebrauchten Geschirr zu ihnen hinüber.

»Ach, sind das aber niedliche Äpfel«, äußerte er leichthin und schaute auf den schwarzen Inhalt des Spülbeckens.

»Das sind Schlehen, du Ignorant«, fauchte Francine. Oho, Tony begann innerlich zu tanzen - das Tier zerrte an den Ketten.

»Franci, lass dich von dem da doch nicht provozieren. Tony weiß sehr genau, was Schlehen sind. Schließlich hat er sie früher für mich gepflückt.«

»Ja, und meinen Schulkameraden konnte ich dann tolle Geschichten über meine zerfetzten Arme erzählen.«

»Meine Arme«, erklärte Francine in beherrschendem Tonfall, »haben keine Kratzer abbekommen.« Sie legte den Kopf schräg und schaute Tony zum ersten Mal voll an. »Wahrscheinlich fehlte dir einfach die Feinheit der Bewegung, um den Dornen auszuweichen.«

»Vielleicht fehlt dir einfach der Mumm, um dahin zu gehen, wo es weh tut«, konterte Tony gelassen.

»Den hatte er«, mischte sich seine Mutter ein, »einmal mussten wir ihn mit der Motorsäge freischneiden, weil er weder vor- noch zurückkonnte.«

»Ich wäre auch alleine rausgekommen«, behauptete Tony. »Spätestens wenn ich ein paar Kilo verloren hätte, wäre ich durch die Zweige gekommen.«

Seine Antwort erzielte nicht die erhoffte Wirkung. Die beiden Frauen waren plötzlich von stiller Freude erfüllt und grummel-

ten und prusteten mit zusammengepressten Lippen vor sich hin, während sie die Früchte sortierten.

Nach einigen Minuten platzte Francine heraus. »Tony wie Merlin im Schlehdorngebüsch, ein hübsches Bild für einen komischen Heiligen.«

Tony stand immer noch im Türrahmen und schaute den beiden zu. Warum, wusste er auch nicht, aber sie boten ein hübsches Bild. Besonders Francine bot ein hübsches Bild.

»Merlin wurde von Weißdorn umgeben«, berichtete er.

»Was soll's, kleine kreative Variante von mir«, ätzte Francine. »Mein subtiler Humor, verstehst du.«

Sie bemerkte Tonys klammheimliches zufriedenes Lächeln nicht. Er hatte seine Retourkutsche bekommen, nun war der Weg wohl frei.

Wie es der Zufall wollte, musste seine Mutter in den Keller und huschte an Tony vorbei. Francine war auf das Sortieren der Schlehlen konzentriert, als würde sie ein Autorennen fahren.

»Francine, hättest du vielleicht Lust, mit mir einen kleinen Spaziergang zu machen, bevor ich abfahre?« Tonys Stimme war unerfreulich kratzig. Er hatte sich diesen Satz inzwischen schon einige Dutzend Male vorgesagt, aber als er ihn nun herausdrückte, klang er fremd und holprig, wie aus Holz zusammengenagelt.

»Wie bitte?«

Tony wurde klar, dass sie exakt dasselbe Verhalten an den Tag legte, wie er gestern. Ihre Wangen waren von der Morgenkälte gerötet, ihr Mund, leicht geöffnet wie von Erstaunen, war rosensfarbig. Sie war bildschön. Und mehr als das. Sie war die Frau, mit der er gelebt hatte, die seine Geheimnisse geteilt hatte, die seine Schwächen kannte wie keine andere. Sie war die andere Seite seiner Seele gewesen.

Und sie war das Dreckstück, das mit einem anderen gef... hatte und das ihn verlassen hatte. Tonys Ellbogen knallte gegen den Türrahmen, als er sich aufrichtete.

»Nichts«, sagte er rau und drehte sich um.

»Ja doch, ja«, klang es hinter ihm.

Tony blieb stehen und drehte sich zurück.

»Wie bitte?«, fragte er langsam.

»Du weißt, was ich meine.« Francine strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn. Ihre Hand hinterließ eine feuchte Spur auf der Haut und ein einzelner Wassertropfen lief an ihrer Nase entlang. Sie schaute verwirrt auf Tony Tanner, der immer noch unter dem Türrahmen stand. Eben, als seine Mutter ihre Geschichte erzählt hatte, war er ihr wie ein kleiner Junge vorgekommen. Witzig, niedlich, nett, freundlich, höflich, harmlos - eben Tony Tanner. Ihr Tony.

Und jetzt schien unter seiner Oberfläche so etwas wie Gestein zu liegen, irgendetwas unvermutet Klares und zugleich Dunkles und Hartes, das von einer straffen Haut verborgen wurde. So als müsste sich der Boden unter seinen Füßen biegen, weil er das Gewicht nicht mehr halten kann. Er war ein vertrauter Fremder, ein bekanntes Zimmer, in dem ein bewaffneter Kannibale haust. Sie sah, wie seine Kiefermuskeln mahlten und sich eine unbekannte Furche auf seiner Stirn bildete.

Für einen Moment schien die Fremdheit zu wachsen, er schien sich zu ducken, als wollte er sie anspringen, um sie in Stücke zu reißen. Die Frucht entfiel Francines Fingern und plumpste zurück in das Wasser.

Tony bekam seinen Dackelblick und wischte damit alles, was sie in den letzten Sekunden erkannt zu haben glaubte, zur Seite.

»Also«, sagte er ruhig, »ich gebe uns noch eine - ich betone EINE - Chance. Würdest du, Francine, Schönste der Schönen, einstige Gefährtin meines Lagers, mir die Freude erweisen, mich bei einem kleinen Spaziergang durch die lieblichen Auen des fröhlichen Engelland zu begleiten? Bitte!«

»Gern.« Sie stand auf und wischte sich die Hände trocken.

»Ich mach mich nur ein wenig frisch.«

Bevor sie ging, wandte sich Francine noch einmal zu Tony zurück.

»Wir hatten gestern wohl einen ziemlich schlechten Start, nicht wahr?«

»Für zwei Kampfhunde im Ring ging es eigentlich noch.«

»Findest du?« Sie lächelte ihn an. Dann senkte sie den Blick, und ihre weißen Zähne legten sich auf ihre Unterlippe. »Ich finde es gut, dass du uns noch eine Chance gibst. Ich glaube, ich wäre zu verstockt gewesen ... obwohl ... ich wollte es ja auch. Aber Frauen sind manchmal etwas blöde, glaub ich.«

»Macht nichts, dafür habt ihr 'nen Busen.«

»Armleuchter.«

Damit wischte sie durch den Flur und sprang die Treppe hoch. Tony steckte die Hände in die Hosentaschen und wartete pfeifend vor der Tür. Er konnte sein Repertoire an pfeifbaren Liedern voll ausschöpfen, denn ein wenig frisch machen bedeutete große Kriegsbemalung.

Dann erschien sie, kurze Lederjacke, rote Stiefel und dazwischen einen langen schwingenden Wollrock. Tony Tanner war Mann - und damit Schwein - genug, um die beiden großen Reißverschlüsse an den Seiten des Rocks zu bemerken. Man sollte keine voreiligen Schlussfolgerungen ziehen, aber diese Verschlüsse machten zumindest eindeutig klar, dass dieser Teil von Francines Garderobe auch mit Schlitz bis zum Gürtel getragen werden konnte. Sie stellte sich vor ihm in Position und drehte sich einmal um die eigene Achse. Ihr Rock flog hoch und sie drückte ihn kichernd zurück.

»Zufrieden mit deiner Begleiterin?«

»Sag mal, hast du jetzt wirklich Zellulitis oder habe ich mich eben verguckt?«

Francine rammte ihm lachend ihren Ellenbogen in die Seite und nutzte die Bewegung, um sich bei Tony unterzuhaken. Sie verfielen ganz automatisch in den gleichen Schritt, als hätte es nie eine Trennung gegeben.

»Wohin gehen wir?«, fragte Francine.

»Ich werde dir schon zeigen, wo es langgeht, Bella«, antwortete Tony und schaffte es, eine Film-Mafioso perfekt nachzumachen.

Francine drückte sich an ihn und plötzlich lag ihr Kopf an seiner Schulter.

»Ich bin offen. Für alles«, flüsterte sie.

Der Tag war sonnig, der Horizont lag in leichtem Dunst, als sei weit hinten Aquarellfarbe mit einem Schwamm verwischt worden. Die kühle Luft war voller Gerüche nach feuchter Erde, modernem Laub und nach dem Rauch ferner Gartenfeuer. Die Sonne schraffierte die Felder mit langen Schatten. Wenn man sich an einer windstillen Stelle in ihren blassen Schein stellte, konnte man gerade noch einen Hauch von Wärme auf der Haut erahnen, aber sonst nagte die Kälte und hatte sich zur Bestätigung ihres Anspruchs noch hier und da einen Rest des nächtlichen Raureifs aufbewahrt, der weiß und gezackt an den Halmen hing.

Francine ging schweigend am Arm von Tony Tanner. Manchmal zog sie ihn ein wenig zur Seite, um mit ihren Füßen durch einen Haufen brauner Blätter rascheln zu können wie ein Kind. Ihre roten Stiefel wirbelten kraftvoll durch das welke Laub.

»Schluss mit Sommer und Herbst«, sagte sie plötzlich.

Tony war überrascht, ihre Stimme zu hören. Sie schien eigentlich in Gedanken weit fort gewesen zu sein. Am Anfang ihres Spazierganges hatten sie sich miteinander unterhalten oder eher geplaudert, bis dieser Austausch von Sätzen, Fragen und Antworten schließlich stockte, zäh wurde wie eine gerinnende Flüssigkeit und letztendlich versiegte. Sie hatten keine gemeinsame Wellenlänge gefunden. Oder hatten es vielmehr vermieden, diese gemeinsame Wellenlänge zu nutzen. Trotzdem war das Schweigen nicht peinlich gewesen. Sie konnten ein Zusammen-

sein auch ertragen, ohne zu reden. Und es war einfach schön, neben Francine über die Feldwege zu schlendern und zu schweigen.

»Ja«, bestätigte er, »diese Blätter haben es hinter sich.«

»... haben es hinter sich«, wiederholte Francine leise.

Die Worte eroberten sich eine ganz eigene Bedeutung. Sie verklangen und blieben doch im Raum stehen, flatterten um ihre Köpfe wie ein Schwarm unsichtbarer, nervöser Vögel, deren unhörbares Kreischen in den Poren prickelte.

Getragen von Francines heller Stimme wurden sie zu einer Feststellung oder einer Frage und durchstachen wie eine Nadelspitze die dünne Haut, unter der sich alles Unausgesprochene der letzten Stunde angesammelt hatte wie eine dunkel pulsierende Masse.

Hatten sie beide es hinter sich, fuhr es Tony durch den Kopf. Er war sich dessen sicher gewesen. Nun erkannte er, dass diese Überzeugung nicht wirklich sicher gewesen war, nicht fest, sondern nur starr wie schlechtes Eisen, und dass sie nun keinen Bestand mehr hatte, sondern wie eine morsche Brücke in Stücke zerfiel. Und während er sich dessen bewusst wurde und zugleich Francine an seiner Seite spürte, fragte sich Tony weiter, ob er nicht in Versuchung war, das Vergangene neu aufleben zu lassen, weil er die Zukunft fürchtete, das Vertraute für das Wahre zu halten und das Richtige danach zu beurteilen, welche Mühe es ihm auflud.

Sie hatten bei ihrem Spaziergang einen weiten Bogen geschlagen und befanden sich nun auf dem Rückweg, schon in der Nähe des Hauses. Es gab Tony einen kleinen Stich, als er feststellte, wie gut sich Francine schon in dieser Landschaft auskannte, mit den kleinen Wegen und Pfaden vertraut war und die Stellen kannte, an denen man den Bach überqueren konnte. Sie wusste es besser als er selbst, und für einen Moment war Tony Tanner zornig, weil sie ihm auch dieses wegzunehmen schien -

das Gefühl mit einem Stückchen Erde völlig vertraut zu sein, es zu kennen bis hinein in die letzte Ackerkrume, weil sie in seine Heimat eingedrungen war. Sie hatte sein Leben in Trümmer geschlagen, als sie ihn verließ und nun zeigte sie ihm, dass er auch hier ein Fremder geworden war - einer, der an den Kreuzwegen zauderte und der Richtung nicht sicher war.

Die Sonne pinselte ihren Schatten auf den feucht schimmernenden Asphalt der schmalen Straße. Es war ein gemeinsamer Schatten - Tony Tanner auf der einen Seite, kantig, schwer und etwas steif und neben ihm Francine mit ihrem leichten Schritt, der ihren Rock schwingen ließ und ihrem langem Haar, das den Rhythmus aufnahm, als wolle sie jeden Moment zu einem Tanz ansetzen. Sie passten nicht zusammen, und doch ergänzten sie sich und bildeten zusammen ein perfektes Bild.

Schwarz und Weiß, dachte Tony. *Ihr Schatten müsste eigentlich weiß sein. Er trägt nur Schattenschwarz, weil er alle Welt an der Nase herumführen will - so wie es Francine manchmal Spaß macht. Unter seinem Umhang ist er ganz weiß.* Und dann kam er zu der Überzeugung, dass sein eigener Schatten gar nicht schwarz genug sein konnte. So schwarz, dass ihn das Gewicht dieser Farbe eigentlich in den Boden drücken müsste wie eine Pflugschar.

»Worüber denkst du nach?«

Francine beugte sich ein wenig vor, um ihm ins Gesicht sehen zu können. In der Sonne bekam ihr Haar den rötlichen Schimmer, den er so gut kannte.

»Ach, nichts.«

»Mmmhh.«

Sie richtete sich wieder auf und legte einige Trippelschritte ein, um sich Tonys Gang anzugleichen.

»Muss man so finster schauen, wenn man nichts denkt?«

»Das Nichts zu denken, ist die größte Aufgabe der Philosophie, habe ich mir mal sagen lassen«, antwortete Tony und grinste.

»Was wiederum erklärt, warum alle großen Philosophen Männer waren.«

Francine genoss ihren Treffer und wartete mit spöttisch gekräuselten Mundwinkeln auf Tonys Konter. Das war immer so gewesen. Sie konnten, wenn sie wollten, die Stars jeder Party sein. Sie waren amüsanter als jedes Boulevardstück, konnten über jeden Anwesenden gnadenlos herziehen, ohne dass der es überhaupt bemerkte, und eine ganze Gesellschaft unterhalten, ohne den Anschein zu erwecken, sie würden ihre Zuhörer überhaupt registrieren.

Aber der so erwartungsfroh erhoffte Konter blieb diesmal aus. Tony schaute auf die rötlichen Hausdächer, die sich hinter die dunklen Baumskelette eines Wäldchens drückten. Aus den Kaminen stiegen Rauchfäden gerade in die Höhe und zerfaserten schließlich müde in der windstillen Luft. Die Klänge einer menschlichen Ansiedlung drangen zu ihnen - Hundegebell, zuklappende Autotüren, Stimmen. Dies alles war so vertraut wie ein seit Langem genutztes Kleidungsstück. Das war Heimat, das war Zuhause. Man schlüpfte hinein, ohne nachdenken zu müssen, und es passte immer und saß ohne zu kneifen.

Trotzdem konnte Tony Tanner auch in diesem Augenblick nicht ein Gefühl verdrängen, das er ebenfalls schon immer gekannt hatte. Die Befürchtung, dass alles nur Kulisse sein könnte. Der pochende Verdacht, dass die heimelige Wärme nur die Verhüllung einer wirklichen Kälte war, und dass eines Tages jemand - eine Person, die für Tony seit Kinderzeiten nie ein Gesicht gehabt hatte - kommen könnte und ihm dieses Leben wegnehmen. Es war nicht etwa der Tod. Es war jemand, der ihm den Namen wegnahm und damit alle Gewissheiten, die Tony Tanner mit sich selbst verband.

Damit stürzten seine Gedanken zurück zu der jungen Frau an seiner Seite. Vielleicht war sie ja diese gefürchtete fremde Person. Francine hatte ihm sein Leben weggenommen. Alles andere, alles, was sich mit Namen wie Dorkas, Steele, Lucille oder Conte di Saloviva verbinden ließ, war nur eine Folge, ein Effekt von Tonys Abwärtsbewegung, nachdem Francine ihn vom Gipfel hi-

nabgestoßen hatte.

Eine Frage brannte Tony auf der Zunge, seit er angekommen war. Wer war der Vater von Francines Kind? Er befeuchtete sich die trockenen Lippen. Möglicherweise war es nur diese eine Frage, die den Rückweg versperrte. Tony empfand keine Eifersucht. Er hatte diese Hölle hinter sich gelassen und war ausgebrannt aus ihr hervorgekrochen. Er musste diese Frage nur stellen und ihre Antwort abwarten. Fast schien es, als hätte er nun eine Automatik entdeckt, den goldenen Knopf, der ihn - oder sie beide - zurück an die Spitze brachte.

»Haben wir es hinter uns?«, fragte Francine plötzlich. Ihre Stimme war sehr hell und dünn, ein blecherner, schriller Ton mischte sich in ihren Klang.

»Keine Ahnung«, gab Tony zurück.

»Immerhin!«

»Immerhin was?«

»Du hättest auch Ja antworten können«, sagte Francine. Drängte sie sich tatsächlich näher an Tony oder glaubte er es nur? Wollte er es vielleicht sogar glauben?

»Hätte ich.«

»Hättest du.«

»Hab ich aber nicht.«

»Hast du nicht. Und das gibt mir etwas ... Hoffnung.«

»Oh, es ist also an der Zeit, die Beziehungskiste aufzumachen?«, fragte Tony. Der Hohn klang in seinen eigenen Ohren falsch und hässlich. Sie hatte den ersten Schritt getan, zu dem er zu feige gewesen war.

»Vielleicht hilft es uns beiden.«

»Wenn du so sehr an uns beide denkst, hättest du nicht mit einem anderen Kerl vögeln brauchen«, platzte es aus Tony Tanner heraus, mit einem kleinen Knall, schmerzhaft, als hätte sich eine Eiterbeule geöffnet. »Du hast mich verlassen«, schleuderte er hinterher. Er sprach viel lauter als notwendig.

»Vielleicht habe ich ja nur die Konsequenzen gezogen.«

»Ach, jetzt bin ich wohl schuld? Hab ich dir den Kerl ins Bett geschickt und gesagt Nun macht mal, lasst es so richtig krachen, schenkt dem Vaterland einen neuen Bürger?«

»Tony, bitte. So kommen wir doch nicht weiter!«

Francines freie Hand legte sich auf Tonys Arm und drückte ihn, presste zu fest, um beruhigend zu wirken, viel zu fest. Als müsste sie testen, dass unter der Kleidung überhaupt ein Mann steckte.

Klar kommen wir nicht weiter, dachte Tony Tanner wütend. Aber es hat gut getan. Und wohin sollen wir überhaupt weiterkommen? Wohin? Und sie ist jetzt wieder die Überlegene. Dieses Weib gibt mir einen Tritt in den Arsch und lässt mich sitzen und nun gibt sie mir einen Tritt, damit ich zurückkomme. Verdammt ...

»Pass auf, Francine«, sagte Tony, »warum nimmst du dir nicht einen von den Hechten oder Karpfen oder was weiß ich, die schon an deiner Angel zappeln, und lässt mich in Ruhe? Such dir den fettesten Brocken raus, dann hast du ausgesorgt.«

»Danke für den Ratschlag, Hochwürden. Und du meinst, das würde ich so einfach machen - die Jahressteuererklärung her, die Bonitätsprüfung von der Bank und dann kann er mich haben?«

»Warum nicht? Der weibliche Urtrieb nach Sicherheit und einem schützenden Heim, verbunden mit der überlegenen femininen Rationalität.«

»Du hältst mich also für berechnend, besitzgierig, kalt und gefühllos?«

»Ich halte dich für eine Frau, darin ist alles andere enthalten.« Francine stieß ein kurzes freudloses Lachen aus. Vor ihrem Mund schwebte ihr Atem als weiße Wolke.

»Kurz zusammengefasst - Frauen sind Schweine. Ja?«

»Man könnte es auch weniger nett sagen, aber die Tendenz stimmt.« Das wollte Tony gar nicht sagen. Es rutschte gegen seinen Willen heraus, nein, er wollte nicht noch mehr Porzellan zerbrechen. Er spürte, dass Francine am ganzen Körper zitterte,

wie sie ihren Arm unter dem seinen hervorzog, um eine Distanz zwischen sich und ihm zu bringen. Er hatte es vermasselt, er hatte das schwarze Blut der vergangenen Schmerzen ausgespien und so die Gegenwart verschmutzt.

Mit einer ungeduldigen Bewegung riss sich Francine von ihm los, lief neben ihm, den Kopf gesenkt, rieb sich die Augen und verschränkte dann die Arme. Ihr Schluchzen war unüberhörbar. Ihr Gang hatte alle Harmonie verloren.

»Pass auf, Francine«, brachte Tony heraus, »... ich wollte nicht ... es war nicht so gemeint ... ich ... es tut mir leid!«

Francine hatte ihn überholt, bei jedem ihrer ausholenden Schritte schien sie wie wütend den Rock zur Seite zu treten. Beim Klang von Tonys Stimme wandte sie den Kopf zurück. Sie stolperte und fiel. Francine stolperte und fiel, wie nur eine geschmeidige junge Frau stolpern und fallen kann, die in ihrer frühesten Jugend Ballettunterricht bekommen hatte und diese Fähigkeit nie gänzlich verlor.

Es wäre eine Frage, deren Entscheidung selbst den Göttern des Olymp Furchen auf die glänzenden Stirnen gezogen hätte, ob Francine nun mehr in Tony Tanners Arme fiel oder er sie aufging. Jedenfalls sprang Tony tatsächlich einen Schritt vor, um sie aufzuhalten. Aber Francine wäre in jedem Falle in seine Arme gesunken, selbst wenn er nach hinten gehüpft wäre.

Für einen langen Moment, einen ziemlich sehr langen Moment, fast schon eine kurze Weile, schauten sie sich an. Ihre Gesichter waren sich nahe, die Wolken ihres schneller gewordenen Atems vermischten sich.

»Ich will doch nur dich«, flüsterte Francine stockend. »Nur dich, Tony.«

Ihre Lippen näherten sich, er spürte ihren warmen Atem und dann strich ihre schmale, feste Zunge über seine Lippen, bittend und fordernd zugleich, und ihr Mund presste sich auf seinen. Ihre Hände krallten sich in seine Schultern.

Und dann fasste Tony sie um die Schulter und seine andere Hand fuhr unter ihren Kniekehlen durch. Er hob sie hoch und Francines Hand antwortete, indem sie voller wilder Erregung durch sein Haar wühlte.

Tony ging leicht in die Knie, dann federte er hoch und schleuderte Francine wie ein wertloses Bündel in den Graben, wo sie in einem Laubhaufen, den ein fürsorglicher kommunaler Angestellter dort zur Abholung aufgeschichtet hatte, verschwand.

Dann blieb ihm noch Zeit, selbst über den Graben zu springen, das Auto erwischte ihn um ein Haar und Tony spürte, wie der Außenspiegel noch den lockeren Stoff seiner Jacke berührte.

Er sprang zu kurz, landete halb im Graben und rutschte mit den Schuhen in feuchten Morast.

Zwei, dreimal rutschte er ab, bis er Halt fand und die Böschung hochkam.

Der Wagen machte eine Vollbremsung, geriet auf dem Untergrund ins Schlingern und stand dann ein ganzes Stück entfernt schräg auf der Straße. Die Türen wurden aufgerissen. Tony wurde es fast schlecht. Vier Türen - vier Männer. Und vorne der Weißhaarige, der die linke Hand auf das Wagendach legte und feuerte, bevor Tony überhaupt denken konnte. Der Knall des Abschusses und das böse Heulen der vorbeifliegenden Kugeln gingen ineinander über. An Tonys Seite platzte die Rinde eines Baumes, frisches Holz blitzte hell, Splitter flogen.

Er musste von hier fort. Er konnte Francine nur dadurch schützen, dass er die Angreifer fortlockte. Die Gedanken kamen, als Tony schon aufgesprungen war und gebückt losrannte.

Unter seinen Schritten krachte das Unterholz, er stolperte über einen Ast, musste mit clownesken weiten Schritten das Gleichgewicht wiederfinden und hastete weiter. Er lief schräg in den Wald, wollte in einiger Entfernung an dem Wagen vorbei und weiter zu den Häusern. Dann hatte Francine Gelegenheit ihrerseits zu den Häusern zu fliehen.

Zwischen den Stämmen konnte er erkennen, dass sich drei der Männer an seine Verfolgung begaben. Der Weißhaarige blieb beim Wagen. Sein rechter Arm hing herab, seine Hand war in einen weißen Verband gehüllt. Der andere Arm war erhoben, wie ein Duellant verfolgte der weißhaarige Mann sein Ziel über Kämme und Korn. Er schoss nicht. Zu ungünstig die Entfernung, zu schnell wischte der Schatten des Verfolgten zwischen den Stämmen hindurch. Aber Tony hatte überzogen. Er hatte sich für ausdauernder gehalten, als er war - oder aber der tiefe, blätterraschelnde Waldboden sog ihm die Kraft schneller aus den Muskeln als seine Laufstrecke am Themse-Ufer. Seine Oberschenkel brannten, in seinen Ohren rauschte es.

Er warf sich gegen einen Baumstamm, saugte die kalte Luft ein. Dann lauschte er. Die drei Verfolger hatten sich getrennt. Er konnte sie von beiden Seiten hören. Rechts ... das mussten zwei sein. Sie brachen laut raschelnd durch das Unterholz. Links - nur Schritte, Rascheln, Schritte. Schneller, immer näher. Das war der dritte Mann. Er lief über einen Trampelpfad oder einen Wildwechsel und kam schneller voran. Mit zitternden Fingern versuchte Tony, den Knoten seiner Peitsche zu lösen. Das durfte nicht wahr sein! Der Knoten hatte sich verzogen, wollte nicht aufgehen, schlang sich bei jedem weiteren Versuch fester um das Handgelenk.

Keuchend mühte sich Tony ab, wurde von seinem eigenen Atemhauch wie von Nebel eingehüllt. Er schien Stunden mit dieser vergeblichen Mühe zu verschwenden. Die Schritte, das Rascheln seiner Verfolger kamen immer näher, schlossen sich um ihn wie eine zuschnappende Schere. Es gab keinen Ausweg, keine Fluchtmöglichkeit. Tony ging zum Angriff über. Er stieß sich von dem Stamm ab und rannte auf den einzelnen Verfolger zu.

Zuerst hielt sich Tony parallel zu dem Pfad, den der andere benutzte, beschleunigte auf dem leicht abschüssigen Untergrund, bis seine Lunge zu platzen schien, und schlug dann einen Bogen, um hinter den anderen zu kommen. Zu spät erkannte er, dass

der Mann nun die Deckung eines Stechpalmengebüschs hatte. Über den schulterhohen stacheligen Blättern sah Tony den Mann, der sein Feind war. Der Andere stieß hechelnd den Atem aus. Auf seiner Stirn schimmerte Schweiß, als er nun anhielt und sich umdrehte, stieg Dampf von seinem Kopf auf. Er hatte seine Pistole in der rechten Hand getragen, nun stellte er sich breitbeinig in Position und fasste die Waffe mit beiden Händen. Er ließ sich Zeit. Er war außer Atem, und er sah sich vom Ilex-Gestrüpp gedeckt. Der Angreifer musste es umrunden und kam ihm dann direkt vor die Mündung. Er brauchte nur zu warten.

Aber Tony Tanner nutzte die Strategie, die jeder Schwächere nutzt, sofern er überleben will und genügend Intellekt besitzt. Mehr Schmerz, weniger Rücksicht auf sich selbst, das eigene Blut vergießen, um den Gegner zu vernichten, Nahkampf, um ihn zu besiegen.

Krachend brach Tony mitten durch das Gestrüpp. Die harten Blätter mit ihren spitzen Nadeln schlugen ihn ins Gesicht, rissen seine Haut auf. Er wollte schreien, bekam keinen Ton heraus, wurde vom eigenen Schwung vorwärts gerissen, wedelte mit den Armen, schlug um sich auf die Blätter, vollführte komische Hopses, um das Gleichgewicht zu halten.

Der Andere sah ihn aus den Augenwinkeln kommen, fuhr herum und feuerte. Er war überrascht und sein Schuss ging irgendwo seitlich in den Wald. Noch einmal nahm er das Ziel auf, hielt Kimme und Korn mitten auf die Brust des heranstürmenden Tony. Der Schussfinger krümmte sich, zwei, drei, vier Schüsse jagten aus der Mündung.

Tony konnte nicht ausweichen, sich nicht verstecken. Immer noch trieb ihn der eigene Schwung nach vorne, die Konsequenz einer einmal getroffenen Entscheidung prügelte ihn vorwärts. Sein Fuß blieb an einem Ast hängen, er kippte nach vorne, hörte einen Schrei und zugleich die Schüsse. Die Projektile sirrten über ihn hinweg, immer im selben Abstand. Tony stolperte vorwärts,

zu schnell für den Schützen, um die Differenz auszugleichen. Er feuerte noch einige Male, verfehlte und wurde im nächsten Augenblick von Tony gerammt.

Tony Tanner gab die Energie seines Aufpralls an den Mann weiter. Der andere taumelte nach hinten, während sich Tony an ihm abstützte und wieder hochkam, dann den Waffenarm des anderen zu fassen kriegte und ihn wie bei einem Tanz daran herumwirbelte. Er zwang den Kerl in eine volle Umdrehung, änderte dann die Richtung und schob ihn mit aller Macht gegen einen Baum. Das Gesicht des Mannes krachte gegen die Borke, Tony sprang ihn von hinten an und prellte den Kopf noch einmal gegen den Stamm. Die Knie des anderen wurden weich, er sank zusammen, fiel kraftlos nach hinten.

Tony sah die Spuren der Rinde auf dem Gesicht des anderen - eines hellhäutigen Europäers - Blutfäden aus der Nase, der gespaltenen Lippe, den Brauen, ein schiefersitzender Zahn hing über der Unterlippe. Der Mann starrte ihn aus glasigen Augen an.

Tritt ihm die Rippen ein, fuhr es Tony durch den Kopf. Das würde Steele jetzt auch machen. Tritt ihm die Rippen über dem Herzen ein!

Aber Tony Tanner trat nicht, konnte es nicht. Er suchte nach der Waffe, suchte mit gebeugtem Oberkörper, fand sie, wollte sich bücken und wurde dann selbst von einem Tritt in die Rippen getroffen, der ihn taumeln machte. Gekrümmt versuchte Tony einen Seitschritt und fing sich den nächsten Tritt ein, der ihn endgültig umwarf. Es wurde Nacht vor seinen Augen. Von fern, als würde es ihn nicht betreffen, hörte er das Krachen seines Sturzes, spürte wie durch Watte gedämpft den Aufprall.

Ein Kniegelenk knackte leise, als sich ein Mann neben ihn hockte. Langsam setzten sich Tonys Gedanken wieder in Bewegung. Er behielt die Augen geschlossen und rührte sich nicht.

»Weichei!«, hörte er von der anderen Seite und dann das Knistern von Kleidungsstoff. Der zweite Mann trat auf Tonys Arm und ging in die Hocke. Etwas Hartes presste sich gegen Tonys Schläfe. Dann ein metallisches Klicken, als ein Hahn gespannt wurde.

»Moment, du willst mich doch jetzt nicht vollsauen!«

»Ich leg ihn um, dann kannst du danach suchen.«

»Ich will mich nicht durch die Sauerei durchwühlen. Außerdem stinkt es.«

»Dann mach hinne, verdammt!«

Ungeschickte Finger begannen am Reißverschluss von Tonys Lederjacke zu zerren. Tony wurde hin- und hergeschüttelt, dann ratschte der Verschluss auf, und die Finger begannen, den Pull-over darunter zur Seite zu ziehen und nach Tonys Hals zu tasten.

»Scheiße noch mal, wo ist das?«

Jetzt, als sich die kalten, nervösen Finger um das Lederband schlossen, verstand Tony, wonach die Männer suchten. Sie wollten das Amulett, das ihm Häuptling Koala gegeben hatte.

Die Finger schlossen sich um das Lederband, wollten es zerreißen. Tonys Kopf wurde hochgehoben, der Mann fluchte leise und schnaufte, wurde ungeduldig und zog kräftiger. Das Leder schnitt sich in Tonys Haut ein. Sein Kopf wurde noch ein Stück höher gerissen, dann schlug von der anderen Seite eine Hand auf seine Schulter, um ihn wieder auf den Boden zu drücken.

Der Geruch von Haargel. Der eine Mann legte sich halb auf Tony, wickelte das Lederband um seine Faust und zog. Ein unterdrücktes grunzendes Geräusch kam aus seinem Mund.

Tony Tanner schlug die Augen auf. Dann folgte er seinem Instinkt. Tausende von Jahren menschlicher Evolution waren hier überflüssig. Er folgte den Impulsen aus den dunkelsten Verließe seines Unbewussten, überließ sein Handeln den Nerven Netzwerken, die seit Urzeiten im Schlamm des Vergessens auf

ihre Chance lauern. Und die bekamen sie.

Tony Tanner biss zu. Mit einem kehligen Knurren schnappte er zu, erwischte mit den Schneidezähnen etwas Warmes, Weiches, hatte plötzlich Eisengeschmack auf der Zunge, schlug seine Zähne wie Zangen in das Weiche, riss mit einem Ruck den Kopf zurück und spuckte aus. Im gleichen Moment brüllte der Mann über ihm wie ein Stier, zuckte mit seinem ganzen Gewicht zurück, das Lederband riss, der Mann taumelte zur Seite und hielt sich die freie Hand an den blutenden Kopf.

Mit dem Lederband wurde auch Tony wieder hochgerissen und hing im schrägen Winkel in der Luft. Bevor er wieder stürzte, konnte er sich zur Seite drehen. Er kam auf den Arm des anderen Mannes zu liegen, drehte sich noch ein Stück und konnte nun zupacken. Mit einem Ruck zog Tony den Arm mit der Waffe hoch.

Die Waffe krachte, auf der Schulter des brüllenden Mannes erschien ein großer roter Fleck, dann verstummte das Brüllen und der Mann stürzte nach hinten. Leise wimmernd blieb er liegen, seine Beine zuckten.

Tony versuchte, seinen Ellbogen nach hinten zu werfen, aber der andere trat ihm in die Nieren. Der Schmerz lähmte Tony, der andere konnte seinen Arm unter Tonys Körper durchziehen. Bevor auch die Pistole wieder frei war, legte sich Tony mit seinem ganzen Gewicht auf die Waffe. Der Mann ließ die Pistole los, bekam seinen Arm endgültig frei, trat Tony noch einmal in den Rücken und spurtete los.

Im Vorbeihasten riss er dem verletzten Kumpan das Lederband mit dem Amulett aus der Faust. Der krallte sich um seine Beute, wurde mitgeschleift und musste schließlich loslassen. Der andere rannte durch das Unterholz davon.

Tony war schlecht vor Schmerzen. Jede Bewegung brachte seine Nerven zum Glühen, er fürchtete, ersticken zu müssen, weil das Atemholen zur Qual wurde. Alles in ihm schrie danach, lie-

gen zu bleiben, sich ganz seiner Erschlaffung zu überlassen.

Ein anderer Impuls machte sich hörbar. Knisternde, rauschende, verstümmelte Funksignale gestrandeter Willenskraft, Trommelsignale aus den unerforschten Wildnissen der menschlichen Natur, wurden drängender, schoben sich in den Vordergrund. Wie eine Rote urzeitlicher Jäger krochen sie über den Horizont von Tonys Bewusstsein, trieben sein zagendes Ich in die Enge, hockten sich die durchgescheuerten Rücken von Begriffen wie *Stolz* und *Selbstachtung*.

Tony raffte sich auf, angestachelt von einem *Du musst*, das er nicht mehr ignorieren konnte. Mühsam, stolpernd und trippelnd, machte er sich auf die Verfolgung, watete bei jeder Bewegung durch rote Lava, gewann mit jedem Schritt mehr Sicherheit, kapselte den Schmerz ein, verdrängte ihn, schickte ihn dorthin, wo er schmerzen konnte, ohne wehzutun.

Der Verfolgte hörte das Krachen und Brechen kleiner Zweige hinter sich, wollte sich noch ducken, da warf sich Tony Tanner schon gegen ihn. Der Mann knickte in den Knien ein, schien nach vorne zu fallen. Nun lernte Tony Tanner etwas sehr Persönliches über seinen Gegner: Der Mann hatte im Judo-Unterricht aufgepasst. Für ihn kam diese Erkenntnis zu spät.

Der braune Waldboden und der hinter kahlen Ästen gefangene Himmel tauschten die Positionen.

Er flog über den Mann hinweg. Mit einem instinktiven Reflex krallten sich seine Finger im Mantel des Gegners fest. Tony prallte auf den Boden. Der Aufprall trieb ihm die Luft aus den Lungen. Aber er hatte nicht losgelassen, er hatte den anderen mit zu Boden gerissen.

Nun ließ Tony Tanner mit der einen Hand los und drehte sich. Auch der andere sprang wieder auf die Beine, schneller und kraftvoller als Tony. Aber bevor er den Oberkörper aufrichten konnte, war Tonys Hand in seinen Haaren. Und dann sprang Tony Tanner in die Höhe, das eine Knie angewinkelt und drück-

te zugleich den Kopf seines Gegners nach unten. Der andere konnte sich nicht mehr abdrehen, sein Gesicht knallte gegen das Knie. Noch einmal und noch einmal schmetterte Tony sein Knie mit aller Wucht in sein Ziel. Dann sank der andere zusammen.

Tony schaute sich um. Durch den Wald wankten zwei Gestalten, die sich gegenseitig stützten. Als sie ihn erkannten, blieben sie stehen. Diese beiden stellten keine Gefahr mehr dar. Auch nicht der dritte Kerl, der wie ein nasser Sack zu seinen Füßen lag. Tony ging nicht besonders zartfühlend vor, als er sein Amulett aus der Faust des Mannes nahm und in seine Tasche steckte.

Er war jetzt wieder fast an der Straße. Nur wenige Meter entfernt stand der Wagen und brabbelte im Leerlauf. Zwischen den Baumstämmen sah Tony den weißhaarigen Mann. Auch der andere sah ihn und begann zu schießen.

Mit einer schnellen Drehung fand Tony hinter einem Baum Deckung. Die Kugeln schlugen links und rechts Rindenstücke aus dem Stamm. Gegen seinen Schutz gedrückt, versuchte Tony noch einmal, den Knoten seiner Peitsche zu lösen. Endlich fanden seine Finger den richtigen Ansatzpunkt. Im gleichen Moment verstummten die Schüsse. Vorsichtig schob Tony den Kopf zur Seite, um zur Straße zu blicken.

Der Weißhaarige bewegte sich gelassen über die Straße. Fort von dem Wagen. Dorthin, wo Francine war.

Die beiden Männer näherten sich einander im spitzen Winkel. Der weißhaarige Mann wandte den Kopf zum Wald und beschleunigte seine Schritte. Zwischen den Bäumen tauchte sein Verfolger auf, setzte über den Graben, stolperte und stürzte. Der Sturz rettete sein Leben, denn die Schüsse, die der Weißhaarige abgab, gingen über ihn hinweg, die Kugeln fraßen sich ein Stück weiter in den Asphalt.

Bevor der Weißhaarige wieder zielen konnte, hatte sich sein Verfolger aufgerichtet und rannte auf ihn zu. Im Rennen warf er den rechten Arm nach hinten, schleuderte ihn nach vorne und

ließ eine dünne Peitsche auf den weißhaarigen Gegner zuschießen. Der Lederstreifen wickelte sich mit einem leisen Pfeifen um den Pistolenarm, ein Ruck ließ den Mann das Gleichgewicht verlieren.

Der Weißhaarige schwebte für einen Augenblick in der Luft. Ein weiterer Ruck der Peitsche warf ihn herum, sodass er mit dem verletzten Arm voran auf den Boden schlug. Es gab keinen Schmerzensschrei, nur ein wütendes Zischen, dennoch verließen den weißhaarigen Mann die Kräfte und die Pistole fiel aus seiner Hand. Bevor er wieder danach greifen konnte, hatte ihn der andere ein Stück über die Straße geschleift, löste die Peitsche mit einer heftigen Armbewegung und war selbst mit einigen Sätzen bei der Waffe. Er bückte sich nicht danach, sondern trat sie fort, dass sie in den Wald flog. Der weißhaarige Mann hatte sich auf die Seite gewälzt und richtete sich auf. Er stand unsicher auf den Beinen. Der Verband an seiner linken Hand zeigte dunkle Flecken.

Die beiden Männer schauten sich kurz an. Jeder schien auf die Aktion des anderen zu warten. Ein Motor heulte auf, von hinten kam im Rückwärtsgang der Wagen angejagt. Durch das Rückfenster konnte man die Köpfe der Männer sehen, die im Fond saßen. Der eine presste sich eine blutverschmierte Hand an die Schläfe, der Kopf des anderen pendelte kraftlos und fuhr nach hinten, als der Wagen scharf neben dem Weißhaarigen bremste.

Der Mann stieg ein, immer noch seinen Gegner fixierend. Es war nicht auszumachen, ob seine Langsamkeit eine Provokation sein sollte oder ob ihn der Schmerz lähmte. Die Szene gewann etwas Irreales, als wäre sie der Ausschnitt eines Theaterstücks, das nach uralten Regeln abläuft, deren Sinn keiner mehr kennt.

Als er sich auf den Beifahrersitz fallen ließ und die Tür schließen wollte, während der Wagen mit aufheulendem Motor schon vorwärts ruckte, ertönte ein trockener Knall. Die Peitsche wickelte sich um das linke Handgelenk des weißhaarigen Mannes.

Der Weißhaarige wurde halb aus dem Wagen gerissen, klemm-

te sich zwischen Sitz und Mittelsäule fest. Er schrie einen kehligen Befehl, aber der Wagen beschleunigte immer noch. Der Mann mit der Peitsche stand breitbeinig und mit leicht gebeugten Knien und ließ sich wie ein Wasserskiläufer mitziehen. Zugleich wickelte er mit der freien Hand die Peitsche auf und verkürzte die Distanz.

Als der Wagen endlich bremste, war er neben der hinteren Tür. Er zog an der Peitsche und schlug dann mit aller Kraft die Wagentür zu. Einmal, zweimal, dreimal. Es wäre ihm auch beim vierten Versuch nicht gelungen, die Tür zum Einrasten zu bringen. Das lag an der linken Hand des Weißhaarigen, die bei jedem Aufschlag der Tür etwas an Form verlor, aber dennoch durch die Peitsche an der Mittelsäule fixiert war. Der Weißhaarige brüllte weiter seine kehligen Befehle, in seine Stimme kam ein schriller Klang.

Dann wurde die Peitsche zurückgezogen. Der Wagen beschleunigte mit durchdrehenden Rädern und verschwand hinter einer Kuppe. Der Mann blieb alleine, mitten auf der Straße, zurück. Er wickelte seine Peitsche auf und legte sie sich um sein Handgelenk. Dabei blieb er immer noch breitbeinig stehen, den Kopf ein wenig zwischen die Schultern gezogen wie ein Boxer. Sein Atem stand ihm als Wolke vor dem Mund. Er ballte die Fäuste und drehte sich um.

Tony Tanner hatte das Gefühl, über Wasser wandeln zu können. Er hätte auch fliegen können, wenn er es gewollt hätte. Als er bei dem Laubhaufen anlangte, wühlte sich Francine gerade aus den Blättern.

»Was war das, was war los?«, sprudelte sie heraus. »Ich habe Schüsse gehört!«

»Eine Bande von westukrainischen Mädchenhändlern. Vor denen wird doch seit Tagen in den Zeitungen gewarnt.«

»Was? Was meinst du?« Francine schaute verwirrt in Tonys lächelndes Gesicht. Er zupfte ihr zärtlich ein Blatt aus dem Haar.

»Sollte ein Scherz sein«, erklärte er und lächelte sie wieder an.
»Es waren Typen, die mit einer Arbeit nicht zufrieden waren.«

»Oh Gott ...« Francine schaute Tony an und musste sich an ihm festhalten. Sie hatte das Glitzern in seinen Augen gesehen. Und ihr weiblicher Instinkt hatte ihr nur eines signalisiert: Das ist der Sieger, das dominante Männchen, das Alpha-Alpha-Tier, der Mann schlechthin.

Sie klammerte sich an ihn. »Nimm mich«, flüsterte sie, »nimm mich hier und jetzt. Sonst werde ich wahnsinnig!«

Tonys Hand ergriff ihr Bein, das sie um seine Hüfte geschlungen hatte, und fühlte ihren weichen bebenden Schenkel. Nichts konnte ihn aufhalten.

»Praktischerweise ... habe ich beim Umziehen ... mein Höschen vergessen«, flüsterte Francine mit keuchend heißem Atem in sein Ohr, und dabei glitt ihre Hand unter seinen Gürtel.

»Francine! Oh Francine!«

Die Stimme drängte sich in ihr Ohr.

Tonys Mutter tauchte auf der Landstraße auf.

»Francine, wo bist du? Du musst kommen, der Kleine schreit und lässt sich nicht beruhigen! Francine?«

Tony Tanners Mutter zeigte alle Anzeichen größter Aufregung. Schon ihr Äußeres gab solche Signale ab - sie schlurfte eilig herbei - in viel zu großen grünen Gummistiefeln, die eigentlich Tonys Vater gehörten, und hatte sich eine rot-blau karierte Holzfällerjacke übergeworfen, die ebenfalls aus dem Fundus von Dr. med. John Tanner stammte.

Sie fand ihren Sohn und ihre Wunsch-Schwiegertochter am Wegrand stehend, in Betrachtung der winterlichen Natur versunken. Es entging trotz ihrer Aufregung den sperberscharfen Blicken von Misses Tanner nicht, dass sich die beiden jungen Menschen an den Händen hielten, ja, Francine schien sich sogar

ziemlich fest an Tony zu klammern.

»Francine! Mein Gott, dass ich dich endlich finde. Ich störe doch wohl hoffentlich nicht?«

»Nöööh, wir schauten uns nur gerade diese wunderschöne Blatterfärbung an«, versicherte ihr Sohn, ohne sie anzuschauen.

»Wir waren sowieso schon kurz davor zu kommen«, ergänzte Francine und drückte heimlich Tonys Hand.

»Tut mir so leid«, fuhr Tonys Mutter, sich wieder ihrer Aufregung erinnernd fort, »aber der Kleine schreit und lässt sich nicht beruhigen und John hat diese fürchterlichen Köter von Hickory da und die kläffen, weil der Kleine schreit ...«

»Au weia«, rief Francine, »er wird doch nicht wieder diese Blähungen haben.« Gemeinsam strebten die beiden Frauen der Tannerschen Behausung zu. Tony war abgemeldet. So rasch vergeht männliches Heldentum.

Ihm war das nicht mal unrecht. Er hatte eine andere Planung gehabt, aber nun, wo es so war, wie es nun einmal war, trödelte er hinter den Damen her. Dann dachte er daran, dass im Wald noch scharfe Waffen lagen und dass Kinder sie finden könnten. Also stiefelte Tony Tanner zurück, fand die Pistolen und vergrub sie in einem Loch im Graben, wo sie schon bald vom Rost zerfressen sein würden.

Es gelang Tony, sich durch den Hintereingang ins Haus zu schleichen, während vorn eine heftige Säuglingsberuhigungsaktion ablief und sein Vater sich in strengem Ton abmühte, Hickorys Hunde ruhig zu halten.

Tonys Kleidung hatte gelitten, der Träger auch. Jetzt, wo das Adrenalin langsam aus seinem Blut schwand, spürte er den Schmerz und fühlte sich wie ein Testwagen nach der Rüttelstrecke. Nur mit Mühe konnte er die Selbstbeherrschung bewahren, als der Duschstrahl auf seine zahlreichen blauen Flecken prasselte. Am liebsten hätte er dem Lärmchor im Hause Tanner sein eigenes Stimmorgan hinzugefügt.

Danach stand er vor der Aufgabe, die Wunden in seinem Gesicht verschwinden zu lassen. Eigentlich wollte Tony noch in seinem Zimmer bleiben, aber sein Vater rief ihn.

»Telefon für dich«, sagte er als, Tony die Treppe herunterstieg.

»Kann nicht für mich sein«, war Tony überzeugt.

»Die Dame wollte Herrn Tony Tanner sprechen«, beharrte sein Vater. »Ist was mit deinem rechten Arm?«

»Zwickt ein bisschen. Hab beim Hanteltraining überzogen. Ist aber nicht schlimm.«

»Du machst Hanteltraining? Braver Junge. Was drückst du denn so?«

Tony war am Telefon angelangt und fragte sich, wer ihn hier anrufen sollte. Ob Janet Baker unter Umständen? Nur sie konnte die Nummer haben.

»Im Brustdrücken schaffe ich mein Eigengewicht plus ein paar Kilo«, antwortete er seinem Vater beiläufig und erntete ein anerkennendes Pfeifen, worauf sofort die beiden Hunde, die das auf sich bezogen hatten, angesprungen kamen und in Erwartung eines neuerlichen Spaziergangs fiepten und winselten.

»Tony Tanner«, meldete er sich am Telefon.

Aus dem Hörer klang einen Moment lang nur leises Rauschen, so dass er schon glaubte, die Verbindung sei unterbrochen.

Dann kam eine leise Stimme. »Tony? Hallo, ich bin es nur. Lucille.«

Tony musste sich an der Wand abstützen. Er brachte kein Wort heraus.

»Hallo? Tony? Hörst du mich ...«

» ... ja doch. Klar höre ich dich. Es kam jetzt nur ein wenig überraschend.«

Im Hintergrund hatte sich das anhaltende Quäken in ein zufriedenes Glucksen verwandelt. Tony hörte die Stimme seiner Mutter, die irgendwelche undefinierbaren *Baby im Arm Schaukel-Laute* von sich gab. Francine huschte an Tony vorbei und hauch-

te ihm einen Kuss in den Nacken. Diese Berührung lief durch sein gesamtes Nervensystem und zwang ihn, wie in einem Seufzer einzuatmen..

Gleichzeitig, als würden sich die zwei Frauen zu einer Person vereinen, klang erneut Lucilles Stimme in seinem Ohr. Lucille sprach langsam, zögernd und leise, als sei sie aus der Übung gekommen.

»Du freust dich ... hoffe ich einmal«, klang es aus der Hörmuschel. »Wir hatten ja eine lange Sendepause ...«

»Wie geht es dir?«

»Nun ja - es geht ... irgendwie. Ich vermisse dich so, Tony. Ich konnte es nicht länger aushalten. Darum habe ich zuerst bei dir angerufen und dann bei deinen Eltern, weil ich dachte ... na ja. Der Conte hatte mir strengstens verboten, dich anzurufen und ...« Hier brach Lucille mit einem unterdrückten Schrei ab. Es knackte und knirschte in der Muschel. Lucille schien den Hörer weggeworfen zu haben.

Tony hörte Schritte, unterdrückte Stimmen, deren Worte er nicht verstehen konnte. Dann begann es auf andere Weise im Hörer zu rauschen und Tony wusste, dass die Freisprechanlage angeschaltet worden war.

»Wie Sie sich inzwischen schon selbst vergewissern konnten, hat das weibliche Kommunikationsbedürfnis meine Bitte, Telefonate zu unterlassen, überwunden.« Das war die Stimme des Conte di Saloviva, kühl und klar, als stünde er direkt neben Tony.

»Die Engel haben ihre Hierarchie, die menschlichen Bedürfnisse auch«, antwortete Tony. Er wollte irgendetwas zu Lucilles Verteidigung sagen, aber ihm fiel nichts ein. Darüber ärgerte er sich und fühlte sich zugleich widerwärtig hilflos, so weit von ihr entfernt. Er konnte die Szene förmlich vor Augen sehen, die sich im selben Moment in einem anderen Winkel Europas abspielte: Eine Lucille, die mit professioneller Gelassenheit die Peinlichkeit

der Situation überspielte, und neben ihr Conte Hercole di Salovi-va mit seinem kahlrasierten Kopf und dem Spitzbart, elegant gekleidet, aufrecht und straff wie ein Schlachtschiffkapitän bei der Seeparade. Ein Mann, dessen sanfte Höflichkeit in den letzten Monaten nicht ganz die stählerne Strenge verbergen konnte - oder wollte - die das Wesen des Conte ebenso bestimmte. Dieser Mann hatte ihn, Tony Tanner, abserviert. Und nun hackte er auf Lucille herum. Tony hörte ein leises Grollen und wunderte sich, dass es aus seiner eigenen Kehle gekommen war. Sicherlich waren da noch vagabundierende Adrenalinreste in seinem Lebenssaft.

Wieder huschte Francine an Tony vorbei. Jetzt nahm sie sich die Zeit, ihn kurz von hinten zu umarmen und an seinem freien Ohrfläppchen zu knabbern. Wieder lief ein Schauer durch seinen Körper, und er hätte am liebsten wohligh geknurrte, musste diesen Laut aber unterdrücken.

»Ich stehe dazu«, klang gleichzeitig Lucilles Stimme. »Ich wollte Tony anrufen und ich habe es getan. Das hier ist kein Gefängnis.«

»Aber Mademoiselle Chaudieu, bitte.« Der Conte sprach nicht mehr genau in Richtung der Telefonanlage, darum war seine Stimme jetzt leiser. »Natürlich ist das hier kein Gefängnis, und es steht mir auch in keiner Weise zu, Ihnen Verbote zu erteilen. Sollte bei Ihnen ein solcher Eindruck entstanden sein, so muss ich mich für meine Ungeschicklichkeit in der Formulierung entschuldigen. Aber Sie wissen ebenso wie ich, Mademoiselle Chaudieu, dass uns ein gewisses Maß an Vorsicht gut ansteht und dazu gehört es auch, keine Anrufe zu tätigen, um so einen eventuellen Gegner auf eine Spur zu bringen, die er vorher noch nicht hatte.«

Vergebliche Liebesmühe, dachte Tony. Wer auch immer der Gegner ist, er hat es nicht nötig, erst auf Lucilles Anruf zu warten, um mich zu finden.

»Herr Tanner, ich möchte, dass Sie so schnell wie möglich - also heute oder morgen - zurück nach Collesavetti kommen«, sagte der Conte plötzlich.

Mit allem hatte Tony gerechnet, nur nicht damit. Es war für ihn schon fast eine Überraschung, dass der Conte überhaupt mit ihm redete. Und nun sollte er Hals über Kopf in die Toskana aufbrechen?

»Nein«, hörte sich Tony sagen. »Nein, das geht nicht. Das geht nicht nur nicht - es geht überhaupt gar nicht!« Während er mit leichter Überraschung seiner eigenen Stimme lauschte, spürte er, wie sich seine Muskeln instinktiv versteiften, als erwarte er einen Schlag. Sein Arm begann, heftiger zu schmerzen.

In der Leitung rauschte es leise. Mit einem Mal erschien Tony dieses leise Hintergrundgeräusch bedrohlich - vom Wind bewegtes Gebüsch, hinter dem der Gegner auf der Lauer liegt. Er hätte gerne gesehen, welche Reaktion der Conte di Saloviva zeigte.

»Nein?«, kam jetzt dessen Stimme wieder. »Habe ich Sie korrekt verstanden, Herr Tanner - Sie kommen nicht?«

»So ist es, ich komme nicht«, antwortete Tony. Er sprach vielleicht eine Spur zu schnell und zu brüsk, aber er musste eine innere Barriere überwinden und stolperte förmlich in diesen Satz hinein. *Damit ist die Sache wohl erledigt*, fuhr es ihm gleichzeitig durch den Kopf. *Ich werde Lucille nie wiedersehen, jetzt habe ich mich selbst aus der ganzen Geschichte herauskatapultiert*. Der Gedanke verursachte einen wohltuenden Schmerz.

Der Conte räusperte sich leise. »Ist es vermessen zu fragen, welche Gründe Sie zu dieser Entscheidung bewegen, Herr Tanner?«, fragte er. Tony glaubte, in der entfernten Stimme fast so etwas wie leichten Spott zu hören und spürte spontan Verärgerung in sich aufsteigen.

»Es ist eine wichtige Angelegenheit, die ich zu erledigen habe.«

»Ohne Ihre Bewertungsmaßstäbe anzweifeln zu wollen, Herr Tanner, aber die Aufgabe, zu der wir uns zusammengeschlossen

haben, darf auch eine gewisse Wichtigkeit beanspruchen.«

»Es war nie meine Absicht, daran Zweifel zu formulieren«, bemühte sich Tony nun um eine gelassene Antwort, die sich ungewollt der etwas gestelzten Ausdrucksweise des Conte anpasste. »Aber hier geht es um mein Wort, das ich gegeben habe. Es ist eine Sache meiner persönlichen Ehre und der Loyalität zu Menschen, die ihr Vertrauen auf mich gesetzt haben. Das mag nun sehr individualistisch klingen, aber ich halte dies für ein Argument, um meine Anreise, falls dann noch gewünscht, um etwa zwei Wochen zu verschieben.«

Wieder Rauschen. Der Conte ließ sich Zeit mit der Antwort. Tony glaubte, nervöses Scharren von Schuhen zu hören - das konnte nur Lucille sein. Und diese Schritte, die sich entfernten und wieder näherten, das musste der Conte di Saloviva sein.

»Ich akzeptiere Ihre Entscheidung«, meldet er sich dann wieder. »Wann darf ich Sie also hier erwarten?«

Tony überlegte. Ihm wurde bewusst, wie wenig Zeit ihm für seine Aufgabe noch blieb. Keine guten Erfolgsaussichten. »In zehn Tagen«, lautete Tonys Antwort dann.

»Würde es den Abschluss Ihrer Angelegenheiten beschleunigen, wenn Mademoiselle Chaudieu nach London ...«, setzte der Conte zu einer Frage an.

»Auf jeden Fall«, unterbrach ihn Lucilles Stimme. »Ich reise so schnell wie möglich.«

Auf englischer Seite wurde nur ein etwas gequältes »Ääää« in das Telefon gedrückt, womit sich die Ausdrucksweise wieder normalisierte. Mit dieser Variante hatte Tony nun allerdings am wenigsten gerechnet. Vor einigen Tagen noch, als er einsam den Mond angeheult hatte, hätte er einen Luftsprung vor Freude gemacht. Nun unterließ er diese Bekundung seiner emotionalen Befindlichkeit, unter anderem auch deshalb, weil Francine mal wieder vorbeikam und ihm mit liebevoller Kennerschaft den Popo tätschelte.

»Ich kann nicht ausschließen, dass es eine Gefährdung gibt und

daher ...«

»Keine Angst, die englische Küche werde ich schon überleben«, unterbrach ihn Lucille. »Und was die englischen Männer angeht, von denen sind sowieso die meisten schwul.«

Tony sah sich genötigt, eine Lanze für die Homosexuellen des Vereinten Königreiches zu brechen, indem er darauf hinwies, dass sexuelle Präferenzen keine unmittelbaren Rückschlüsse auf potentielle Gefährlichkeit einer Person zuließen.

»Es ist also entschieden«, lautete Lucilles Antwort. Und dann fügte sie noch hinzu: »Wie schön, dass du dich so sehr freust!«

»Natürlich freue ich mich«, versuchte Tony, die Situation zu retten. »Aber ich will doch nicht, dass du in Gefahr gerätst, weil du mir helfen wolltest.«

»Ich vermute, Mademoiselle Chaudieu will vor allem vermeiden, dass Sie in Gefahr geraten, Herr Tanner, welche es auch immer sein mag«, schaltete sich nun der Conte doppeldeutig ein. »Es bleibt also dabei. Falls Sie weitere Hilfe brauchen, die wir Ihnen geben könnten, lassen Sie es mich wissen. Selbst wenn ich mir und meiner Vorsicht bei Telefonaten jetzt selbst widerspreche. Ich wünsche Ihnen alles Gute und hoffe, Sie dann also in zehn Tagen zu sehen. Ach so, noch eins, ich darf erwarten, Herr Tanner, dass Sie sich als Gentleman zeigen.«

Tony legte das altmodische Telefon vorsichtig zurück auf die Gabel. Was sollte das denn nun heißen? *Sich als Gentleman zeigen*. Bestand der Verdacht, dass er sich schon am Flughafen auf Mademoiselle Chaudieu stürzte und es ihr auf der Herrentoilette besorgte? Oder definierte sich ein Gentleman durch eine Frage wie *Wären Gnädigste mit ein wenig a tergo einverstanden?* Es war einfach nur zu blöde. Sollten sie ihm doch alle gestohlen bleiben.

»Na, gute Nachrichten?« Francine stand plötzlich neben ihm und blickte zu ihm auf, als gäbe es in Tonys Gesicht den letzten Teil eines wichtigen Kuchenrezeptes zu lesen.

»Ich weiß nicht so genau«, antwortete Tony und war damit, für

sich selbst überraschend, sehr ehrlich. Nach einem schnellen Blick über den Flur schmiegte sich Francine an ihn.

»Aber bisher war das Wochenende doch nicht schlecht oder?«, fragte sie.

»Von Ausnahmen abgesehen zeigte sich eine positive Tendenz.«

Francines Mund näherte sich seinem Ohr. »Ich würde dich gern mal besuchen. Deine Mutter würde auf das Kleine aufpassen und wir könnten bummeln gehen. Unverbindlich.«

»Unverbindlich?«

»Na ja, ich bin ja sehr geschickt und will dich nicht zu früh verschrecken. Aber im Grunde will ich dich narkotisieren und meine Klein-Mädchen-Phantasien an dir austoben.«

»Klingt interessant. Knöpfe an den Bauch nähen und so was?«

»Du könntest dich überraschen lassen. Es ginge übrigens auch ohne Narkose. Also, ich darf dich demnächst besuchen?«

»Sicher, ich würde mich freuen«, antwortete Tony. Und dachte: *Wo will eigentlich Lucille schlafen? Bei mir etwa, daher der Gentleman?*

Am Montag versuchte Tony Tanner mit gesenktem Haupt und einem knappen Gruß durch das Vorzimmer zu huschen, aber er entging den prüfenden Blicken Janet Bakers nicht.

»Guten Morgen, Tony«, trällerte sie fröhlich, so als wäre Freitagnachmittag und nicht Montagmorgen. »Sie sehen etwas mitgenommen aus. Tolles Wochenende gehabt?«

»Mountainbiken in Wales«, log Tony.

»Oh.«

»Ja, mit Karacho ins Gestrüpp, Bremsbowdenzug vorn war gerissen. Und Sie?«

»Ich? Oh, ich habe zuhause gegessen, Tagebuch geschrieben, Musik gehört und telefoniert. Ich musste ja meine Abenteuer

nach Clacton-on-sea durchgeben. Wird eine heftige Telefonrechnung. Aber dafür habe ich bei allen Mädels aus der Abschlussklasse so richtig angegeben.« Sie verdrehte begeistert die Augen und Tony gewann auf diese Weise einen Eindruck, welche Art von Mimik Fräulein Baker bei gewissen Varianten des menschlichen Zusammenseins wohl zeigen mochte. Sie war auch an diesem Montagmorgen schlichtweg hinreißend und zuckersüß.

Nach dieser Feststellung, die nicht besonders hilfreich war, machte sich Tony Tanner daran, etwas für sein Gehalt zu tun. Bei Durchsicht seiner Post stellte er fest, dass mit einer Ausnahme nicht er, sondern Fräulein Baker die Adressatin war. Irgendwie hatte sich herumgesprochen, dass sie seine Sekretärin war, und nun wurde er gnadenlos als Anlaufstelle benutzt, um Janet Baker mit Einladungen zu bombardieren. Bevor sich Tony darüber rechtschaffen ärgern konnte, zwickte es ihn an verschiedenen Stellen, die am Vortag Kampfkontakt gehabt hatten, und er beschloss, einen Arzt aufzusuchen. Der Gedanke behagte ihm nicht, aber er wollte auch kein Risiko eingehen.

Natürlich war Doc Grands die erste Wahl, aber der meldete sich nicht am Telefon, also musste Tony zu einer anderen Adresse.

Er verbrachte geraume Zeit im Wartezimmer und wurde dann von dem Mediziner nach allen Regeln der Kunst auf den Kopf gestellt.

»Wie ein Hooligan sehen Sie eigentlich nicht aus«, sagte der ältere Arzt dann und fixierte Tony über den Rand seiner Brille.

»Wie bitte? Ich verstehe ...«

»Doch, junger Mann, das tun Sie. Sie sind ja nicht blöde. Wissen Sie, ich war mal ehrenamtlich bei einem Sportverein tätig, ich weiß wie es aussieht, wenn man sich mit dem Fahrrad legt. Selbst in Wales. Die Geschichte können Sie knicken.«

»Nun ja, es war eher Prügelsport. Hat aber nichts mit Hooligans und Fußball und so zu tun«, rückte Tony mit einer Halbwahrheit heraus.

»Tatsächlich? Ich habe schon oft davon gehört, dass es solche Clubs gibt. Käfigkämpfe und derartiges. Könnte interessant sein, dabei mal eine Wette zu riskieren. Wie dem auch sei, Sie sollten sich zurückhalten. Sie haben schwere Prellungen, aber zum Glück keine inneren Verletzungen. Das verdanken Sie aber auch nur der Tatsache, dass Sie eine gute Muskulatur besitzen. Sie werden jetzt verbunden und dann werde ich Ihnen was zum Einreiben verschreiben. Und es gilt: Kein Sport, was es auch sei. Das gilt auch für ein gemischtes Doppel, damit wir uns richtig verstehen.«

Nach dem Verbinden fühlte sich Tony ein wenig wie eine Teilzeit-Mumie und wandelte etwas steif im Kreuz zurück ins Büro. Aus dem Vorzimmer klang Musik. Janet Baker wackelte sehr appetitlich auf ihrem Sitz und hämmerte gleichzeitig einen Text in den Computer.

Es war ein Abschnitt aus dem *To do/never ever to do*, den Tony bisher nur in Stichworten notiert hatte. Als Janet ihm den Ausdruck vorlegte, stellte er überrascht fest, dass sie den Text ausgearbeitet hatte und das mit großer Geschicklichkeit. Die Formulierungen saßen, der Sinn kam klar und deutlich heraus. Tony selbst hätte sich nicht besser aus der Affäre ziehen können. Oder eher schlechter, denn er war zu sorgfältig und quälte sich mit peniblen Bedeutungsunterschieden ab, während Janet Baker frisch und mutig aufschnitt und das bessere Ende für sich erwischte.

»Ich sag's nicht gerne«, versuchte Tony Tanner seinem Sinn für Gerechtigkeit denn doch Genüge zu tun., «aber das ist gut. Sehr gut sogar.«

»Danke, hat mir aber auch Spaß gemacht.«

»Ja«, Tony kratzte sich am Kopf und stellte fest, dass ihm diese Bewegung weh tat, »wenn das so ist, dann bekommen Sie jetzt einen Stoß Notizen, und dann machen Sie mal. Ich werde natürlich nachher nochmal darüberlesen, aber so geht es viel schneller.«

Damit ging Tony in sein Büro und brachte einen Stapel handbeschriebener Blätter und die Post mit.

»Das hier sind die Notizen, ich habe sie oben mit einem Ti...«

»Ich kenne Ihr System. Tony. Ich komme damit zurecht.«

» ... äähmm, schön. Und hier ist Post, die eigentlich für Sie ist. Einladungen. Ihr Auftritt am Freitag schient Wellen geschlagen zu haben.«

Janet Baker stieß einen kleinen Juchzer aus, irgendwo zwischen Überraschung und Begeisterung angesiedelt und der Lautstärke nach gerade noch so für die ehrwürdigen Gemäuer der Agentur akzeptabel.

Tony wollte sich schon wieder in sein Büro verkriechen, als sich Janet räusperte.

»Ach so, da war noch ein Anruf für Sie.«

Janets Stimme machte Tony misstrauisch. Er drehte sich um, drehte sich förmlich in ihren dunklen Blick hinein, der nicht von seinem Gesicht weichen wollte.

»Eine Dame hat für Sie angerufen. Sie waren gerade aus der Tür, um zum Arzt zu gehen. Eine Mademoiselle Chaudieu. Schien ein Funkgespräch zu sein. Die Notiz liegt auf Ihrem Schreibtisch.«

Da lag sie wirklich, aber der Zufall oder was auch immer hatte sie unter ein Ablagekörbchen gleiten lassen.

Ankunft 14.15, Heathrow stand da nur. Stöhnend schaute Tony auf die Uhr. Ohne weitere Verzögerung bestellte er ein Taxi und machte sich auf den Weg. Er hatte nicht die geringste Chance pünktlich zu sein. Das erste Treffen mit Lucille nach so langer Zeit hatte sich Tony anders vorgestellt. Während er im Taxi saß und ihm der Schweiß ausbrach, merkte er, dass er ziemlich penetrant nach Verbänden und Salben roch. Schlimmer, er stank wie ein Militärlazarett im Krimkrieg. So viel Charme, um diesen Mief zu übertünchen, konnte er gar nicht produzieren. Aber es gab eine andere Chance. Erstens konnte er ein wenig die Mitleidsma-

sche nutzen, das zog immer, auch oder gerade bei Lucille. Und zweitens musste er für den Abend was arrangieren. Tony Tanner verabscheute Funktelefone und Leute, die sich Privilegien herausnehmen, und nun ließ er alle Prinzipien hinter sich und nutzte beides.

Der Versuch, an Blumen zu kommen scheiterte, weil der Verkaufsstand kurzzeitig geschlossen war. Also machte sich Tony *unverblümt* auf die Suche nach Lucille, die schon längst alle Formalitäten hinter sich gebracht haben musste. Am entsprechenden Ausgang herrschte Gedränge. Mit klopfendem Herzen suchte Tony Tanner nach dem bekannten und so sehr ersehnten Anblick Lucilles, war einige Male sicher, sie zu erkennen und wurde enttäuscht, als er die Person genauer sehen konnte. Er war sicher, dass sich Lucille nicht die Gelegenheit für einen eindrucksvollen Auftritt entgehen lassen würde. Er konnte es sich ganz genau vorstellen ...

»Suchen Sie jemanden?«

Die Stimme kam von hinten und Tony brauchte einige Sekunden, um sie richtig einzuordnen. Da stand Lucille und lächelte ihn an etwas verschüchtert an.

Tony versuchte, nicht allzu blöde aus der Wäsche zu schauen und deutete zur Ablenkung auf den Ausgang. »Ich dachte, du würdest dort herauskommen.«

»Ich bin immer noch Stewardess, mehr oder weniger. Jedenfalls kenne ich noch ausreichend Leute, die mir die Umwege für das gemeine Volk ersparen.«

»Ja, schön, also ...«

Tony schlenkerte unsicher mit den Armen. Es war alles so anders, als er es sich gedacht hatte. Eben noch hatte er in seinem Kopf eine Blaupause dessen, was geschehen musste, mit sich getragen und nun stand sie vor ihm, wirklich und wahrhaftig, den Gefilden der Träume enthoben und gerade darum so fremd. Lucille hatte sich mit dunklen Desert-Boots, Jeans und einem dunk-

len Lodenmantel, das Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden, meilenweit von Tonys gloriosen Vorstellungen entfernt. Fast schien es, als hätte sie etwas gewittert und sich bewusst für die gegenteilige Richtung absoluter Unauffälligkeit entschieden.

»Du brauchst nicht so laut zu schreien vor Freude«, sagte Lucille. Ihr Blick ruhte offen und prüfend auf Tonys Gesicht, der sich mit leichtem Unbehagen an jenen anderen ähnlichen Blick erinnerte, der ihn erst vor kurzem ebenso abgetastet hatte.

»Es kam etwas überraschend, weißt du.«

»Überraschend? Warst du es nicht vielleicht, mit dem ich gestern telefoniert hatte?«

»Nein, bitte versteh mich nicht falsch. Ich war unterwegs und darum habe ich deine Nachricht zu spät bekommen und musste mich abhetzen, um zum Flughafen zu kommen.«

»Du Armer! Spurt deine Sekretärin nicht richtig? Sieht sie übrigens so aus wie ihre Stimme klingt?«

»Wie klingt denn ihre Stimme? Sie hat doch was von Quiet-scheente.«

»Stimmt. Und das sind die Dinger, mit denen alle Männer in die Badewanne wollen.«

»Nun ja«, Tony schaffte es, seine Hände in die Hosentaschen zu versenken, »sie sieht ganz passabel aus. Ja doch, manche Männer würden sie attraktiv finden.«

»Ach ja.«

»Sie ist noch sehr jung.«

»Wenn sie über zehn ist, gehört sie zum Jagdwild.«

»Sag mal, bist du hierhin gekommen, um mit mir über meine Sekretärin zu zanken?«

Lucille senkte den Kopf und holte tief Luft.

»Nein, eigentlich nicht. Eigentlich wollte ich vor allem gewisse höchst interessante Gesprächsfäden wieder anknüpfen, die leider vor einiger Zeit allzu abrupt gekappt wurden.« Damit trat sie einen Schritt auf Tony zu. Ihr Mund näherte sich dem seinen, ihr Arm schlag sich um ihn und drückte auf jene Stelle, die seit

dem gestrigen Tag die allerblaueste und allergrünste Färbung angenommen hatte. Unwillkürlich fuhr Tony mit einem schmerzhaften Zischen zurück. Auch Lucille fuhr zurück. Sie starrte Tony an, dann machte sie noch einen Schritt nach hinten und hob beide Hände.

»Alles klar, ich habe verstanden. Brauchst nichts mehr zu sagen.«

»Versteh mich nicht falsch, Lucille, ich kann nicht so einfach ...«

Mit einer energischen Bewegung ergriff Lucille Chadieu ihre beiden Taschen und lief los, ohne Tony noch weiter zu beachten. Der ging hinter ihr her, musste sich an einigen Personen vorbeidrängen und schaffte es in dem plötzlichen Gewühl nicht, an ihre Seite zu kommen.

»Du verstehst das falsch«, rief er.

»Ja«, stieß Lucille bitter hervor, »ich habe in der Tat sehr viel falsch verstanden.«

»Nein, nein,« Tony hüpfte um einen Kofferberg herum. »Lass dir doch erklären ...«

»Spar dir die Mühe. Ich brauche keine Erklärungen.«

»Lucille, bitte. Mir ist da am Wochenende etwas passiert und darum kann ich nicht ...«

Lucille blieb abrupt stehen. Die beiden Taschen schienen bei der Drehung fast wie Flügel hochsteigen zu wollen. Ihre Nasenflügel zitterten ebenso wie ihre Unterlippe.

»Dir ist am Wochenende etwas passiert? Schön. Deine Ex oder besser deine sogenannte Ex wohnt bei deinen Eltern, nicht wahr?«

»Woher weißt du das?«

»Hast du mir selbst erzählt. Oh ja, ich weiß, was du jetzt denkst. Hätte ich lieber meine Klappe gehalten, nicht wahr, das ist es doch?«

»Lucille, es ist doch ganz anders und ... solche Sachen passie-

ren eben.«

»Ach so, dann hast du deine Sekretärin flachgelegt. Mit dem Quietscheentchen ab ins Schaumbad, war's das? Ach, warum rede ich überhaupt noch mit dir.«

Damit drehte sich Lucille wieder ab und stürmte dem Hallenausgang zu. Nun konnte sich Tony endlich an ihre Seite vorarbeiten. Aber Lucille verschanzte sich hinter ihren beiden ausladenden Taschen. Tony hatte den Eindruck, als würde er auf einer Landstraße versuchen, mit einem vorbeirasenden Zug Kontakt aufzunehmen.

»Können wir nicht mal in Ruhe über die Sache reden?«, startete er einen neuen Versuch.

»Warum?« Lucille sprach mit einem imaginären Punkt in weiter Ferne. »Warum darüber reden? Solche Sachen passieren eben. Es ist dir passiert, Schwamm drüber, basta.«

»Wenn du mir nur mal die Chance geben würdest, mit dir in Ruhe die ganze Sache zu bereden.«

»Oh ja, der Herr will ein vernünftiges Gespräch. Über was? Dass du deinen blöden ... nicht beherrschen konntest. Dass du ihn nie wieder in fremdes Territorium stecken wirst? Dass es dir leid tut? Das Lied kann ich mir alleine singen - in der Badewanne.«

So langsam mischte sich in Tonys Verwirrung und Verblüffung so etwas wie gerechter Zorn.

»Wenn du nicht so verbohrt wärst, dann könnte ich dir in kürzester Zeit erklären, dass alles kein Problem ist.«

Wieder schwenkte Lucille ihre Taschen, als sie abrupt stehenblieb und Tony anfunkelte. Der war dem Schicksal dankbar für das Louis Vuitton-Gepäck seines Gegenübers, denn ohne dieses Hemmnis hätte er sich wohl gegen Lucille Chaudieus Fingernägel in seinem Gesichtserker zur Wehr setzen müssen. So beließ sie es dabei, den Kopf ein wenig in seine Richtung zu schieben und zu zischen: »Ich bin verbohrt ...? Du glaubst wohl, du kannst

einen Harem aufmachen, mit mir als Alterspräsidentin oder was? An was hatte der Herr denn gedacht? Flotter Dreier mit deiner Ex? Oder kommt die Quietschmadame noch dazu? Alles ganz offen und liberal. Weißt du was, du ... du ... du kannst mich mal!«

Bevor sich der völlig verdatterte Tony gefasst hatte, war Lucille schon fast am Taxistand.

»Wo willst du hin?«, fragte er sie und kam sich selbst wieder einmal ziemlich blöde vor.

»In ein Hotel oder hattest du gedacht, ich schlafe bei dir in der Badewanne?«

»Nein, ja, ich hatte damit gerechnet ...«

Lucille lächelte Tony bitter an. »Keine Angst, ich werde dich nicht in deiner Behausung stören. Noch eine Dame wäre vielleicht auch wenig zu viel für dich. Du weißt ja - Stutenbissigkeit.«

»Aber wie kann ich dich erreichen?«

Der Motor des Taxis lief schon, Lucille hielt die Tür ein wenig offen, als sie mit Tony sprach.

»Ich werde dich anrufen. Falls ich das Bedürfnis haben sollte. Aber das kommt nicht vor der Hochzeit des Papstes. Lebewohl, mach's gut.«

Der Wagen ruckte an, wartete einen Moment, bevor er sich in den Verkehr einordnete und losfuhr. Tony konnte nur noch hinter dem davonrollenden Taxi herschauen. Durch die Rückscheibe schimmerte Lucilles Kopf als dunkle Fläche.

Wenn irgendetwas in Tony Tanners Leben schief gelaufen war, dann konnte es nicht so katastrophal gewesen sein wie die letzten Minuten. Immerhin, er hatte noch den Namen des Hotels mitbekommen, den sie dem Fahrer zugefaucht hatte.

Wieder im Büro fand Tony seine Sekretärin dabei, die Unterlippe zu benagen und Einladungen zu studieren.

»Darf ich mal?« Tony war gerade in der richtigen Stimmung, um anderen Menschen Lebenshilfe zu geben. Er überflog die verschiedenen Briefe und Visitenkarten und legte ihr schließlich eine vor.

»Nehmen Sie den. Alistair Compton-Bartaugh. Rufen Sie ihn gleich an und sagen Sie, dass Sie zwei Plätze im *Plateau* reserviert hätten, für heute Abend.«

Janet Bakers Augen standen kurz davor, ihre von der Natur vorgegebenen Sitzplätze zu verlassen.

»Plateau ist doch dieser neue Schuppen im x-ten Stock, von diesem Designgott, wie hieß er noch, diesem Earl Dingens ausgestattet. Da gibt's doch eine Warteliste von fünf Tagen ...«

»Zehn Tage, um genau zu sein. Sagen Sie ihm, dass Sie Beziehungen haben, dass Sie sich freuen, seine Bekanntschaft zu machen und darum diesen Platz ausgewählt haben. Er wird zustimmen und die Rechnung bezahlen. Aber nehmen Sie trotzdem zur Vorsicht einige Scheine mit.«

»Aber wenn ich vielleicht doch ...«, versuchte Janet Baker einen Protest. Tony betrachtete sie unterdessen wie ein Kunstwerk, die eine Hand am Kinn.

»Ziehen Sie was Hochgeschlossenes an. Nur wenig Haut, bloß nicht billig wirken. Leichtes Make-up, helle Farben, am besten Sie nehmen so etwas wie ein Stirnband.«

»Aber wie kann ich diese beiden Plätze ...«

»Sagen dem Empfangschef einfach meinen Namen.«

»Ach so, dann wissen Sie es also schon«, strahlte nun Janet Baker.

»Natürlich weiß ich«, gab Tony Tanner gelassen zurück. »Trotzdem möchte ich auch noch Ihre Version hören, Janet.«

Janet Baker schloss die Augen und setzte sich steif hin. Dann sagte sie wie ein Kind, das ein Gedicht auswendig aufsagen muss: »Der Vizedirektor der Agentur, sowie Mister Heathercroft

erlauben sich, Sie für heute Abend um acht Uhr zu einer dienstlich-privaten Besprechung ins *Sir Nelson* zu bitten. Korrekte angemessene Kleidung wird erbeten.«

»Schön, das deckt sich mit meiner Information, aber nun weiter. Ich schlage Rock vor, aber wadenlang, Schuhe mit Absatz, aber nicht zu hoch. Braune Strümpfe wären nicht schlecht, braun wäre sowieso nicht schlecht. Compton-Bartaugh ist homosexuell.«

»Oh nein, eine Schwuchtel!!!«

»Keine Vorurteile. Compton-Bartaugh ist jung, stinkreich, gehört zur High-Society, sieht passabel aus, ist recht klug und hat Bildung, vor allem wird er Ihnen nicht zu nahe treten, und wenn, dann wird er es äußerst ungeschickt und ziemlich hölzern tun. Seien Sie so nett und tun Sie so, als würden Sie das ernst nehmen. Irgendwas wie *Wir sollten nichts überstürzen*. Spielen Sie ein wenig Interesse vor, dann frisst er Ihnen aus der Hand. Er braucht jemanden wie Sie, ein weibliches Schmuckstück, mit dem er glänzen kann. Er will nicht, dass seine Neigung öffentlich wird.«

Janet Baker nickte ernsthaft. Ihre rechte Hand schrieb auf einem Stenozettel mit.

»Verstellen Sie sich nicht. Das haben Sie nicht nötig. Aber geben Sie so wenig von sich preis, wie irgend möglich. Lassen Sie ihn reden. Das tut er gut und gerne und lange. Gehen Sie zwischendurch auf die Toilette und notieren Sie sich die Namen, vor allem die Spitznamen der Leute, von denen er redet. Das wird er nämlich ausführlich tun. Benutzen Sie selbst diese Spitznamen nie, sagen Sie hinterher immer nur *Compton-Burtaugh*, mit dem ich letztens im *Plateau* speiste, erzählte eine lustige Geschichte von X, den er immer nur Y nannte. Klar?«

»Ich hab's notiert.«

»Sagen Sie ihm, dass Sie Polo und Pferderennen toll finden. Er ist in dem Verein, in dem auch Prince Charles spielt und hat eine

Loge in Ascot. Er wird Sie einladen. Damit sind Sie im Geschäft, Janet.«

»Und woher wissen Sie eigentlich das alles über diesen schwulen Compton-Bartaugh?«

Tony Tanner lächelte. »Die Agentur hat eine Menge Dossiers über eine Menge Leute.«

Janet Baker klopfte mit dem Bleistift an ihre blitzend weißen Zähne.

»Warum tun Sie das für mich, Tony?«

»Ich versuche, mich wie ein Gentleman zu benehmen. Ein Gentleman bemüht sich, dass es allen Menschen in seiner Umgebung gut geht.«

»Sie reden wie meine alte Tante.«

»Ich bin die Wiedergeburt von mindestens drei alten Tanten«, sagte Tony Tanner.

Tony Tanner hatte ein Problem. Oder, um es genauer zu beschreiben, er hatte ein zusätzliches Problem. Die Schwierigkeit, die sich vor ihm auftürmte, schien nicht ganz in den Kosmos des männlichen Daseins zu passen, in dem sich Tony Tanner seiner eigenen Meinung nach ansonsten bewegte, lautete sie doch: Was soll ich anziehen?

Janet Baker hatte etwas von *angemessener Kleidung* referiert und Tony war sicher, dass dies genau die Formulierung war, deren sich Heathercroft, dieses Obera ... bedient hatte. Es konnte gar nicht anders sein, diese wenigen Worte konnten nur dem Gedankengang des Oberschleimers entsprungen sein, hatten sie doch alle Qualitäten einer Fallgrube: Auf den ersten Blick harmlos - und wenn man einen unbedachten Schritt machte, saß man tief unten im Morast und konnte von oben das Gelächter seiner Feinde vernehmen.

Denn, und bei diesen Überlegungen gruben sich Sorgenfalten

in Tony Tanners ansonsten recht gut gebügelte Stirnpartie, was, bitte schön, war denn angemessen? Legere Freizeitkleidung, denn schließlich fand dieses Treffen ja in der freien Zeit statt. Oder die formelle Bürokluft - oder gar eine der abgestuften Varianten von Abendgarderobe, die einem Herrn zur Verfügung stand?

Die Chance, dass Tony sich in völlig falscher Umhüllung präsentierte und sich damit dem schweigend-höflichen und damit umso ätzenderen Spott der restlichen Gesellschaft aussetzte, war sehr hoch. Und damit hätte Heathercroft sein Ziel erreicht. Und mit Heathercroft natürlich auch der Vizedirektor, der einen Mann des Direktors als ungehobelten Trottel vorgeführt bekam und dies entsprechend vermerken durfte.

Nachdem er eine Weile mit gefurchter Stirn gegrübelt und der Lösung keinen Schritt näher gekommen war - außer dass er den Nonkonformisten oder den Snob abgeben könnte, und für beide Rollen fühlte sich Tony Tanner eigentlich nicht geschaffen - griff er zum Telefon.

Eigentlich hätte es zur Melodie des Tages gehört, dass sein Gesprächspartner nicht an die Strippe zu bekommen war. Aber das Schicksal hatte ein Einsehen mit Tony Tanner und brachte ihm einen hörbar angesäuselten, aber geistig einigermmaßen klaren Pillbury an die Strippe.

»Na klaro, Alter, kann ich den Typ anfunken, der dieses Heatherarsch beschattet. Wir haben die volle Kommunion.«

Es dauerte etwas, bis Tony es geschafft hatte, Pillbury sein Begehren verständlich zu machen. Aber schließlich konnte er sicher sein, dass er eine genaue Beschreibung von Heathercrofts Klammotten bekommen würde, und zwar eine knappe Minute, nachdem dieser das Haus verlassen hatte.

Aus einer plötzlichen Intuition heraus brachte er Janet Baker dazu, im Büro des Vizedirektors anzurufen und eine wahrscheinliche Verspätung von Tony Tanner bei dem anberaumten

Treffen anzukündigen.

»... noch unterwegs, ich konnte ihn bisher nicht erreichen«, hörte Tony ihre Quitschstimme am Telefon. Als er durch den Türspalt lugte, sah er, dass sie dem Telefon ein derart unschuldig niedliches Gesicht zeigte, dass er sie entweder als geniale Lügnerin oder als hochgradig loyale Mitarbeiterin einstufen konnte. Er entschied sich für die zweite Variante. Mit gewissen Abstrichen, man konnte ja nie wissen.

Dann klingelte sein Telefon, und die Baker stellte Pillbury durch. Also hätte sich Tony den Zirkus mit der Verspätung sparen können. Er bekam die gewünschte Beschreibung von Heathercrofts Außenfassade. Zwar war Pillbury als Kommentator für Herrenmode durchaus verbesserungswürdig, aber immerhin wurde Tony deutlich, dass hier in voller Galamontur aufmarschiert wurde. Mit dieser Variante hätte er nie gerechnet, wäre also mit Sicherheit mitten ins Fettnäpfchen gehüpft.

»Willste auch noch die Beschreibung der Tussi?«, fragte Pillbury.

»Wie bitte? Welche Tussi meinst du?«

»Na, die Schnalle, die Schnecke, das Unterteil, das Heatherarsch bei sich hat.«

»Heathercroft war in Damenbegleitung«, gab der verblüffte Tony die zivilere Version von Pillburys Auslassung zum Besten.

»Sag mal, Alter, hast du was an den Ohren oder wie? Ich rede von einer Schlunze. Mein Kumpel sagt, sie hätte am Arm von dem Arsch gehangen und in dem Taxi, das die beiden abgeholt hat, wären schon ein Kerl und 'ne Schnalle gesessen.«

»Alles klar, gib mir eine Kurzbeschreibung von der Frau.«

»So 'n Muppet-Fellding um die Schultern - und der Rock schleifte.«

»Was?«

Gut, es handelte sich offensichtlich um eine Pelzstola und ein langes Abendkleid. Heathercroft, dessen angebeteter Vize und

ihre Truppe hatten sich also zum Galaabend mit Damen verabredet. Und da anzunehmen war, dass Tony Tanner ohne weibliche Begleitung auftauchte - da er ja von nichts wusste - konnte er sehr gut die Rolle des Deppen einnehmen.

Tony durchschaute den Plan. Er war einfach und darum genial. Tony sollte vor sich selbst derart zum Idioten gemacht werden, dass ihm nur noch die öffentliche Selbstverbrennung auf dem Piccadilly-Circus oder sofortige Kündigung übrig blieb, denn dass die Geschichte in der Agentur die Runde machen würde, mit sämtlichen Verzierungen und Auspolsterungen, die das Gerücht ihrem Gegenstand auf den Leib schneidert, war auch klar.

Tony Tanner stand am Fenster und schaute hinaus, konnte aber nur sein eigenes verwischtes Spiegelbild sehen. Er spürte, wie unter seinem Jackett etwas Schweiß aus der Haut trat und sein Hemd befeuchtete.

Im Normalfall stand auf offiziellen Einladungen ein knappes *white tie* oder *black tie*, und damit war signalisiert, welche Kluft angebracht und erwünscht war. (Es sei denn man hatte das Bedürfnis, für einen Kellner gehalten zu werden, dann konnte man natürlich auch einen Frack mit schwarzer Binde tragen.) Aber diesen Hinweis hatte sich die Heathercroft-Fraktion bewusst gespart und stattdessen *angemessene* Kleidung verlangt.

Die ganze Angelegenheit war schlichtweg idiotisch. Sie war in höchstem Maße kindisch und eines halbwegs intelligenten Menschen überhaupt nicht würdig. Aber sie war real. Sie war Ausdruck der geheimen Konventionen und Verabredungen, die diese Gesellschaft zusammenhielten und jedes Mitglied mit ihren Zwängen strangulierten, gnadenloser als jeder Scharfrichter eines archaischen Stammes. Unter den offensichtlichen, soziologisch erfassbaren Verhaltensweisen gab es weitere Ebenen - sanfte Strömungen, die jedes Lebensschiff leise auf die Klippen treiben konnten, unmerklichen Wind, der den Kurs bestimmte; es

gab unausgesprochene Sätze, Unterhaltungen, die verstummten, wenn eine Person den Raum betrat, es gab Blicke und winzige Gesten und alles das, kompliziert und subtil wie die Zeichen eines Geheimbundes, waren Linien auf dem Grundriss einer Existenz. Es war dünnes Eis und es konnte nur dann Vergnügen bereiten, wenn man sich auf der Siegerseite wusste. Ja, im Grunde liebte Tony Tanner dieses Spiel. Es gab einem Mann Gelegenheit, Geschmack und Stil zu beweisen - zwei Eigenschaften, die Tony schätzte und die er sich in aller Bescheidenheit selbst zuschrieb. Zumindest ansatzweise. Man hatte die köstliche Möglichkeit, guten Gewissens seiner Eitelkeit freien Lauf zu lassen und sich dabei als Verteidiger der Kultur gegen die Barbarei der Turnschuhträger zu fühlen. Aber nun sah Tony seine Grenzen. Ganz nah vor sich.

Nachdem Tony Tanner die Phasen der Wut, der Auflehnung und der Depression durchlaufen hatte, kam ihm ein Name in den Sinn, der ihm Rettung bringen konnte.

Leider hatte die Trägerin dieses Namens vor Kurzem alle Verbindungen zu Tony Tanner abgebrochen.

Aber er hatte keine Wahl. Er musste Lucille Chaudieu auftreiben und sie irgendwie als Begleiterin gewinnen. Tatsächlich, das wurde Tony nun deutlich, mit ihr an seiner Seite war er unbesiegbar. Die Kombination aus umwerfender Schönheit, blitzender Intelligenz und geschmeidiger Selbstsicherheit, die Lucille darstellte, war seine Wehr und Waffe, sie war mehr wert, als würde er die Queen auf dem Buckel mitführen.

Früher waren Francine und er die unbestrittenen Könige jeder Partie gewesen. Mit Lucille konnte er diese Schlachten noch einmal glanzvoll gewinnen - auf höherer Ebene.

Dummerweise zeigte sich seine Superwaffe im Augenblick nicht einsatzbereit.

Das bedeutete Arbeit für Tony Tanner.

Er ließ sich im Taxi zu Lucilles Hotel fahren und stürzte in die Vorhalle. Selbst das Bewusstsein, sich hier im Fünf-Sterne-Plus-Plus-Ambiente zu bewegen, konnte seinen Schritt nur wenig mäßigen.

Die Dame war nicht da. Natürlich war sie nicht da. Erstens, weil es immer so ist, andernfalls wäre diese Welt ja perfekt. Zweitens, weil ein Wesen wie Lucille Chaudieu keine moralischen oder ideologischen Hemmungen hatte, Frustration in Konsumrausch umzuwandeln.

Es blieb Tony nichts anderes übrig, sich in einen der Sessel zu setzen und zu warten, ob Lucille auftauchte. Wahrscheinlich war es nicht. Es gab genügend Läden, die noch stundenlang offen waren.

Während er sich bemühte, zumindest äußerlich ruhig zu bleiben, rasselten die Alternativprogramme durch Tonys Gedanken. Damenmäßig sah es bitter aus. Ihm fiel absolut kein weibliches Wesen ein, das er als Notfall-Begleiterin engagieren konnte. Bisher war Tony Tanner dieser Mangel niemals schmerzhaft zu Bewusstsein gekommen, jetzt aber bedauerte er, die letzten Jahre seines Lebens in spießiger Monogamie und nicht als polygamer Playboy verbracht zu haben.

Ihm kam sogar der Einfall, dass er Pillbury engagieren könnte, um mit ihm zusammen als Homo-Pärchen aufzutreten. Wenn schon der Untergang, dann aber richtig, ein wagnerianisches Inferno aus Pauken, Posaunen und blankem Wahnsinn. Aber so ganz konnte Tony diese Vorstellung auch wieder nicht gefallen. Nein, mochte er der letzte bekennende Heterosexuelle des Königreiches sein, aber diese Fahne würde er auch im Untergang noch hochhalten.

Dann hörte er den Klang von Schritten, der ihm sofort bekannt vorkam. Es gab ein winziges Zögern, Lucille hatte ihn bemerkt, schritt aber erhobenen Hauptes und ihm Rascheln diverser Türen mit dem Aufdruck exklusiver Boutiquen an ihm vorbei.

Tony hüpfte aus dem Sessel, als wäre es ein Schleudersitz und stürzte hinter ihr her.

»Lucille, ich muss mit dir reden.«

»Verschwinde oder ich beginne zu schreien.«

»Lucille, bitte sei vernünftig.«

»Bin - ich und darum beginne ich immer dann zu schreien, wenn mich ein grand salaud im Foyer belästigt. Zieh Leine, du blöder englischer Rammler, trois, deux, un ...«

Tony stellte sich direkt vor sie und schaute ihr in die wütend funkelnden, dunklen Augen. Zum ersten Mal seit langer Zeit schaute er wirklich und bewusst in diese Augen und er spürte, wie ihr Anblick ihn stürzen ließ, in eine unendliche Tiefe, aus der es keine Rettung gab.

»Na los, Süße, schrei los, schrei um Hilfe!«, fauchte Tony, »schrei schon, los doch! Es ist mir egal.«

Sie schüttelte den Kopf, dass ihr Haar flog.

»Oh nein, Tony-Salaud ist das nicht egal. Er ist ein angepasster Spießler, der stirbt, wenn er öffentlich Skandal macht. Ihm ist es peinlich, in der Öffentlichkeit zu niesen. Und darum verpiss dich endlich, salaud.«

»Schrei doch! Soll ich mitschreien?« Tony holte tief Luft. Er war sich selbst nicht sicher, ob er seine Ankündigung wahr machen würde. Auszuschließen war es jedenfalls nicht, denn er befand sich plötzlich auf einem Gefälle und spürte, wie seine Emotionen Fahrt aufnahmen. Außerdem hatte das Paar, das so erregt diskutierte, schon erste Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Also, es kam nicht mehr darauf an.

»Warum schreist du denn nicht?«, giftete Tony weiter.

»Salaud.«

»Ich muss mit dir reden, verstehst du.«

»Vergiss es, zieh ab.«

»Ich muss, Lucille.«

»Salaud.«

»Lucille, bitte ...«

»Salaud, salaud, salaud.«

Aber während Lucille ihm dies entgegenfauchte, schwand das Funkeln aus ihren Augen und ein weicher, feuchter Schimmer gab ihnen einen anderen Glanz. Sie biss sich auf die Lippen, zögerte, dann nutzte sie eine ihrer Tüten, um Tony zur Seite zu schubsen. In dieser Tüte befand sich ein recht fester Schuhkarton, in dem sich wiederum ein Paar weiße Pumps mit Riemchenverschluss und schwindelerregend hohen Stilettoabsätzen befanden, die die Firma Prada zu einem Preis, der sich an der Höhe der Absätze orientierte, zu verkaufen bereit gewesen war.

Die Kante des besagt robusten Schuhkartons traf eine der empfindlichen Stellen an seiner lädierten Bauchpartie und Tony klappte mit einem unterdrückten Zischeln zusammen wie ein Taschenmesser. Er musste sich beherrschen, um nicht laut aufzuschreien. Und doch wuchs die Hoffnung in ihm - immerhin, sie hatte ihn berührt, wenn auch schmerzhaft und wenn auch nur mit einem Schuhkarton.

»Mein Gott, Tony, was ist?«

»Nicht hier«, keuchte Tony, »gehen wir zum Aufzug.«

Vornübergebeugt, die Hand auf die betreffende Stelle gedrückt, schlurft Tony Tanner in Richtung des Aufzugs. Lucille drückte den Knopf, indem sie kurz den Ellenbogen vorstieß. Das war einerseits dadurch bedingt, dass ihre Handkapazität tütenmäßig belegt war. Aber Tony hatte inzwischen gelernt, solche kleinen Bewegungen abzuschätzen und war sicher, dass Lucille Chaudieu in den letzten Wochen gelernt hatte, ihre Umwelt nicht allein durch Charme, sondern auch durch Tritte und Schläge zu entwaffnen.

»Also, was ist los mit dir?«, wiederholte Lucille ihre besorgte Frage, während sich Tony langsam und vorsichtig wieder aufrichtete.

Mit einem hellen Klingeln öffnete sich die Tür der Aufzugkabine, ein älteres Ehepaar schritt Arm in Arm hinaus und machte

Platz für die nächsten Benutzer.

So blieb Tony Zeit, sich die Antwort auf Lucilles Frage zurecht zu legen. Angesichts der Tatsache, dass er sie als Begleiterin gewinnen musste, erschien ihm die dramatische Variante als angebracht. Ein wenig Gewissensbisse über ihr Verhalten würde Tony helfen.

Er wartete, bis sich die Tür lautlos geschlossen hatte und der Aufzug sanft anfuhr. Lucille hatte den Knopf für das oberste Stockwerk gedrückt. Tony wusste, dass sich die Preise in dieser Herberge wie dieser Aufzug verhielten - je weiter oben, desto höher. Und ganz oben waren sie schon als astronomisch zu bezeichnen. Wenn der Conte tatsächlich die Unterbringung von Lucille Chaudieu arrangiert hatte, dann schätzte er die Dame als äußerst verwöhnt ein. Für einen Moment kam ein bitterer Geschmack in Tonys Mund. Sollte es etwas zu bedeuten haben, dass der Conte Lucille auf derart luxuriöse Weise untergebracht wissen wollte? War zwischen den beiden vielleicht ... Tony schaute Lucille an und traf auf ihren forschenden Blick. Sofort schlug sein Verdacht in Verärgerung über sich selbst um.

»Du willst wissen, was los ist«, knirschte er. »Ich werde es dir zeigen.«

Und damit schlug er sein Jackett zur Seite, griff nach seinem Hemd und riss es auf. Es war, wie nicht anders zu erwarten, ein qualitativ hochwertiges Herrenkleidungsstück und daher wehrten sich die Knöpfe auch heroisch gegen den Angriff. Aber angesichts der Brachialgewalt, mit der Tony Tanner seinen Auftritt durchzog, hatten sie keine Chance, sprangen einer nach dem anderen ab und kullerten durch die Aufzugkabine.

Tony Tanner hatte eine perfekte Szene geliefert, absolut bühnenreif - allerdings eher für den jugendlichen Revoluzzer in einem Sturm-und-Drang-Stück passend und mit dem Text: »So willst du Blut, Tyrann? Nimm diese meine Brust als Opfer deines wütend' Degens!«

Das Prasseln der Hemdenknöpfe hatte auf Tony eine stark beruhigende Wirkung. Er schätzte seinen Auftritt nun als überzogene Theatralik ein. Anders formuliert: Er kam sich saublöde vor.

Lucille allerdings war beeindruckt. Sie sah die Verbände, die Tonys Körper mumienartig einhüllten, und stieß einen erschreckten Schrei aus, weil sich an einer Stelle - dort wo die Ecke des robusten Schuhkartons getroffen hatte - ein matter roter Fleck zeigte.

Ihr Blick pendelte zwischen diesem Fleck und Tonys Gesicht.

»Was ist passiert?«, flüsterte sie.

»Man hat mich zu meiner Beerdigung eingeladen, und weil ich mich sträubte, habe ich nun mehr Farben an mir als ein Werk von Picasso. Verstehst du, ich sehe meistens aus wie ein rohes Steak, es tut verteufelt weh, wenn sich nur eine Fliege draufsetzt«, fauchte Tony und verlieh sich innerlich selbst einen Preis für den besten Nachwuchsdichter.

»Darum, darum also«, flüsterte Lucille und schlug mit feuchten Augen die Hand vor den Mund. »Es tut mir so leid. Ich war so froh dich zu sehen, ich wollte dich einfach nur in den Armen halten und darum ...« Der Rest ihres Satzes verlief in unverständlichem Murmeln.

Mademoiselle Chaudieu war als kluge Frau in der Lage, innerhalb von Zehntelsekunden Informationen über ihr Liebesleben zu sammeln und zu verarbeiten. Jetzt erkannte sie, dass es darum wesentlich besser gestellt war, als sie nach der ersten Begegnung mit Tony Tanner befürchtet hatte. Nachdem diese Information in ihr Seelenleben eingespeist war, schlug ihre weiblich-mütterlich-praktische Seite zu.

»Du siehst aus wie ein Penner«, war der Satz, der sich aus diesen subtilen psychischen Vorgängen ergab.

Lucille ging graziös in die Hocke und begann, die abgefallenen Knöpfe einzusammeln, während Tony immer noch breitbeinig in Theaterpose stand.

»Ich werde sie dir gleich annähen«, fuhr Lucille fort. Dann fiel ihr Blick noch einmal auf Tonys Taille und ihre Zunge fuhr instinktiv über ihre knallrot geschminkten Lippen.

»Hattest du schon immer diese Bauchmuskeln? Die kann man selbst durch den Verband erkennen!«

»Meine Mutter sagt, früher hätte ich ein niedliches Babybäuchlein gehabt.«

»Niedlich ist es jetzt nicht mehr aber es gefällt mir.« Lucilles Stimme hatten einen kehligen Klang bekommen. Ihre Finger strichen vorsichtig und kaum spürbar über den Verbandsstoff.

Keiner der beiden hatte bemerkt, dass der Aufzug zum Stillstand gekommen war.

Nun glitt die Tür auf. Die drei Japaner, die auf ihn gewartet hatten, sahen den Rücken eines breitbeinig stehenden Mannes mit offenem Jackett und geöffnetem Hemd, vor dem eine Frau kniete.

Die beiden vorne stehenden Asiaten erstarrten angesichts dieses Bildes, aber weil der dritte Mann die Situation nicht sofort erkannt hatte und vorwärtsging, wurden sie in den Aufzug geschoben. Die Dame hatte sich blitzartig wieder hingestellt und spielte mit gesenktem Kopf mit einigen Knöpfen, die sie in der Hand hielt. Der Herr machte lediglich Platz für die drei weiteren Passagiere und betrachtete sich ansonsten in dem Spiegel an der Seitenwand, ohne auch nur eine Miene zu verziehen.

So fuhren die fünf Personen bis in das oberste Stockwerk, wo sich die Dame mit gesenktem Kopf entfernte, gefolgt von dem Herrn, der lässig eine Hand in die Hosentasche schob, mit der anderen eine Anzahl Einkaufsstützen ergriff und den Japanern zum Abschied höflich zunickte.

Die Tür schloss sich und der Aufzug fuhr nach unten.

»Ich hatte euch doch gesagt, dass die obere Etage einen Sonderservice bekommt«, bemerkte der eine Mann auf Japanisch.

»Mein Gott, war das peinlich«, sagte Lucille Chaudieu, als sie die Senator-Suite betraten.

»Stimmt, die Japaner haben bestimmt geglaubt, du beherrscht die Technik nicht richtig«, sagte Tony Tanner.

»Wenn du mal ein richtiges Arschloch sehen willst, dann zeige ich dir, wo der nächste Spiegel hängt!«

»Wessen Bild hast du denn draufgeklebt?«

Lucille formte unwillkürlich ihre Finger zu Krallen und Tony hielt es für angebracht, die Situation zu entschärfen, indem er an die Restmenschlichkeit der temperamentvollen Französin appellierte.

Er tat dies, indem er dezent, aber dennoch unübersehbar zusammenzuckte und eine Hand auf den Verband drückte, an genau der Stelle, die von durchsickerndem Blut eine etwas kitschige rosa Färbung angenommen hatte.

Die Reaktion war wie erhofft. Lucille kümmerte sich nicht um ihre Jagdbeute aus dem Konsumparadies, sondern begann, Kissen auf eines der opulenten Sofas zu stapeln.

»Setz dich hierhin«, befahl sie und verbarg unter ihrem autoritären Tonfall ihre Besorgnis. Tony gehorchte und Lucille setzte sich an seine Seite. Ihre Hand lag auf seinem Knie.

»Verzeihung, wenn ich eben etwas pampig war«, bat sie.

»Mein Fehler«, bekundete Tony großmütig. »Ich glaube, meine Bemerkung war nicht hilfreich.«

»Stimmt - kein bisschen.«

»Entschuldige. Ich wollte dich mit meinem Witz und Esprit beeindrucken«, gestand Tony grinsend.

»Auf diese Art kannst du vielleicht bei den kleinen Engländerinnen Punkte sammeln. Bei mir müsstest du es mit etwas Intelligenz versuchen.«

»Schön, jetzt hast du deine Retourkutsche bekommen. Vielleicht könnten wir jetzt alles auf null stellen und noch einmal neu anfangen?«

Statt einer Antwort hauchte sie nur einen Kuss auf Tonys Wange. »Schön dich zu sehen.«

»Ich habe dich vermisst«, sagte Tony und war sich der Wahrheit dieses Satzes so bewusst, wie selten einer Sache in seinem Leben.

»Zieh dich endlich aus«, befahl Lucille. Sie stand auf und verschwand im Nebenraum.

Als sie zurückkam, hatte sie eine kleine Tasche in der Hand. »So etwas sollte die moderne Frau stets bei sich haben.«

Und damit holte sie Nadel und Faden heraus und begann, die Knöpfe an Tonys Hemd anzunähen. Sie konnte das mit erstaunlicher Geschwindigkeit, betrachtete schließlich sorgfältig ihr Werk und warf Tony das Hemd zu.

Der holte tief Luft und begann Lucille zu erklären, wie ihr gemeinsames Abendprogramm aussehen sollte.

»Du hast dich also nur an mich herangeschmissen, um mich bei deinen Kollegen vorzuführen«, kam prompt die Reaktion, die Tony befürchtet hatte.

»Lucille, hör mir jetzt mal bitte zu«, sprach Tony Tanner mit milder Stimme und sanftem Blick und legte dabei die Fingerspitzen aneinander. »Wenn du nicht mitkommen willst, könnte ich das verstehen. Das hat auch nichts mit unserer Versöhnung zu tun. Nein, du hast recht, bleib hier und entspanne dich, du bist einfach nicht wert, diesen Idioten vorgeführt zu werden.«

»Und wen nimmst du dann unter den Arm? Dein Quietschentchen? Oder deine Ex?«

»Lucille, bitte, das ist doch völlig egal.«

»Nichts ist egal. Du glaubst wohl, du kannst mich einfach so in diesem Kabuff zurücklassen!« Lucilles Arme vollführten eine große Geste und umfassten die derart abgewertete Senatorsuite mit 180 Quadratmetern Wohnfläche.

Tony legte die Fingerspitzen an die Lippen. Das wirkte sehr

nachdenklich, geradezu meditativ und hatte zudem den Vorteil, sein maliziöses Lächeln zu verdecken. Lucille war unterdessen aufgesprungen, hatte mit schnellen Schritten den Abstand zwischen zwei Tischen abgemessen und stand nun, die Arme in die Hüften gestemmt, vor ihm. Sie sah wunderschön aus in ihrem Zorn. Lucille verzog die Lippen und blies sich eine Strähne aus dem Gesicht.

»Du findest das alles enorm witzig, ja? Der Herr hat sein Vergnügen.«

»Natürlich, Frauen, die sich künstlich aufregen, haben mich schon immer amüsiert«. - Das war die Antwort, die Tony Tanner schließlich doch nicht gab.

Stattdessen sagte er mit entwaffnender Ehrlichkeit: »Ich brauche dich.«

Lucille glitt zurück an seine Seite, konnte sich im letzten Moment von einer Umarmung zurückhalten und beließ es bei der Hand auf Tonys Knie.

Tony blieb dem Prinzip Ehrlichkeit treu und erzählte offen, um was es an diesem Abend ging. Und er fügte ein Kapitel über Heathercroft und den Direktor der Agentur an.

»So etwas nenne ich Loyalität«, fasste Lucille ihre Meinung zusammen.

»Man könnte auch sagen, eine Hand wäscht die andere«, wiegelte Tony ab. »Sagen wir mal so, wenn der alte Direktor tatsächlich seinen Hut nehmen muss, dann bläst mir auch der Wind ins Gesicht. Und ich könnte nicht einfach mal eben einige Monate in der Weltgeschichte herumreisen.«

»Verstehe.« Ganz augenscheinlich gefiel es Lucille, ein wenig in einem Intrigenspiel mitmischen zu können. Hier schlug ganz entschieden die Lektüre von Dumas während ihrer Mädchenzeit durch.

Sie erklärte Tony, dass sie sich entsprechend präparieren müsste, was Tony wiederum daran erinnerte, dass auch er noch nicht den gewünschten äußeren Zustand erreicht hatte.

Also fuhr Tony zurück in seine Wohnung und tänzelte eine Weile nervös vor seinem Kleiderschrank umher. Es ging schließlich nicht darum, lediglich die Blöße zu verhüllen. Dies hier war ein kreativer Akt, eine Selbsterschaffung, ein stummes Theaterstück, geschrieben in der Sprache von Stoff und Farbe, mit Tony Tanner in der Hauptrolle. Schließlich betrachtete er sich im Spiegel und war recht zufrieden - dunkelblauer Spenceranzug mit Seidenbesatz am Kragen, Smokinghemd mit Schleife und dazu eine goldbestickte Weste als absoluter *Eyecatcher*. Dass Einstecktuch und Fliege die Komposition auf raffinierteste Weise zugleich abrundeten und durch feinsinnigen Kontrast interessanter machten, verstand sich von selbst. Tony zeigte seinem Spiegelbild den erhobenen Daumen. Das passte. Zugleich leger und auf subtile Weise kultiviert. Die darin enthaltene Botschaft sollte selbst ein Reptil wie Heathercroft verstehen können. Sie lautete im Klartext: LEG DICH NICHT MIT MIR AN, DU MISTKERL. Paviane, so glaubte sich Tony Tanner zu erinnern, zeigen für ähnliche Botschaften den Popfarben-Popo oder ihr Geschlechtswerkzeug. Das war auch nicht schlecht, aber es machte bestimmt nicht soviel Spaß.

Passend zum Abend setzte Regen ein. Ein trüber Dunst hing schwer über den Dächern und schien das Licht aufzusaugen wie ein gieriger Schwamm.

Das Taxi bog von der Straße ab und rollte über die Hoteleinfahrt. Bevor Tony den Eingang erreicht hatte, kam ihm aus der Halle eine Gestalt entgegen, verhüllt in einem langen Mantel mit Kapuze. Wenn sie sich nicht bewegt hätte, wie es nur eine Lucille Chaudieu konnte, dann hätte Tony sie für ein Mitglied eines klerikalen Ordens gehalten.

Der aufwendig uniformierte Türwächter begleitete Lucille mit einem riesigen Regenschirm, bis sie auf den Rücksitz des Taxis geglitten war. Aufatmend warf sich Tony neben sie und nannte dem Fahrer die Adresse ihres Ziels.

Lucille ließ sich immer noch nicht dazu herab, die Kapuze auch nur ein wenig zurückzuschieben. Ihre Vorliebe für große Auftritte hatte sie also in der letzten Zeit nicht verloren. Keiner von ihnen hatte das Bedürfnis nach einer Unterhaltung. So schauten sie schweigend hinaus auf einen Stadt, die in Dunst eingewickelt schien wie in weiches Seidenpapier.

Auf der Fahrt hatte Tony Tanner Gelegenheit sich zu fragen, was die Wundertüte neben ihm wohl enthalten mochte. Er tippte auf ein körperbetontes Abendkleid - sehr körperbetont - und freute sich schon auf Heathercrofts hervorquellende Augen. Möglicherweise kombinierte Lucille aber auch einen eher maskulinen Anzug mit einer Spitzenbluse. Auch das hatte eine garantiert blutdrucksteigernde Wirkung.

Sie hatten eine ziemlich große Verspätung. Tony hatte Janet Baker gebeten, diese Verspätung mit irgendeiner Ausrede anzukündigen. Trotzdem war es nichts, was die Situation leichter machte. Es war immer unangenehm, sich in den Lanzenwald abschätzender Blicke zu werfen, wenn eine Gesellschaft schon längere Zeit Gelegenheit hatte, eine gemeinsame Atmosphäre zu schaffen.

Immer noch ver mummt huschte Lucille hinter Tony zur Garderobe des Restaurants. Tony zog seinen Mantel aus und legte ihn auf den Tisch. Dann drehte er sich zu Lucille um.

»Du kannst den Mund wieder zumachen«, sagte Lucille nach einer Weile. »Ich fühle mich ausreichend bestätigt.«

»Verzeihung Gnädigste, ich war nur etwas überrascht.«

»Dafür habe ich ja in den letzten anderthalb Stunden auch hart gearbeitet.«

»Ja, doch«, bestätigte Tony trocken, »man kann dir einen gewissen Erfolg nicht abstreiten.«

Tatsache war, dass Lucille hinreißend aussah, mehr als hinreißend. Im Grunde war das fast so etwas wie ihr Normalzustand, also kein Grund für eine Maulsperre. Aber sie schien sich in ein

anderes Wesen verwandelt zu haben, vielmehr in ein Wesen, dessen Existenz Tony vielleicht geahnt, das er aber noch nie zu Gesicht bekommen hatte. Angefangen von den Haaren, die in sanften Wellen auf die bloßen, hell schimmernden Schultern rieselten, bis zum letzten Volant ihres weit fallenden Abendkleides, war Lucille in die Haut einer sanftäugigen, romantischen Schönheit geschlüpft. Sie war die perfekte Verkörperung des scheuen Rehs, dessen schlanke Glieder den Jagdinstinkt jedes Mannes ebenso fürchteten, wie sie ihn herausforderten und auch ersehnten.

Tony war sich klar, dass er auch im Lendenschurz hätte erscheinen können. Niemand wäre es aufgefallen, wenn er Lucille an seiner Seite hatte.

»Du siehst atemberaubend aus, aber wir passen nicht zusammen«, gestand Tony etwas kläglich.

Lucille nahm lächelnd seinen Arm.

»Mon Cher, du siehst gut aus. Ich sehe sehr gut aus. Das passt immer zusammen.«

»Ich wusste gar nicht, dass du eine romantische Seite hast«, sagte Tony, als sie zusammen der Gesellschaft zustrebten.

»Du hast dir eben noch nicht genügend Mühe gegeben, mich zu entdecken.« Es klang, als zitierte Lucille eine Überschrift aus einer Frauenillustrierten.

Dann schaute sie Tony von der Seite an.

»Außerdem fragst du dich, warum ich mich in diese Klamotten geworfen habe, stimmt's? Erstens hatte ich Lust dazu. Und zweitens muss man die bösen Jungs ja nicht noch ärgern, wenn man sie schon nicht verprügeln kann.«

»Du willst dich bei Heathercroft einschmeicheln, was?«

»Natürlich«, schnurrte Lucille. »Ich werde mich ihm hingeben, wild und hemmungslos, sofern er mir deinen Kopf auf einem Silbertablett serviert.«

Dies war genau der Zeitpunkt, an dem auf der anderen Seite der Weltkugel Steele sagte: »Heben Sie die Hände ganz hoch und rühren Sie sich nicht. Wir können sowieso nichts tun« und Little antwortete einen Hauch zu kess: »Ich hatte gar nicht vor, etwas zu tun!«

Da waren sie also - der Vizechef, Heathercroft und die ganze Corona. Tons Nackenhaare sträubten sich, als er den Vizechef sah, diesen Mann, an dem alles rundlich war, als hätte man eine früher einmal kantige Person abgeschliffen. Er strahlte behäbiges Wohlwollen aus. Der Eindruck war so zutreffend wie der Friede, der über dem ungetrübten Spiegel eines Krokodilteiches schwebt. Daneben saß Heathercroft, inzwischen noch wichtiger geworden, und jeden Zuwachs an Wichtigkeit mit einem Mehr an Körpermasse beantwortend. Tony entging das Glitzern in seinen Augen nicht, als er Lucille vorgestellt wurde. Lucille hätte ihr Silbertablett samt schmückendem Beiwerk ohne Probleme bekommen können.

Der Abend, arrangiert unter dem Motto *Da wir demnächst eng zusammenarbeiten werden, sollten wir uns auch persönlich besser kennenlernen*, schleppte sich für Tony dahin. Lucille hingegen unterhielt sich blendend. Sie hatte plötzlich wieder diesen ebenso starken wie niedlichen und leicht verruchten Akzent, wie gemacht für einen TV-Spot, der Seidendessous an die Frau bringen will. Heathercroft verschoss glitzernde Breitseiten von Charme und Witz, und Lucille hing gebannt an seinen Lippen, das Kinn auf die gefalteten Hände gelegt. Tony plauderte intensiv mit Heathercrofts Begleiterin, einer hübschen, fürchterlich aufgedrehten und unerträglich affektierten Brünetten. Da Tony die Technik beherrschte, mit aufmerksamem Gesicht die Ohren auf Durchzug zu stellen und zugleich einige Stichworte auszufiltern, um mit deren Hilfe verständnisvolle Nachfragen zu formulieren, über-

stand er die Unterhaltung ohne bleibende geistige Schäden.

Irgendwann im Laufe des fortgeschrittenen Abends, als sich die Sitzordnung gelockert hatte, stand Heathercroft neben Tony. Er schwieg eine Weile, schien sich innerlich an einem Triumph zu weiden, der schließlich ein boshaftes Grinsen auf seine feisten Züge malte.

»Wie kommt eine Pfeife wie du nur an so ein Superweib?«

»Die bekommt man in französischen Supermärkten in der Tiefkühltruhe«, antwortete Tony ruhig, »man muss sie vor dem Genuss nur ein wenig heiß machen ...«

»Und du hast keine Angst, dass sie dir davonläuft?«, fragte Heathercroft lauernd.

»Ich hab ihr eine Kennnummer auf die linke Popoacke tätowieren lassen, falls sie sich verläuft.«

Heathercroft bekam in dieser Unterhaltung keinen Stich. Das ärgerte ihn, und seine leicht angespannte Miene bekam jetzt einen boshaften Glanz. Denn Heathercroft hatte noch einen Trumpf im Ärmel. Eigentlich war es nicht nur ein einfacher Trumpf, sondern es war das Ass der Asse, die Mutter aller Trümpfe!

»Ach so ja, Tanner«, begann Heathercroft, und seine Stimme vibrierte im Vorgefühl des kommenden Sieges, »da gibt es noch etwas, was ich dir schon seit Langem sagen wollte.«

Mit einer plötzlichen Klarheit wusste Tony Tanner, was Heathercroft ihm nun ins Gesicht werfen wollte. Die Erkenntnis brachte ihn für einen Moment ins Schwanken, ließ es wie Eiswasser sein Rückgrat herunterrieseln. Doch einen Wimpernschlag später hatte er sich wieder im Griff. Diesen Triumph würde Heathercroft nicht genießen können.

»Ach so, du meinst die Geschichte mit Francine«, sagte Tony

beiläufig.

Heathercrofts Mundwinkel sanken in schlaffer Enttäuschung herab. Dann funkelten seine Augen in erneuerter Boshaftigkeit.

»Korrekt, Tanner, ich habe deine Freundin gebrögel. Sie war nicht unbedingt der große Knaller, aber einmal im Leben sollte auch ein Mädels wie sie einen richtigen Mann zu spüren bekommen.«

Nachdem er genüsslich diesen ebenso wohl vorbereiteten wie unverschämten Satz herausgeträufelt hatte, schaute Heathercroft begierig auf Tony, als wolle er mit seiner Aufmerksamkeit jede Reaktion von Tonys Gesicht wischen und als Reliquie konservieren.

Tony seinerseits schaute mit gelangweilter Neugier auf Heathercroft, und seiner Miene war deutlich anzusehen, dass er immer noch auf die eigentliche Sensation, die Heathercroft ihm doch versprochen hatte, wartete.

»Sie hat mit dir nicht darüber gesprochen, was Tanner?«, fragte Heathercroft, seine beginnende Unsicherheit durch Furchheit überspielend.

Tony machte eine wegwerfende Bewegung. »Über sexuellen Kleinkram hat sie eigentlich nie geredet.«

Dann überlegte Tony scheinbar angestrengt und rieb sich die gefurchte Stirn. Sein Finger deutete auf Heathercroft.

»Dann warst du vermutlich die Nummer 50 und der Neger war die 49, jetzt verstehe ich. Und dieser uralte Zirkuszwerg war danach - oder war er davor? Ich bin mit der Statistik nicht mitgekommen.«

»Welcher Neger?«, murmelte Heathercroft, und sein Atem schien vor Schwäche zu pfeifen.

Tony zuckte die Schultern. »Keine Ahnung. Irgend so ein Typ. Sie hat ja eigentlich jeden armen Willi von der Straße angeschleppt. Aber der Schwarze hatte diese eitrigen Pickel an seinem Schwengel, als ich ihn von ihr runtergeholt habe. Ich kenne mich ja nicht so genau aus, aber für mich sah das sehr anste-

ckend aus. Du hast nicht zufällig Schmerzen beim Wasserlassen? Oder Probleme beim - na du weißt schon? Naja, sowas dauert schon mal ein paar Jahre, bis es ausbricht, lange Inkubationszeit, wenn du verstehst, was ich sagen will!«

»... s sagen will ...«, stammelte Heathercroft und fasste sich unwillkürlich in den Schritt. Ohne weitersprechen zu können, starrte er Tony nur an, als sehe er ihn und die nähere Umgebung, ja die ganze Welt zum allerersten Mal.

Tony Tanner klopfte Heathercroft aufmunternd auf die Schulter und wedelte dann imaginären Schmutz von der Hand.

»Kopf hoch, die moderne Medizin vollbringt Wunder. Allerdings solltest du dir deine Gespielinnen sorgfältiger aussuchen. Weißt du, dir als gutem Kollegen kann ich es ja sagen. Francine war nicht meine Freundin, ich sollte einfach nur auf sie aufpassen. Sie war ein Grenzfall, psychologisch gesehen, weißt du? Female canine Erotomanie, vulgo als krankhafte Läufigkeit bezeichnet. Für eine Weile ging es ganz gut, und ihre Eltern waren mir echt dankbar. Du musstest halt nur aufpassen, dass sie dich nicht von hinten mit dem Nudelholz erwischte und k.o. schlug. Dann fing sie nämlich sofort an, an dir herumzufummeln wie ein Ferrarimechaniker beim Reifenwechsel, du verstehst, was ich meine? Äußerst unerfreulich, obwohl sie ja nicht mal verkehrt aussah.«

»Und dann?«, hauchte Heathercroft mit belegter Stimme.

Tony zog Heathercroft ein wenig zur Seite, und wischte dann die Hand, mit der er ihn berührt hatte, mit einiger Sorgfalt an seinem Taschentuch ab, das er darauf mit spitzen Fingern in einen nahen Papierkorb schnippte. Dazu zog er sein vertraulichstes Gesicht und senkte verschwörerisch die Stimme.

»Irgendwann wurde mir klar, dass sie professionelle Behandlung braucht. Aber nachdem sie ihre Psychiaterin vergewaltigt hatte, wurde sie in eine geschlossene Abteilung gesteckt, soviel ich weiß. Sie bekommt Massen von Medikamenten und trägt so eine Art Keuschheitsgürtel. Aber ich habe das auch nur durch

Hörensagen erfahren.«

Damit drehte sich Tony zur Seite und schlenderte auf eine Gruppe um den Vizechef zu. Heathercroft folgte ihm nicht, sondern schlich, grenzenlos verletzt und moralisch völlig vernichtet, in Richtung der Toiletten.

Der Vizechef nickte Tony wohlmeinend zu. »Ahh, Tanner, unser Weltenbummler! Sie sind ja darüber informiert, dass die Amtsübergabe an meine Wenigkeit um fünf Tage vorgezogen wurde?«

Tony lächelte verbindlichst und murmelte irgendeine Belanglosigkeit. Natürlich hatte er es nicht gewusst. Fünf Tage, die ihm nun fehlten! Er empfand das dringende Bedürfnis, dem Vizechef vor das wohlwollend rundliche Knie zu treten. Aber er tat es nicht, und er ersparte Heathercroft auch die Tracht Prügel, die eigentlich, als Belohnung für unverschämtes Baggern bei Lucille, fällig gewesen wäre. Tatsächlich schwenkte Tony aber fröhlich sein Glas und plauderte mit der gesamten Routine, die ihm sein Berufsleben beigebracht hatte.

»Oh Gott, war das ätzend«, lautete Lucilles ganzer Kommentar, als sie neben Tony im Taxi saß.

»Du hast dich allem Anschein nach bestens amüsiert«, knurrte Tony.

»Weil ich gewusst habe, dass du eifersüchtig bist, mein Lieber.«

»Ich und eifersüchtig?«, wehrte Tony empört ab. »Vergiss es, Süße. Ein Mann wie ich ist nicht eifersüchtig. Das wäre weit unter meinem Niveau.«

»Ach komm schon, wenigstens ein bisschen.«

»Null Komma null, meine Dame.«

Lucille beugte sich im Halbdunkel des Taxis zu Tony hinüber

und zeigte ihm Daumen und Zeigefinger, die eine Winzigkeit voneinander entfernt waren.

»Nicht mal so ein bisschen?«

»Ich wiederhole, null Komma null null Periode, Epsilon kleiner null.«

»Wenigstens ein kleines bisschen Eifersucht, bitte, bitte.«

Seufzend schlug Tony Tanner ein Bein über das andere, nicht ohne vorher sorgfältig an der Bügelfalte gezupft zu haben.

»Nun gut«, erklärte er dann ein wenig gönnerhaft, »es ging mir doch ein klein wenig auf den Geist, wie dich dieser plumpe Kerl angebaggert hat - ein klein wenig, hörst du?«

»Du braver Junge, ich wusste es doch, dass ich dir noch etwas bedeute«, setzte Lucille zu einem ironischen Jubel an. Dann griff sie in ihre Manteltasche. »Und zur Belohnung bekommst du das hier.«

Damit überreichte sie Tony eine kleine Karte, kaum größer als eine normale Visitenkarte.

»Woher hast du das?«

»Oh, ich habe kurz in die Jackettasche deines Busenkumpels Heathercroft gegriffen, als er mir wieder einmal ein wenig allzu nahe gekommen war.«

»Geklaut also!«, stellte Tony fest und äugte auf die Karte. Er konnte in dem schwachen Licht die Aufschrift nicht erkennen, aber unter seinen Fingerspitzen spürte er schweres und enorm teures Büttenpapier, das mit einer Handpresse bedruckt worden sein musste.

»Du siehst, für dich werde ich sogar kriminell«, unterbrach Lucille seine schweigende Untersuchung. Tony schob die Karte in seine Tasche.

»Ich werde deine kalten Lippen küssen, wenn dich der Henker vor der Stadt aufgeknüpft hat.«

»Wie süß von dir. Ich wusste, dass du ein Romantiker bist. Aber du könntest unter Umständen auch meine heißen Lippen schon jetzt küssen.«

Es blieb bei dem Versuch, denn Tonys Prellungen ließen ihn bei der kleinsten Berührung heftig zusammenzucken. Lucille lehnte sich aufseufzend wieder zurück und begnügte sich damit, Tonys Wange zu streicheln. Das wirkte ein wenig tantenhaft, ein Eindruck, der lediglich durch das leicht schabende Geräusch gestört wurde, das Tonys langsam wieder hervorsprießende Bartstoppeln verursachten.

»Du prügelst dich, und mein sehnsuchtsvolles Lager bleibt kalt«, seufzte Lucille zum Abschied, »nun weiß ich, was ein Kollateralschaden ist.«

Fünf Tage weniger. Das war nicht mehr zu schaffen. Der Gedanke ging Tony Tanner nicht aus dem Kopf, als er am nächsten Morgen durch sein Büro wanderte.

Das Schrillen des Telefons riss ihn aus seinen düsteren Überlegungen.

»Hey Alter«, klang es aus der Muschel.

»Pillbury, wo steckst du? Ich habe den ganzen Morgen versucht, dich zu erreichen. Ich muss dringend mit dir sprechen.«

»Ihr Freund Pillbury wird mit niemandem mehr sprechen, wenn Sie nicht genau das tun, was ich Ihnen sage, Herr Tanner - und das sofort!«

Die Stimme kam für Tony völlig unerwartet. Bei ihrem Klang erschauerte er, als hätte sich das Telefon in den Brausekopf einer kalten Dusche verwandelt. Es war eine tiefe, dröhnende Stimme, unmenschlich und bedrohlich, weil sie aus einer unmessbaren Tiefe zu kommen schien.

»Wer sind Sie?«, zischte Tony, froh, dass ihm nicht die ganze Luft ausgegangen war.

»Man nennt mich Mister Moon. Aber das war auch die letzte Frage, die ich Ihnen beantworten werde. Ab jetzt gehorchen Sie meinen Befehlen, sonst ...«

Aus dem Hörer erklang Rauschen. Dann die entfernte Stimme Pillburys.

»He Alter, beeil dich, die fangen schon an, mich zu zerschnitzeln - und ohne Betäuuuu ...!«

Irgendetwas zischte hässlich, und Pillbury ließ einen undefinierbaren Ausruf hören. Daraufhin lauschte Tony Tanner aufmerksam dem Auftrag, den er erhielt. Dann wurden weitere hohle Floskeln aufgelegt, und das ziemlich einseitige Gespräch war damit beendet. Tony eilte durch den Vorraum. Janet Baker wackelte rhythmisch auf ihrem Stuhl hin und her und piffte zu einer Melodie, die aus ihren aufgesetzten Kopfhörern erklang. Gleichzeitig hämmerte sie mit furchterregender Geschwindigkeit einen Text in den Rechner.

Tony deutete auf sich, seine Uhr und die Tür.

Janet nickte und winkte ihm zum Abschied in bekannter und herzerreißend niedlicher Munterkeit mit allen zehn Fingern, bevor sie sich wieder auf die Tastatur stürzte.

Draußen eilte Tony zum nächsten Taxistand und ließ sich zu der Adresse fahren, die ihm genannt worden war. Dort wartete er einige Minuten, bis sein Telefon schnarrte und er zum Beweis, dass er an der richtigen Stelle war, einen Reklametext aus einem naheliegenden Schaufenster vorlesen musste. Erst dann wurde sein nächstes Ziel bekannt gegeben. Tony war sicher, dass er beobachtet wurde. Aber wenn es so war, dann geschah es derart professionell, dass Tony nichts und niemanden bemerken konnte.

Er besorgte sich ein neues Taxi, schaute während der gesamten Fahrt zum nächsten Zielpunkt nach verfolgenden Fahrzeugen aus und bemerkte nichts.

Aber irgendwo waren sie, das spürte er. Aber sie waren Profis. Sie machten solche Veranstaltungen nicht zum ersten Mal. Tony tastete nach seinem Handgelenk. Dort war die Peitsche - seine einzige Waffe. Wie konnte er sich nur unvorbereitet auf die Be-

fehle eines mysteriösen Mr. Moon einlassen!

Aber der Gedanke an Pillbury machte Tony unruhig. Wer immer dieser Mister Moon auch war, er konnte kein besonders guter Gastgeber sein. Pillbury musste sich in einer schrecklichen Situation befinden. Tonys Gewissen begann zu pochen. Er hatte Pillbury in die ganze Sache hineingezogen. Mit Sicherheit hatte Pillbury sich in der Londoner Halbwelt umgesehen, um den Hebel zu finden, mit dem Tony Heathercroft schachmatt setzen konnte. Und nun, obwohl ihn die Angelegenheit persönlich nichts anging und er nur aus Freundschaft zu Tony mitmachte, befand er sich in den Händen eiskalter Gangster. An dieser Stelle begannen sich in Tonys Vorstellungswelt unerfreuliche Bilder von Folteraktionen einzublenden. Sie wären nach Maßgabe der heutigen Gesetzgebung noch jugendfrei gewesen, aber Tony gefielen sie dennoch kein bisschen.

Angekommen, stieg er aus und ging in die ihm befohlene Richtung. Dort befand sich ein indischer Imbiss. Kaum hatte Tony den Laden erreicht, als sein Telefon klingelte.

»Können wir jetzt mit den Spielchen aufhören, ich will Pillbury sehen«, fauchte Tony, angefeuert von seiner Besorgnis, in das Mikrofon. Kaum hatte er es ausgesprochen, als er diesen Satz am liebsten wieder zurückgenommen hätte. Er war in der derzeitigen Situation nicht hilfreich, weder was die Form, noch was den Inhalt anging.

»Was Sie wollen, ist in keiner Weise maßgeblich«, antwortete eine ruhige Stimme. Sie war von völliger Kälte und Gefühllosigkeit, als gäbe es auf dieser Welt nichts, aber auch gar nichts, was ihren Klang zu einer Veränderung herausfordern könnte. Es war eine Männerstimme ohne die Spur einer persönlichen Färbung. Tony war sicher, dass auch der gewiefteste Experte nicht in der Lage gewesen wäre, irgendwelche Informationen über Herkunft und Leben des Sprechers aus ihr zu entnehmen. Sie gab ihre Instruktionen, dann wurde die Leitung gekappt.

Während er zum angegebenen Taxistand trottete, überlegte

Tony Tanner, ob die Stimme diejenige eines Mannes gewesen war. Er hatte einen hellen Klang in den Ohren gehabt, und je länger er darüber nachdachte, desto unsicherer wurde er. Ein Mann mit heller Stimme oder eine Frau mit dunkler Stimme, aber was tat das jetzt noch zur Sache?

Tony musste noch drei weitere Taxifahrten hinter sich bringen. Bei jedem Mal war es eine andere Stimme, die ihm seine Instruktionen übermittelte. Und bei jedem Mal, als würde ein Filter jede Eigenheit ausschalten, hatten diese Stimme keine Spur von persönlicher Prägung. Es war unmöglich, sich ein Gesicht zu den Stimmen vorzustellen. Und wenn Tony es versuchte, dann kam ihm nur eine Schaufensterpuppe in den Sinn, mit ihren perfekten, aber völlig durchschnittlichen und langweilig unpersönlichen Zügen.

Schließlich stand Tony an einer Ausfallstraße und überlegte, welches System hinter seiner Odyssee mit den Taxis gesteckt haben mochte. Er wartete vergeblich auf einen Anruf. Nervös prüfte er sein Telefon. Der Akku war noch halbvoll und ein Symbol zeigte an, das er sich im Bereich einer Antenne befand. Warum also diese Verzögerung?

Nach einer Weile, die sich durch Tonys Nervosität immer mehr zu dehnen schien, kam Tony ein schrecklicher Verdacht. Die Gegenseite hatte kein Interesse mehr an seiner Person. Und das konnte nur bedeuten, das Geschäft war geplatzt, weil Pillbury nicht mehr als Handelsware zur Verfügung stand. Pillbury war tot.

Tony schaute auf das Telefon, wartete, bemerkte, wie seine Hand zu zittern begann. Sein Gerät hatte keine Nummer gespeichert, auf der er hätte versuchen können, zurückzurufen.

Pillbury, mein Freund. Ja, Pillbury war eine Art Freund, eine Art Bruder sogar. Er hatte sich auf Tonys Bitte eingelassen - und er hatte das teuer bezahlen müssen. Tony Tanner fühlte sich schlecht. Er versuchte, den Gedanken zur Seite zu schieben, aber

das war unmöglich. Jedwede Logik zeigte in die Richtung seiner Schlussfolgerung. Pillbury war tot. Eine andere Erklärung gab es nicht. Langsam sickerte die Erkenntnis in Tonys Bewusstsein.

Das Motorengeräusch eines heranrasenden Wagens scheuchte Tony hoch. Hinter einer Biegung tauchte eine schwarze Stretchlimousine mit verdunkelten Scheiben auf, kam schnell näher und hielt neben ihm. Eine Tür schwang mit dem Surren eines Elektromotors auf.

Die Aufforderung war eindeutig. Wichtiger war, dass seine Befürchtungen sich plötzlich wieder in Nichts aufgelöst hatten. Daher stieg Tony geradezu locker-beschwingt in das Abteil. Unmittelbar hinter ihm surrte die Tür zu und der Wagen setzte sich in Bewegung - so schnell, dass Tony die Wahl, wo er sich denn in den schwarzen Lederpolstern niederlassen sollte, abgenommen wurde. Er plumpste recht sackmäßig in die weiche Sitzgelegenheit, rappelte sich blitzartig wieder auf und bemühte sich reflexartig um den Krawattensitz und das Überleben seiner Bügelfalten.

Vorn und hinten war sein Abteil durch Wände vom Rest des Innenraums abgetrennt. Die Seitenscheiben boten auch keine Orientierungshilfe, denn sie waren auch von innen fast so undurchsichtig wie von außen. Lediglich unklare Schatten und Lichter huschten über ihre Fläche. Dann wurden die Deckenlampen eingeschaltet und verwandelten die Fenster in matte Spiegel, in denen sich Tony schattenhaft wiederfinden konnte.

Tony blieb nichts übrig, als Haltung zu bewahren und abzuwarten. Den Bewegungen des Wagens nach zu urteilen, fuhr der Chauffeur in höllischem Tempo und ziemlich scharfem Stil über kurvige Straßen, beschleunigte dann auf einer Geraden, hielt die Geschwindigkeit eine Weile und raste dann mit spürbarer Querbeschleunigung und merklicher Schräglage von der Schnellstraße (so war Tonys Vermutung) über eine Abfahrt zurück auf kleinere Straßen.

Tony hatte sich beim Einsteigen vorgenommen, anhand der Fahrtzeit und der vermuteten Geschwindigkeit die zurückgelegte Strecke zu überschlagen. Die Absicht war vorhanden, die Ausführung ließ zu wünschen übrig. Schließlich gab er es auf und konzentrierte sich nur noch darauf, nicht beim nächsten Bremsmanöver im glücklicherweise weich ausgepolsterten Fußraum zu landen.

Das harte Abbremsen und das ebenso harte Beschleunigen folgten einander unmittelbar und erinnerten Tony an eine Fahrt auf einer alten Triumph, die er als Beifahrer schweißgebadet überstanden hatte. Bei jedem Bremsen rutschte er auf dem glatten Leder nach vorne, nur um im nächsten Moment wieder nach hinten gepresst zu werden. Der Wagen schwankte wie ein Boot bei Wellengang.

Tony lauschte auf Polizeisirenen, denn vielleicht wurden sie verfolgt. Das zumindest würde die Fahrweise erklärt haben. Was er hörte, war ein leises Zischen der Räder, das durch die Geräuschkämmung in das Innere des Wagens drang. Es hatte wieder begonnen zu regnen. Zugleich beruhigte sich die Fahrweise und wurde zu einem ruhigen Gleiten, das einschläfernd wirkte wie die Bewegungen einer Wiege.

Tony schaute auf die Uhr. Sein Zeitmesser am Handgelenk und sein persönliches Zeitgefühl ließen sich nicht mehr in Übereinstimmung bringen. Die Uhr sagte, dass er gerade eine Viertelstunde in dieser fahrbaren Luxuszelle eingesperrt war. Dagegen behauptete sein Gefühl, die Reise müsse schon viel länger dauern. Aber wie lange? Das konnte Tony nicht sagen. Er schien aus der Zeit herausgefallen.

In der Wärme des geheizten Abteils, von sanftem Schaukeln eingelullt, kam er sich vor wie ein Kind auf einer Eisenbahnreise, die sich in die Unendlichkeit auszudehnen scheint, als wäre man in dem Waggon geboren worden.

Es gab ein letztes heftiges Bremsmanöver. Tony war auf die

nun fällige Beschleunigung gefasst. Statt summt der Elektromotor auf, und die Tür öffnete sich.

»Kommen Sie«, forderte ihn eine Stimme auf. Tony war sicher gewesen, dass nach dieser Höllenfahrt seine Knie zitterten. Nun bekam er die Bestätigung. Ziemlich mühsam stand er auf und stützte sich für einen Moment auf der Sitzfläche ab.

Von draußen kam ein ungeduldiges Hüsteln, das als Echo durch einen riesigen Raum zu schwingen schien. Kühle, feuchte Luft, die einen schweren Ölgeruch mit sich trug, strömte durch die offene Tür.

Tony fröstelte. Als er ausgestiegen war, sah er sich in Gesellschaft von zwei Männern, die links und rechts der Tür warteten.

Beide waren mittelgroß, schlank, trugen Hüte und Mäntel, die sie bis zu den Füßen einhüllten. Beide hatten die Hände in exakt derselben Position verschränkt.

Tonys abschätzender Blick versuchte, in ihren Gesichtern etwas zu lesen, irgendeine Information zu erhaschen, die ihm von Nutzen sein konnte. Aber da war nichts, diese Gesichter waren Floskeln aus Mund, Nase und Augen, nichtssagend und leer.

Tony blickte sich um. Er befand sich in einer gewaltigen Halle, einem Bauwerk, dessen schiere Größe atemberaubend war. Nebelschwaden hingen in der Luft, Anfang und Ende der Halle verloren sich in grauem Dämmer. Ein entferntes helleres Rechteck markierte den Eingang, durch den der Wagen hineingefahren war. Einige Fenster durchbrachen die scheinbar endlosen Wände. Sie waren aus einer Unzahl kleiner Scheiben zusammengesetzt, von denen viele zerborsten waren. Die in den Rahmen hängenden Glassplitter erinnerten Tony unwillkürlich an die kantigen Gebisse von Raubtieren, die nach dem eindringenden trüben Licht schnappten.

Tony legte den Kopf in den Nacken.

Weit über ihm, eher zu errahnen als genau zu erkennen, vereinigten sich schwere Stahlträger, um das gestufte Dach zu stüt-

zen. Durch eine Fensterreihe zwischen diesen Abstufungen fiel Licht, durch die schmutzigen Scheiben zu farblosem Grau gefiltert.

Von oben drang das Gurren von Tauben, dann das Klatschen von Flügeln, das sich in dem riesigen Gebäude wie eine Folge dröhnender Schüsse anhörte. In der nachfolgenden Stille konnte Tony das Prasseln des Regens auf der Dachfläche und das Gluckern des durch Regenrinnen ablaufenden Wassers hören. Irgendwo war das Dach defekt, und ein steter Tropfenstrom fiel aus der Höhe und pladderte auf den Betonboden.

Ein eisiger Wind fegte durch die Halle, ließ abgerissene Kabelenden an den Wänden schwingen und aus zerborstenen Fenstern ein leises, klagendes Heulen steigen.

In der Nähe hing ein Gerüst, das Tony schließlich als Überrest eines Laufkranes identifizieren konnte.

»Gehen wir.«

Der eine Mann machte eine Handbewegung und ging vor, der andere vollführte eine identische Bewegung und lief hinter Tony her. Am Boden waren noch die Fundamente schwerer Maschinen erkennbar. Matt schimmernde Ölflecken, Ablaufrinnen und verstreute Haufen von Metallspänen erinnerten daran, dass hier einmal eine große Zahl von Menschen ihre Arbeitstage verbracht hatten.

Die Schritte der drei Männer hallten, als würde sich die Luft in dem Gebäude gierig auf jedes Geräusch stürzen, um es zu verbreiten wie ein Gerücht.

Der Wagen war kaum noch zu erkennen, als der führende Mann auf einen Schaltkasten aus Gusseisen zusteuerte, der an der Ziegelwand befestigt war. Er zog einen Hebel nach unten.

Nichts geschah. Die drei Männer warteten. Tony Tanner vergrub seine Hände in den Taschen und zog den Kopf hinter den Mantelkragen. Er konnte sich kaum einen unerfreulicheren Ort

vorstellen als diese Erinnerung an große industrielle Zeiten. Was mochte in dieser Halle produziert worden sein? Sie war jedenfalls groß genug, um als Unterstellplatz für zwei Ozeanriesen zu dienen.

Aus der Tiefe drang ein klapperndes Geräusch, plötzlich hob sich ein Teil des Bodens und entpuppte sich als Dach einer Aufzugkabine. Aus dem Aufzugsschacht kam ein Strom kalter Luft, in der Tonys Atem zu Wolken kondensierte. Er blickte sich zu den beiden Männern um. Vor ihren Mündern war keine Atemwolke zu erkennen.

»Hier hinein.«

»Nach Ihnen«, antwortete Tony Tanner höflich.

»Sie allein.«

Mit einem Schritt betrat Tony den Aufzug, der unter seinem Gewicht leicht zu schwanken begann. Im Grunde war es nichts als eine Plattform mit vier Eisenstreben an den Ecken. Diese Streben dienten dazu, die Bodenabdeckung anzuheben, die jetzt als Dach über Tonys Kopf lag. Als sich Tony drehte und die Plattform erneut schwankte, gab es ein nervtötendes Kreischen und die Platte über ihm bewegte sich ein wenig.

Sein Begleiter stemmte sich gegen den Hebel und drückte ihn nach oben.

Die Kabine sackte ab, im ersten Moment so schnell, dass Tony das Gefühl hatte, der Boden würde unter seinen Füßen ins Nichts stürzen. Über ihm krachte die Dachplatte zurück in ihre Lagerung. Das Geräusch rollte durch den Schacht und verlor sich in der Tiefe.

Schlagartig wurde es dunkel. Die Fahrt verlangsamte sich. Dennoch hatte Tony Mühe, die Balance zu halten. Unter seinen Füßen schwankte und zitterte das Metall. Durch Spalten zwischen Plattform und Mauer drang mit einem schrillen Pfeifen ölige Luft. Manchmal, wenn die Plattform gegen die Führungsschienen schepperte, erleuchtete ein Funkenregen die Schachtwand, und Tony konnte für eine Sekunde die Drahtseile erken-

nen, die nach oben hasteten.

Ein besonders heftiges Ruckeln und Rumpeln, ein metallisches Kreischen und Knirschen erschreckte Tony. Kalte Neonhelligkeit fiel in den Schacht, dann glitt eine Stahltür an ihm vorbei nach oben. Das Licht drang durch ein kleines Fenster. Gerade als Tony auf einen breiten Gang blicken konnte, sprang eine Gestalt von der Seite an das Fenster und verdeckte das Licht.

Eine Sekunde lang war Tony Tanner direkt gegenüber diesem Fremden, schaute auf das verzerrte Gesicht und spürte den Blick aus aufgerissenen, riesigen Augen.

Dann war die Plattform tiefer gesunken. Tony wollte nach oben schauen, wo der Lichtfleck immer kleiner wurde, musste sich dann aber wieder völlig auf die schwankende Plattform konzentrieren, um nicht zu stürzen.

Was war das eben für eine Gestalt gewesen? Hatte sie wirklich diese platte Nase, diesen verzerrten Mund, diese unnatürlich großen Augen in einem viel zu großen Schädel gehabt? Oder hatte der Fremde einfach das Gesicht gegen eine Glasscheibe gedrückt, die zusätzlich für einen Verzerrungseffekt gesorgt hatte?

Die letzte Erklärung gefiel Tony besser.

Mit einem Krachen hielt die Plattform an. Unter seinen Sohlen spürte Tony, dass sie auf Gummipolstern aufgesetzt haben musste. Das Übelkeit erregende Schwanken hörte auf, mit einem leisen Summen vibrierte das Metall. Der Lichtfleck im Schacht war verschwunden. Ein Eisentor wurde zur Seite geschoben.

Obwohl nur einige schwache Lampen Licht spendeten, musste Tony die Augen zusammenkneifen.

»Hier lang.«

Die Stimme kam Tony bekannt vor. Aber auch der Mann, der vor ihm schritt, schien eine genaue Kopie der beiden Männer aus dem Wagen zu sein. Unter Tonys Schuhen knirschte es. Ein Geruch von Kohle oder Erz drang aus dem schmutzigen Wänden des Ganges, den sie entlang gingen. Er war miserabel beleuchtet.

Die wenigen Lampen bildeten Inseln aus Helligkeit, in denen die Wänden feucht glitzerten. Dazwischen lagen Abschnitte von Dunkelheit, die sie wie Furten durch einen nächtlichen Strom durchqueren mussten. Es war bitterkalt. Von der Decke tropfte das Kondenswasser. Der Mann blieb stehen und öffnete eine Tür. Seine Handbewegung ähnelte derjenigen der beiden Männer aus dem Wagen, als hätten sie alle drei gemeinsamen Unterricht in pantomimischem Ausdruck gehabt.

»Bis zur nächsten Tür.«

Tony trat mit leichtem Zögern durch die zweiflügelige Stahltür. Kaum hatte er die Schwelle überschritten, als sie hinter seinem Rücken zugeworfen wurde. Das Echo machte ihm deutlich, dass er sich in einem kleinen Raum befinden musste. Vor ihm war ein Schimmer, den Tony als Licht, das durch einen Türspalt fiel, identifizierte. Schlurfend tastete er sich vor, suchte nach der Klinke und konnte endlich die Tür öffnen.

Wärme und der Duft von Kerzen schlugen ihm entgegen.

Stauend trat er ein und drückte leise die Tür zu. Drei Stufen führten Tony in den großen Raum. Seine Schuhe versanken in einem weichen Teppich, der wiederum auf blank poliertem Parkett lag. An den Wänden, die mit grün-goldenen Seidentapeten bespannt waren, schimmerten große Gobelins mit mittelalterlichen Darstellungen, schwere exotische Wandteppiche und altertümliche Waffen. Außer einigen kleinen Tischen an den Wänden gab es kein Mobiliar. Ein Kristallkronleuchter hing von der Decke. Helligkeit spendeten allerdings nur einige Kerzen, die auf den Tischen verteilt waren.

Eine breite Tür befand sich an der gegenüberliegenden Seite. Die beiden Flügel standen weit offen und ließen Licht in diesen Teil des Raumes fluten. Lautlos schritt Tony über den Teppich und schaute in den anliegenden Saal.

Hier bedeckten Ledertapeten, rot mit goldenem Reliefdruck, die Wände, prunkten Gobelins und Teppiche und glänzten

Schwerter, türkische Säbel und Schilde.

Nur eines störte das perfekte Bild.

Pillbury flegelte sich in einem Ohrensessel, hatte die Cowboystiefel auf einem Tisch mit Elfenbeinintarsien gelegt und rülpste lautstark, nachdem er eine bunt bedruckte Bierdose äußerst hingebungsvoll geleert hatte. Neben dem Sessel stapelte sich ein Haufen leerer Dosen, was Pillbury aber nicht anfocht, denn er griff zur anderen Seite und öffnete zischend eine Ersatzdose. Ein erfreuter Ausruf folgte.

Als er die Dose an die Lippen setzte, bemerkte er Tony und winkte ihm zu.

»He, Alter, komm rein. Aber putz dir die Füße ab, hier ist alles voll auf Kultur und Feinilein.«

Damit hob er einen Stiefel vom Tisch, wohl um zu beweisen, dass er sich an die eigenen Vorgaben gehalten hatte.

Der Anblick Pillburys erweckte in Tony widerstrebende Empfindungen. Im ersten Augenblick mochte er seinen Augen gar nicht trauen. Dann war er beruhigt und glücklich, Pillbury unbeschadet zu finden. Und dann wurde Tony wütend, denn ihm wurde klar, dass Pillbury ihn unter Vorspiegelung falscher Tatsachen in diese feudale Höhlenwohnung gelockt hatte.

Tony ballte die Fäuste und ging auf Pillbury zu.

»Wie ich sehe, wirst du gerade gefoltert, was? Wie sagtest du so schön - die fangen an, mich zu zerschnitzeln. Was soll das?«

Der Tonfall war so eindeutig gefährlich, dass Pillbury die Stiefel vom Tisch nahm und eine abwehrende Handbewegung machte.

»Nur kein Stress, Alter, nur keine Hektik. Es gibt für alles eine Erklärung.«

»Na, da bin ich mal gespannt.«

Tony war erleichtert und fast wieder versöhnt. Irgendwie hatte diese Sache ja auch eindeutig ihren abenteuerlichen Reiz. Er blickte sich schnell um. Mehrere Türen führten in diesen Saal.

Direkt zu seiner Linken war der Blick auf einen Gang frei, an dessen Ende ein schwaches Licht durch ein kleines vergittertes Fenster schimmerte. Ein Schatten schob sich vor das Licht und schwand wieder. *Mein Gott*, fuhr es Tony durch den Kopf, *die haben hier Zellen für Geiseln!*

»Ihr Freund Pillbury war der Ansicht, dass eine leichte Dramatisierung der Situation Ihrer Bereitschaft zum Kommen förderlich wäre.«

Die Stimme kam aus einer unbeleuchteten Ecke des Saales. Tony fuhr herum.

Pillbury, der erkannte, dass die Gefahr für ihn vorbei war, hob seine Bierdose und krächte: »Außerdem hatte das Stil. Das müsstest gerade du doch voll anerkennen, Alter.«

Aber Tony achtete schon nicht mehr auf Pillbury. Er trat langsam auf die massige Gestalt zu, die in einem gewaltigen Barockstuhl saß. Nur die Umrisse waren zu erkennen. Aber es war die Stimme, die Tony am Telefon gehört hatte.

»Mister Moon?«, fragte er.

»So nennt man mich. Kommen Sie, setzen Sie sich.«

Die Stimme, eben noch rau und mit einem gefährlichen Unterton, bekam plötzlich einen hellen klingelnden Unterton.

Aus dem Umriss hob sich langsam, als würde es unendliche Mühe bereiten, eine Hand und deutete mit wurstigen Fingern auf einen zierlichen Stuhl.

»Setzen Sie sich hierhin.«

Jetzt war es wieder die bekannte Stimme, die befehlsgewohnt war und jedem, der sie hörte, einen Schauer über den Rücken jagen musste. Es war eine leise Drohung in ihr, ein unüberhörbares Kollern von Autorität und Machtbewusstsein, ein Grummeln wie von einer fernen Lawine, die sich schnell nähern könnte.

Tony gehorchte und setzte sich. Dabei lehnte er sich scheinbar entspannt zurück, legte die Arme locker auf die Lehnen und schob einen Fuß vor. *Soviel zum Thema Körpersignale*, dachte

Tony.

Mister Moon räusperte sich. Seine Stimme durchlief während dieses Räusperns einige Tonlagen, um sich wieder bei dem bekannten Bass-Grollen zu fangen.

Es war für Tony unmöglich, einen genauen Blick auf diesen Mister Moon zu bekommen. Er saß einem massigen, breitschultrigen Mann mit einer Glatze gegenüber, mehr konnte er nicht erkennen. Doch - Tony sah, dass die Hände, die auf der Lehne des Sessels lagen, lang und schmalgliedrig waren. Er musste sich eben getäuscht haben.

Hinter ihm rülpste Pillbury kennerhaft und kam angeschwankt. Er wollte sich auf einen Hocker niederlassen, verlor aber das Gleichgewicht und kippte nach hinten auf den weichen Teppich. Pillbury nahm das Missgeschick mit der Gelassenheit eines großen Geistes und setzte im Liegen, die Beine auf dem Hocker, die Dose an.

»Sie werden sich vermutlich fragen, was der Sinn Ihres Besuches sein soll«, sagte Mister Moon.

»Nun ja«, bestätigte Tony trocken, »eine solche Frage sähe mir wohl ähnlich.«

»Ich will Ihnen ein Geschäft vorschlagen.«

»Hätten Sie das nicht auf eine einfachere Weise machen können?«

Tony blickte zur Seite auf Pillbury, der grüßend seine Dose hob. Als er wieder zu Mister Moon schaute, schien sich dessen Gestalt plötzlich verändert zu haben, schien schmaler geworden zu sein, und statt einer Glatze hatte der Mann eine abstehende blonde Mähne.

Tony kniff die Augen zusammen und drückte massierend die Zeigefinger auf die Lider. Als er wieder aufblickte, saß die bekannte kahlköpfige, massige Gestalt vor ihm.

»Die Welt ist nicht einfach. Wie kann man dann einfache Dinge tun?«, sagte Mister Moon.

»Man muss die Welt aber nicht unbedingt komplizierter machen, als sie schon ist.«

Aus dem Barocksessel erklang ein Husten, das vielleicht als Lachen gemeint war.

»Das war nicht meine Absicht«, versicherte Mister Moon. »Es ging mir einzig und allein darum, meine Sicherheit zu gewährleisten. Und in diesem speziellen Fall decken sich Ihre und meine Interessen in Bezug auf das Thema Sicherheit.«

»Wenn Ihr Chauffeur die Karosse gegen einen Baum gesetzt hätte, dann wäre das sicherlich nicht gut für meine Sicherheit gewesen.«

»Dieser Baum müsste erst noch gepflanzt werden! Ich wiederhole, Herr Tanner, alles war notwendig. Denn es gibt Dinge, die mich besorgt machen. Die ich nicht einschätzen kann. Ich mag so etwas nicht. Es macht mich ärgerlich.«

»Ich nehme an, damit kommen wir dem Geschäft näher, das Sie mir vorschlagen wollen.«

Statt einer Antwort kam nur ein unterdrücktes Stöhnen von Tonys Gegenüber. Mit ungläubigem Entsetzen sah Tony, dass der Kopf des Mannes seine Form verlor, als würde Wachs erhitzt, und langsam in die Schultern zu verfließen begann, die ihrerseits schrumpften und schwanden.

Tony hielt die Luft an und hörte nur den schweren, krächzenden Atem des anderen. Er wollte aufspringen, war aber vor Schrecken wie gelähmt.

Dann, begleitet vom Keuchen äußerster Anstrengung, schob sich wieder ein Kopf aus den breiten und festen Schultern hervor.

»In der Tat«, antwortete Mister Moon, als wäre nichts geschehen.

»Ich habe etwas, das Ihnen sehr nützlich sein kann, Herr Tanner. Und Sie können mir etwas besorgen, das ich dringend brauche.«

Jetzt regte sich Pillbury und schwenkte die inzwischen leere

Bierdose.

»Er hat ein Video«, krächte er. »Er hat ein Video, mit dem wir Heatherarsch wegputzen können wie Ameisen bei 'nem Elefantenfurz, hähähä!«

»Ihr Freund sagt die Wahrheit«, bestätigte Mister Moon, als Tony Tanner nur ungläubig auf Pillbury schaute, der seiner ungetrübten Lebensfreude jetzt durch vermehrtes Strampeln mit den Beinen Ausdruck gab.

»In unserem Besitz ist ein heimlich aufgenommenes Videoband, auf dem sich Ihr Intimfeind, Herr Heathercroft, als höherer Angestellter der königlichen Reiseagentur vollkommen unmöglich macht. Dieser Mensch dürfte keine Sekunde länger in dieser ehrwürdigen Institution angestellt sein.«

Tony versuchte, in dem letzten Satz Ironie zu entdecken, aber Mister Moon hatte ihn offensichtlich genau so gemeint, wie er ihn formuliert hatte.

Tony wagte es, einen Versuchsballon steigen zu lassen. »Wie viel soll das Videoband kosten?«

Als Antwort bekam er nur ein hustendes Krächzen, das er inzwischen als das Lachen von Mister Moon identifiziert hatte. Es klang ebenso unerfreulich und gefährlich, als sei es der Kampfschrei einer Tierart, die eigentlich seit Jahrmillionen ausgestorben sein sollte. Und damit passte es perfekt zu diesem Mann.

Das Krächzen ging in ein schrilles Fiepen über. Wieder schüttelte sich Mister Moon, schien die Form verlieren zu wollen und kämpfte sich keuchend zu seiner alten Gestalt zurück.

»Ich müsste Sie völlig falsch eingeschätzt haben, Herr Tanner, wenn Sie diese Frage ernst gemeint haben sollten. *Geld regiert die Welt*, wie es so schön heißt. Aber Sie und ich wissen, dass die wirkliche Welt nicht die Welt ist, die man an der Börse handelt. Die wirkliche Welt, die Sie und ich kennen, ähnelt der käuflichen

Welt genauso, wie eine Drei-Dollar-Nutte der Frau Ihres Lebens.«

Von der Seite kam ein Schatten herangehuscht. Eine zwergenhafte Gestalt wackelte steifbeinig heran, kletterte auf den Hocker, auf dem immer noch Pillburys strampelnde Füße lagen, und starrte Tony an.

Der wusste nicht, ob in diesem Anstarren Bosheit oder nur Neugier lag. Und er erinnerte sich, diesem Zwerg schon einmal begegnet zu sein. Ja, er war sich dessen sicher, aber in seinem Gedächtnis klaffte eine Lücke, die er nicht füllen konnte. Etwas war da, aber wenn er danach greifen wollte, fuhr seine Hand ins Leere.

Seine lange Rede schien Mister Moon angestrengt zu haben. Röchelnd schnappte er nach Luft, bevor er fortfuhr: »In der wirklichen Welt geht es nicht um Geld. Geld ist jämmerlich, Geld ist Gesprächsthema für verkrüppelte Seelen. Nein, ich kenne die wirkliche Welt. Ich bin in sie hineingeboren worden. Und Sie, Herr Tanner, haben die wirkliche Welt auch schon betreten - ich weiß das, und darum bin ich mir sicher, dass ich Sie hier empfangen kann, ohne dass daraus Schwierigkeiten erwachsen. Sie erforschen die wirkliche Welt zwar noch, aber Sie sind schon weiter als die allermeisten anderen Menschen jemals kommen werden. Und darum wissen wir beide, welche Währung wirklich zählt: Liebe und Hass, der weiße und der schwarze Engel, der Tag und die Nacht der Seele. Alles andere sind nichts als Varianten - Loyalität und Begierde, Treue und Verrat, die Verschmelzung der Liebenden bis zur göttergleichen Wonne und die kristallharte Abgrenzung der Hassenden und Streitenden, bis ihre Form so klar und eindeutig ist wie die des dunklen Herrschers. Sie sehen, es gibt noch viel zu lernen, Herr Tanner. Die Welt ist Leidenschaft!«

»Nach allem was ich bisher gelernt habe, war diese Lektion also gratis«, antwortete Tony knochentrocken.

Der Zwerg kicherte und Mister Moon stieß sein Husten aus.

»Also«, fuhr Tony Tanner fort, »Loyalität ist das, was mich in diese Sache verstrickt. Liebe ist das, wonach ich mich sehne, was ich aber nicht bekomme, weil ich loyal sein muss. Verteufelt kompliziert, die wirkliche Welt, finde ich. Was ist demnach meine Gegenleistung?«

»Eine Jagd!«

»Eine Jagd?« Tony war völlig verblüfft.

»Eine Jagd auf Menschen - wenn es denn Menschen sind.«

Vom Zwerg her kam ein boshaftes Fauchen, als wolle er die Aussage des Mister Moon bestätigen und verstärken.

Tony rieb sich die Schläfen. Die Luft in dieser verhängten Grotte machte ihm das Denken schwer. Sie hatte etwas von einem alten Rotwein, duftend und betäubend.

»Eines nach dem anderen«, setzte Tony neu an. »Warum haben Sie ein Videoband, das Heathercroft bloßstellt? Warum haben Sie ihn beobachten lassen?«

»Nun, es ist so, dass sich unsere Interessenssphären teilweise überdecken. Jedenfalls soweit es darum geht, dass Sie Ihre Arbeitskraft für die Angehörigen der königlichen Familie einsetzen. Ich tue das auch, natürlich in gewissem Sinne.«

Jetzt war es an Tony, zu lachen. Ein erneutes wütendes Fauchen seitens des Zwerges war der einzige Kommentar.

»Tut mir leid, wenn meine Heiterkeit deplatziert wirken sollte«, entschuldigte sich Tony, »aber das war nun wirklich allzu putzig.«

Er hob die Hände von den Lehnen und deutete auf den Saal - auf die Ledertapeten, die Teppiche, die Gobelins, die alten Waffen, auf all die düstere Pracht, die wirkte, als hätte ein allzu eifriger Bühnenbildner seine Fieberfantasien ausgelebt.

»Das Fundament des Königreiches und die Helfer des Hauses Windsor hätte ich mir anders vorgestellt.«

»Vielleicht geht es hier nicht um Ihre Vorstellungen, sondern um unsere Realitäten?«

»Sie behaupten also, dass zu Ihren sicherlich vielfältigen Geschäften auch manche sind, die das Königshaus betreffen?«

Mister Moon blieb die Antwort schuldig. Er verharrte eine Weile reglos. Dann streckte sich plötzlich seine massige Gestalt und er stand schwankend auf.

Der Zwerg hüpfte wimmernd von seinem Platz und watschelte zwischen Tony und der aufrechten Gestalt von Mister Moon hin und her.

Tony hatte sich Mister Moon als körperlichen Riesen vorgestellt, nun erkannte er, dass der geheimnisvolle Mann kaum durchschnittliche Größe hatte, dafür aber völlig unproportional breit gebaut war.

Und noch etwas erkannte Tony. Mister Moon saugte das Licht ein. Denn in der dunklen Ecke, in der er gesessen hatte und die er mit schweren Schritten verließ, hatte die ganze Zeit eine Lampe gebrannt, die den Barocksessel jetzt in helles Licht warf. Dafür schien die andere Beleuchtung an Kraft zu verlieren, während Mister Moon langsam vorwärtsschritt und Tonys Platz hinter sich ließ.

»Kommen Sie«, befahl Mister Moon.

Langsam folgte Tony Mister Moon. Der Zwerg watschelte ihnen um die Beine wie ein aufgeregter Jagdhund. Ihr Weg führte durch den Gang, an dessen Ende Tony ein vergittertes Fenster erkannt hatte.

»Leise bitte!«, sagte Mister Moon. »Es wäre katastrophal, wenn er uns bemerken würde.«

Sie hielten vor einer massiven eisernen Tür. Nun erkannte Tony, dass das vergitterte Fenster auf der Innenseite mit einer Scheibe abgedeckt war. Dass diese von außen durchsichtige Scheibe von innen verspiegelt und undurchsichtig war, nahm Tony als selbstverständlich an.

Mister Moon rückte ein wenig zur Seite, um Tony den Blick

durch das Fenster freizugehen. Der Zwerg baute sich vor Tony auf, starrte ihn misstrauisch an und machte Anstalten, ihm einen Tritt vors Schienbein zu versetzen, falls sein Benehmen dazu Anlass geben sollte.

Aber Tony, der vor das Fenster trat, war wie vom Donner gerührt und konnte nur stumm auf das unbegreiflich Seltsame schauen, das sich seinen Augen nun darbot.

Auf den ersten Blick erschien der Raum wie ein Diorama in einem Museum - eine Darstellung der Wohn- und Lebensweise längst vergangener Zeiten, präsentiert mit Mobiliar und entsprechend präparierten Puppen. Es gab dort eine Puppe. Aber diese Puppe bewegte sich.

Tony holte tief Luft und schaute noch einmal durch das vergitterte Fenster. Er sah einen kleinen, behaglich eingerichteten Raum mit Bett, Waschgelegenheit, Sitzgruppe, Schreibtisch und einigen Schränken. An der gegenüberliegenden Wand prasselte ein Feuer im Kamin, an der Wand darüber hing ein großes Ölgemälde, auf dem eine schöne blonde Frau ein Einhorn umarmte und zugleich den Betrachter mit sehnsuchtsvoller Geste näher winkte.

Aber nicht dieser Kamin schien der Mittelpunkt des Raumes zu sein. In der getäfelten Querwand befand sich ein Gefach, das mit schimmernder Seide ausgeschlagen war, in die Symbole wie Flammen eingewebt waren, die im Widerschein des flackernden Feuers zu tanzen schienen. Auf der Seide prangte ein schimmerndes Schwert. Tony Tanner hatte ein solches Schwert mit dem charakteristischen Heft bereits gesehen. Ein solches Claymore-Schwert gab es auch im Büro seines Chefs.

Das Mobiliar hätte jeden Antiquitätenhändler in Verzückung versetzt. Es setzte sich Stück für Stück aus kostbarsten, reich verzierten Meisterwerken der Tischlerkunst zusammen. Und jedes war mindestens zweihundert Jahre alt oder war zumindest auf geniale Weise dem Stil der damaligen Zeit nachempfunden.

Die puppenhafte Person, die in diesem Raum stand, hatte sich

der Umgebung zumindest in Kleidung und Frisur perfekt angepasst. Sie trug ihr langes Haar in einem Zopf, der in seinem Nacken durch eine große Samtschleife gebunden war. Den reich mit Goldstickereien und Spitzen verzierten Rock hatte sie auf das Bett geworfen und stand nun in Kniehosen, Seidenstrümpfen, Schnallenschuhen, Hemd mit Spitzenärmeln und goldbestickter Weste, über die ein Spitzentuch hing, vor dem Kamin. Sie hielt ein Buch in der Hand, kaute überlegend an einem Finger und klappte das Buch schließlich energisch zu. Darauf ging die Person mit schnellen Schritten zu dem Schreibtisch, tunkte eine Feder in das Tintenfass und begann hastig zu schreiben. Sie war Linkshänder. Während sie schrieb, vollführte ihre freie rechte Hand heftige Bewegungen, als würde sie einen Takt angeben. So wie es aussah, brachte die männliche Person tatsächlich so etwas wie ein Gedicht zu Papier.

Dann legte sie die Feder zur Seite und schaute direkt auf Tony Tanner. Der konnte nun zum ersten Mal das Gesicht deutlich erkennen und hatte die Empfindung, der Boden würde sich unter seinen Füßen öffnen.

Nein, das konnte nicht sein. Er musste sich täuschen. Aber während durch Tonys Gedanken noch die letzten hektischen Leugnungsstrategien blitzten, wusste er schon die Wahrheit. Er täuschte sich nicht. Es war einfach zu offensichtlich. Die Züge des Mannes, eines jungen Mannes um die Mitte zwanzig, wie Tony nun erkannte, trugen allzu deutlich die Zeichen seiner Abstammung. Allein schon diese deutlich abstehenden Ohren. Und diese Nase, als er jetzt den Kopf wendete und sein Profil zeigte. Und dann die Mundpartie, die Wangen ...

Das durfte nicht wahr sein.

Tony hielt sich eine Hand vor die Stirn. Der Zwerg kicherte befriedigt.

Mister Moon setzte sich wieder in Bewegung und Tony folgte ohne Aufforderung. Dort wo Mister Moon ging, wurde das Licht

schwächer, als zöge plötzlich dichter Nebel auf. Als er sich in seinen Sessel fallen ließ, herrschte in der vorher hellen Ecke wieder Dunkelheit. Auch Tony nahm schweigend Platz.

»Sie haben eine menschliche H-Bombe in der Wäschekammer«, sagte Tony Tanner schließlich.

»In der Tat. Mein Gast könnte dem schönen Willi und seinem Bruder *Harry Potty* die Karriere fürchterlich vermässeln.«

»Und eine Staatskrise auslösen«, fügte Tony hinzu.

»Und eine schöne fette Staatskrise auslösen - oder sogar mehr«, bestätigte Mister Moon mit unerwartetem Enthusiasmus. »Und das in einem Staat, der immerhin Vulcan-Bomber besitzt, die Atomwaffen tragen können, um die Unterseeboote gar nicht zu erwähnen. Und die Schotten bekommen ein eigenes Parlament und die Waliser singen Unabhängigkeitslieder und in Cornwall hat sich schon eine Separatistenbewegung gebildet. Ja, da könnte sich tatsächlich was zusammenbrauen - bis hin zum unrühmlichen Ende des Commonwealth.«

»Und das weiß dieser ... dieser Herr?«

»Nein, er weiß davon gar nichts.«

»Wie lautet überhaupt sein Name?«, wollte Tony wissen.

»Charles Parker Edward, genannt der Prätendent. Im Übrigen ist er katholisch getauft.«

»Charles Parker Edward«, wiederholte Tony versonnen und konnte sich angesichts der Namen ein heimliches Grinsen nicht verkneifen. Edward - das deutete auf den letzten Edward, der das Knutschen mit Wally Simpson dem Königsein in GB vorgezogen hatte. Und die beiden anderen Namen, nun, die erschlossen sich jedem, der den Prätendenten einmal gesehen hatte. Auf der anderen Seite schien diese Namensfolge auch etwas Bedrohliches zu enthalten. Sie erinnerte allzu deutlich an Charles Edward Stuart, genannt Bonnie Prince Charlie, der den letzten Aufstand der Schotten gegen die britische Krone geführt hatte. War das Zufall? Oder hatte derjenige, der dem Säugling die Namen aussuchte, genau diese Verbindungen im Sinn gehabt?

»Wie lange lebt er schon in diesem ... Loch?«

»Zeit seines Lebens«, antwortete Mister Moon.

»Wie lange also?«

»Er ist einundzwanzig.«

»Er war noch nie ... oben? Er hat noch nie frische Luft gespürt, noch nie eine Wiese gesehen? Eine Theatervorstellung, ein Pferderennen?«

»Nein, Herr Tanner, noch nie.«

Die Vorstellung eines jungen Mannes, der seit zwei Jahrzehnten in einem Verlies zubrachte, war für Tony schwindelerregend.

»Machen Sie sich keine Sorgen«, kam es plötzlich von Mister Moon. Seine furchterregende Stimme stand in seltsamem Gegensatz zu den beruhigenden Worten, die er nun sprach. »Der junge Prätendent ist glücklich. Er kennt nichts anderes. Er hat gute Freunde ...« Bei diesen Worten warf sich der Zwerg, der wieder heranstolzte, in die Brust ..., »er korrespondiert mit vielen Persönlichkeiten in aller Welt. Und er hat Hoffnung.«

»Hoffnung?« Tony deutete in die Richtung des vergitterten Raumes. »Dieser Jüngling inmitten einer Maskerade hat Hoffnung? Worauf? Auf den baldigen Tod? Dass ihm der MI6 den Schädel wegpustet?«

»Sie verstehen nicht. Man hat ihm eine eigene Welt gegeben, in der das alles einen Sinn hat.«

Tony stutzte. »Wer ist *man*? Ich vermute, Sie waren es nicht?«

»Nein«, bestätigte Mister Moon. »Der Prätendent ist eine Beute!«

»Oh, eine Beute. Und der Besitz dieser Beute bringt Sie zugleich in den engsten Kreis der Diener des Königshauses, worauf sich Ihre Meinung gründet, wir hätten überlappende Interessen.«

Ein tiefes Grunzen bestätigte Tonys Ausführungen. »Die Tatsache, dass ich den Prätendenten unter meinem Schutz habe, gibt mir zugleich Macht und Verletzbarkeit. Es ist alles eine schwieri-

ge Balance, ein Drahtseilakt über einem Abgrund. Daher muss ich mich auch nach allen Seiten absichern. Und aus diesem Grund haben meine Lakaien den Mann Heathercroft und seine Kumpane beobachtet und aufgenommen. Im Übrigen werden wir demnächst den Medien einen Köder vorwerfen. Ich habe dafür gesorgt, dass der *New York Times* durch eine undichte Stelle im Buckingham-Palast eine Information über eine uneheliche Tochter des Kronprinzen zukommt, die in London bei Pflegeeltern lebt und nichts von ihrer eigentlichen Herkunft weiß. Das Mädchen ist recht ansehnlich. Einige Fotos werden die Herzen anrühren und uns für eine Weile Ruhe verschaffen.«

»Was ist mit diesem Mädchen?«

»Herr Tanner, Sie tendieren dazu, sich in diesem menschlichen Kleinkram zu verlieren. Auch das Mädchen ist eine Beute. Ich weiß nichts von ihrer Herkunft. Sie könnte ihrem Aussehen nach aber tatsächlich die Schwester des Prätendenten sein. Ich kann nur sagen, dass sie von ihrer Geburt an für genau diesen Zweck gelebt hat - um die Medien zu nasführen.«

»Auch wenn ich mal wieder in Humanitätsduselei verfallende kommt mir ziemlich zynisch vor.«

»Das Leben ist zynisch, nicht die Lebenden«, sagte Mister Moon. »Was ist schlimm daran, einen Säugling, der ohne Hilfe nicht zwei Tage überleben könnte, auf eine Aufgabe vorzubereiten? Ob als König, als Medientäuschung oder als Kanonenfutter, wo liegt der Unterschied? Die Größe der Aufgabe bestimmt das Maß des Opfers.«

»Von wem stammt das Zitat? Stalin, Heinrich Himmler, Mao Tse-tung, Pol Pot oder Kim Il Sung?«

»Ich glaube es war Papst Alexander VI., der das sagte. Aber abgesehen davon, sind Sie Gott oder die personifizierte Moral, dass Sie sicher ausschließen können, dass nicht auch aus dem Mund der von Ihnen so kundig aufgezählten Großverbrecher, denen ich noch eine Reihe aus anderen Staaten hinzufügen könnte, die

Wahrheit kommt? Meinen Sie, die Wahrheit wartet, bis es einem Engel gelüstet, sie auszusprechen?«

In der nachfolgenden Stille hörte Tony in der Ferne einen Ventilator rauschen, und ein kühler Luftzug ging durch den Raum und ließ die Kerzen flackern.

»In was für einer Welt lebt dieser ... junge Mann?«, fragte Tony.

»Er lebt im Jahre 1756. Er ist der letzte Überlebende von zwölf Söhnen des Kaisers von Europa. Er wurde auf dem Feld der letzten Schlacht geboren, gerettet und in Sicherheit gebracht. Denn auf der Welt ist die Dunkelheit ausgebrochen. Es herrscht ewige Nacht, und die Menschheit wird von Gestalten der Finsternis, von Orks und Gargoyles, Dämonen und Dschinnen, Schwarzmagiern und böse Zauberern, Nekromanten und Hexen und Trollen geknechtet. Wenn die Zeit gekommen ist, wird der Prätendent an die Oberfläche kommen, sein Heer sammeln und zum Kampf rufen. Natürlich suchen ihn die Bösen, jagen ihn die Kreaturen der Hölle Tag und Nacht und wollen seine Spur aufnehmen, um ihn zu vernichten. Darum muss er in diesem Versteck leben. Er weiß, dass sie ihm schon oft sehr nahe waren. Er kennt die Gefahr, er weiß, dass jede Stunde seine letzte sein kann, dass sein Leben in großer Gefahr ist und dass die Vernichter jeden Moment kommen können. Er hat es akzeptiert. Es macht ihm nichts aus, er hat einen starken Glauben und er weiß um die Bürde, die ihm seine Geburt auferlegt hat. Er ist der Befreier, den die Menschheit ersehnt. Dafür arbeitet er.«

»Arbeitet er? Inwiefern?«

»Er korrespondiert. Er schreibt Briefe. Er entwirft Strategien und Taktiken. Und er wartet. Jede Stunde kann er an die Oberfläche geholt werden, um den Kampf zu eröffnen. Der Prätendent ist ein ausgezeichneter Fechter und versteht sich auch im waffenlosen Kampf. Er hat sich auch schon ein Pferd ausgesucht, vielmehr ein goldenes Einhorn, aus den wenigen, die im heißen

Süden noch überlebt haben und dort von nomadisierenden Stämmen neu gezüchtet werden. Er spricht auch eine Reihe von Sprachen und ist sehr gebildet. Er weiß alles über die Welt im Jahre 1756.«

Ein 21-Jähriger, der in einem fantastischen Roman lebte, in einem Rollenspiel, das für ihn die einzige Wirklichkeit war. Traurig und zugleich faszinierend und kurios. Und ein deutlicher Hinweis darauf, wie wenig ein Menschenleben zählte. Wieder hatte Tony zugleich das Gefühl in Eiswasser getaucht zu werden und in einen Abgrund zu stürzen.

»Kommen wir zum Geschäft«, sagte Tony Tanner. »Was soll das mit der Jagd. Und warum sind Sie der Meinung, ich wäre dazu überhaupt in der Lage?«

In dem Moment, in dem er diese Frage stellte, fiel Tony wieder ein, woher er den Zwerg kannte. Als sie Peak-Maude besuchten, war er zusammen mit anderen unfreundlichen Gestalten aufgetaucht. Es schien Tony angebracht, diese Kenntnis kurz anklingen zu lassen.

»Sie sollten überlegen, mit wem Sie sich abgeben«, sagte er grob und zeigte offen auf den Zwerg. Der steckte ihm frech die Zunge heraus und stolzierte dann auf seinen knielosen Beinchen von dannen.

Mister Moon hustete. »Lalle ist eine ganz außerordentliche Persönlichkeit.«

»Eine außerordentlich unerfreuliche Gestalt, würde ich sagen.«

»Vielleicht, Herr Tanner, ist Lalle ja nicht boshaft, sondern nur verbittert. Vielleicht ist er nicht schlecht, sondern enttäuscht. Vielleicht hat er seine Erfahrungen gemacht und als einer aus dem kleinen Volk feststellen müssen, dass Leute wie Sie die äußere Länge der inneren Größe vorziehen.«

Das saß. Tony fühlte sich zwar auf übelste Weise missverstanden, aber er musste dennoch schlucken, weil ein Körnchen Wahrheit in dem Vorwurf stecken mochte und vielleicht sogar mehr als nur eines.

»Lalle hat ganz außerordentliche Fähigkeiten, die ihn für mich zu einem wertvollen Mitarbeiter machen. Und er ist loyal, weil ich in ihm etwas anderes gesehen habe als eine Missgestalt. Außerdem kann ich Ihnen versichern, wenn der Prätendent Lalle als einen Freund annimmt, dann kann es um die Seele dieses kleinen Mannes nicht so schlecht bestellt sein. Denn mag der junge Prätendent auch in seiner eigenen, sehr engen Welt leben, so hat er doch ein Gespür für den Wert einer Person.«

Mit einem Mal hatte Tony das Gefühl, auf der Anklagebank zu sitzen und sich für das, was er dachte, fühlte und tat rechtfertigen zu müssen. Ihm war unbehaglich zumute. Er hatte mit allem gerechnet, aber nicht damit, dass hier seine Psyche einer Beurteilung unterzogen werden sollte.

»Aber wir wollten zum Geschäft kommen«, fuhr Mister Moon fort. »Wie mir Ihr Freund Pillbury schon mitteilte, hat er Sie über das Auftreten gewisser Personen mit paranormalen, tele-hypnotischen Fähigkeiten in London schon informiert.«

Tony schaute zu Pillbury hinüber, der gerade aus einem kurzen Trunkenheitsschlaf aufgeschreckt war, aber dennoch die letzten Sätze mitbekommen hatte.

»Ich hab's ihm erzählt, bevor wir den Wagen zerlegt haben. Aber jetzt sind zwei von den Kerlen schon ex. Leute von einem Typen namens Sbukoff haben sie gekascht.«

»Sbukoff?« Tony hatte den Namen noch nie gehört.

»Ja, diese Typen von Sbi- sbisbikoff müssen selbst einen ziemlichlichen Hammer haben. Sind so eine Art halbe Zombies, aber enorm smart und schnell«, lallte Pillbury.

Langsam klärten sich für Tony einige Dinge. Sbukoff - das war Serebriakoff, der Psychiater. Und in dessen Klinik hatte Tony, in einem dunklen Raum, einige schreckenerregende Gestalten gesehen, die offensichtlich Hirnoperationen unterzogen worden waren. Sollten das die *Zombies* sein?

»So ist es«, bestätigte Mister Moon. »Es ist nur noch einer übrig

geblieben. Aber dieser eine ist der mächtigste von allen. Ich kann ihn nicht fassen. Er hat sich in einen magischen Nebel gehüllt. Selbst Lalle, der ein geniales Medium ist, kann ihn nicht ausfindig machen ...«

»Und Sie meinen ...« Tony pochte mit dem Daumen auf die eigene Brust. «Ich soll diesen Kerl ausfindig machen? Das ist lächerlich. Unmöglich.»

»Nein, nicht für Sie, Herr Tanner.«

Tony merkte, wie ihm langsam, aber sicher der Kamm schwoh. Was bildete sich dieser Kerl eigentlich ein? Schwang sich hier zum Richter darüber auf, was Tony Tanner konnte oder können sollte.

»Woher wissen Sie das so genau?«, fragte Tony gereizt.

»Weil Sie mir kein Unbekannter sind. Ich beobachte Sie schon eine Weile. Sie und die Männer, mit denen Sie zusammen sind. Die Tatsache, dass Sie überhaupt noch leben, zeigt Ihre Fähigkeiten. Die würden Ihnen aber vermutlich in dieser Angelegenheit nichts nützen - hätten Sie nicht ...«

»Was meinen Sie, was habe ich«, fragte Tony Tanner, aber Mr. Moon rang soeben wieder mit seiner Form und gab schmerzliche und bedauernde Töne von sich. Als er dann sprechen konnte, sagte er: »Das, Mr. Tanner, weiß ich leider nicht. Und auch Lalle kann es einfach nicht erkennen.«

Und wieder dämmerte Tony eine Erkenntnis. Nun wusste er, warum er dem Zwerg Lalle schon einmal begegnet war.

»Das waren also Ihre Leute, die uns damals umbringen wollten? Hübsch, dass wir uns jetzt auch mal persönlich kennenlernen.«

»Es waren Leute, die ich beauftragt hatte. Aber sie waren jämmerliche Versager. Heute würden Sie nicht mehr überleben, wir haben dazugelernt, Herr Tanner.«

»Das haben wir auch. Also plädiere ich dafür, dass wir dasselbe Ergebnis haben würde. Nur auf höherer Ebene.«

Von Mister Moon kam erneut das Husten-Lachen-Krächzen.

»Ich bin erfreut, dass Sie die ganze Sache nicht persönlich nehmen. Obwohl Sie das Recht dazu hätten. Schließlich ist es Ihr Leben. Aber ... ich habe gelernt, dass man sich selbst nicht überschätzen sollte. Ich meine, man sollte die eigene Bedeutung für sich selbst nicht allzu hoch einschätzen. Denken Sie nur an die Liebe - man ist sich selbst nichts mehr wert, nur noch der andere zählt und trotzdem hält man sich für würdig, diese wunderbare Person für sich in Anspruch nehmen zu dürfen. Ein seltsames Paradox - zugleich König und Bettler, Liebender und Tyrann. Es ist ein weiter Weg, bis man zu zweifeln beginnt, ob man sicher weiß, wer man ist. Und ein noch weiterer, bis man sich wiederfindet. Viele Menschen erkennen sich dabei selbst nicht mehr und verfehlen sich selbst. Sie verpfuschen ihr Leben. Man muss sehr achtsam sein, jeder Schritt ist entscheidend. Sie sind der Meinung, ich könnte mir kein Urteil über Sie erlauben. Ich erlaube mir auch nur ein Urteil über einige Ihrer Fähigkeiten, die für mich zurzeit nützlich sein können.«

Tony zog die Brauen hoch. Er war wider Willen ein wenig beeindruckt. Aber, sagte er sich, hier unten, in diesem Pfuhl aus Stoff und Kerzenschein ist es leicht, einen Fremden durch wohlfeiles Seelengeschwätz zu beeindrucken. Aber dennoch fühlte er sich ganz persönlich betroffen und fragte sich, ob es nicht irgendeinen Sinn haben musste, dass er gerade jetzt diesem Mister Moon begegnete.

»Von hier unten«, sagte Mister Moon plötzlich und seine Stimme bekam einen neuen dröhnenden Unterton, der ihm etwas beängstigend Prophetisches gab, »hat man eine andere Perspektive. Man ist fast dort, wohin der Engel gestürzt wurde, der dem Herrn der liebste war. Ich bin sicher, dass die Sünde des Teufels nicht der Ehrgeiz oder die Machtgier war. Wie sollte ein Wesen, dass so raffinierte Fallstricke auszulegen vermag wie Satan, so dumm sein, dass es nicht die überlegene Macht des Allschöpfers erkannte? Nein, ich bin sicher, es war Liebe zu Gott, die ihn zum

Teufel werden ließ, der Wunsch so nahe bei Gott zu sein, dass kein anderer auch nur einen Funken von Gottes Liebe abbekommen sollte. Der Teufel war der erste Mystiker, Herr Tanner. Und er ist vielleicht heute noch der Einzige, der wirklich an Gott glaubt. Von hier unten sieht es aus, als seien Gott und Satan Zwillinge, die ein Spiel spielen, mit dem Menschen als Einsatz, aber jeder weiß, dass er nicht wirklich gewinnen kann, weil der Sieg über den anderen zugleich der völligen Niederlage gleichkäme ...«

Die Stimme, die sich zuletzt zum Klang einer erzenen Glocke aufgeschwungen hatte, verstummte. Ihr Echo rollte durch den Raum, wurde von den Stoffbehängen verschluckt und von einem heftigen Krächzen und Japsen verjagt. Von Ferne schien ein himmlischer Gesang zu ertönen. Tony war verwirrt. Hatte Mister Moon ihn mit seiner Billigmystik so zugeschwafelt, dass er jetzt schon akustische Visionen hatte? Oder sollte wirklich ... es könnte ja sein, dass es so eine Art Antwort war ... ein Zeichen ...

Deutlich war jetzt Gesang zu vernehmen, der Klang heller, glockenreiner Stimmen, die ein frommes Lied vortrugen.

»Warum haben Sie mir das alles erzählt«, hörte Tony nun seine eigene Stimme rau fragen.

»Um Ihnen das Geschäft zu erleichtern. Um Ihnen zu zeigen, dass wir für eine Weile und in einem bestimmten Rahmen Hand in Hand arbeiten können oder sogar müssen.«

»Ich soll also diesen geheimnisvollen Kerl aus seinem magischen Nebel holen? Wie soll ich das anstellen?«

»Wie Sie das machen, ich Ihre Aufgabe. Ich habe Ihnen nur klargemacht, dass Sie es können. Oder genauer, dass Sie meiner Einschätzung nach der Einzige sind, der es kann. Tun Sie es, hauen Sie den Kerl einfach k.o. und meine Männer werden ihn übernehmen. Dann bekommen Sie eine Kopie des Videobandes und Heathercroft ist ein erledigter Mann. Das ist mein Angebot.«

»Ich nehme Ihren Vorschlag an«, sagte Tony und klang in seinen eigenen Ohren recht großspurig, denn die stumme Ergän-

zung lautete: *Was soll ich sonst sagen, ich will schließlich hier schnell wieder raus.*

»Einer meiner Mitarbeiter wird Ihnen ein Telefon mit eingespeicherter Nummer überreichen. Damit bleiben wir in Kontakt. Wenn das Gerät eingeschaltet ist, können wir Ihre Position in kürzester Zeit feststellen. Und, das muss ich anstandshalber auch sagen, wir können Sie jederzeit abhören, selbst wenn Sie nicht telefonieren.«

»Kann ich mit dem Ding auch Fotos machen?«, fragte Tony Tanner frech. »Dann könnte ich wenigstens damit angeben.«

Mister Moon ging nicht darauf ein. Er steckte den Kopf aufmerksam in die Höhe und hob eine Hand mit kurzen Fingern. »Hören Sie? Lalle und der Prätendent singen. Wir wollen ihnen ein wenig lauschen.«

Selbst Pillbury wälzte sich auf die Seite und schaffte es nach einigen Versuchen, sich auf die unsicheren Beine zu stellen. Leise schwankend folgte er Mister Moon und Tony auf ihrem Weg zu der vergitterten Tür.

Der massive Eingang schien den silbernen, vollkommen schönen Klängen der beiden Stimmen keinen Widerstand entgegenzusetzen zu können, so deutlich und klar waren sie zu hören. Mister Moon lehnte sich an die Wand und bedeckte das Gesicht mit der Hand, an der inzwischen vier lange Finger gewachsen waren. Pillbury war stehen geblieben und hörte zu, mit blöde offenstehendem Mund und augenscheinlich schwer beeindruckt.

So hatte Tony die Gelegenheit, an das Fenster zu treten.

»... scheint auch endlos die Nacht
auf, wir brechen die Macht,
mit gewaltigem Heere
dem Schöpfer zur Ehre
so wollen wir ziehn ...«

sangen die Stimmen.

Tony sah den jungen Mann, der in der einen Hand ein Papier, von dem er den Text ablas - den er offensichtlich selbst geschrieben hatte - und in der anderen noch die Schreibfeder, mit der er den Takt angab. Der Zwerg Lalle stand auf dem Schreibtisch. Auch er hatte ein Papier, ein kleineres Papier, in der Hand.

»... heilig, heilig das Schwert,
das den Bösen zerstört
lasst schwarz' Blut uns vergießen,
soll'n rot' Rosen draus sprießen,
heilig heilig die Faust,
drin das Schwert niedersaust ...«

sangen die Stimmen, hell und klar, mit der Süße des Glaubens und der Härte der Überzeugung. Tony schaute auf das Gesicht des Zwergs Lalle. Zuerst schien es ihm nichts als eine Posse zu sein, die diese widerwärtige Kreatur vollführte, eine schäbige Persiflage, zu mehr war diese Missgeburt doch überhaupt nicht in der Lage. Der Zwerg hatte die Augen geschlossen, hob den Kopf und breitete die Arme aus, und diese Farce, diese theatrale Schmierenskomödie mit ihren Floskeln, widerte Tony regelrecht an.

Bis er sah, dass Tränen über die Wangen des Zwergs kullerten und er sich mit einem heißen Gefühl von Scham klar wurde, dass er selbst sich verrannt hatte und er selbst es war, der nicht sehen wollte, was wirklich vor sich ging. Unirdisch reine, engelgleiche Töne kamen aus dem Mund des Zwergs und sein Gesicht, völlig versunken in der Hingabe an den Gesang, bekam einen Glanz und eine Schönheit, die Tony nun an gemalte Darstellung entrückter Heiliger erinnerte.

»... mit Hauen und Stechen
das Böse zu brechen ...«

Auch der junge Mann ergab sich völlig dem Gesang. Seine rechte Hand fuhr zum Herzen und vollführte dramatische Gesten wie ein italienischer Tenor auf der Bühne. Sein Zopf hatte sich gelockert, das braune Haar fiel auf die Schultern und rahmte das Gesicht. Erst jetzt, nachdem seine blanke Neugierde abgefallen war, erkannte Tony Tanner die männliche Schönheit in den jugendlichen Zügen. Er war so gänzlich anders als alle Menschen, denen Tony bisher begegnet war, zugleich kindlich und unschuldig und im selben Moment von entschlossener Härte und brennender Hingabe. *Vielleicht*, fuhr es Tony durch den Kopf, *können wir nie so sein, wir da oben - wir mit unseren Stereoanlagen, Handys, Computern. Wir sind nicht kindlich, sondern kindisch und wir kennen keine Hingabe, keine Leidenschaft, nur Fanatismus.*

Der junge Prätendent, eingekerkert in seiner eigenen Welt, die Tony beim ersten Anschein so eng und klein und zerbrechlich erschienen war, dieser junge Prätendent hatte ein Schicksal. Mochte es schwer oder leicht, siegreich oder niederschmetternd sein, es war sein eigenes und er hielt es in der Hand, um es zu formen. Er war, das erkannte Tony nun, eher zu beneiden als zu bemitleiden.

Als er sich zu Mister Moon umblickte, sah er, dass ein Zittern die massige Gestalt durchlief.

»Gehen Sie«, flüsterte Mister Moon unwillig, als fühle er sich ertappt. »Es ist alles gesagt. Sie bekommen das Telefon beim Hinausgehen.«

Tony nickte stumm und verließ den Gang. Als er in den Saal einbiegen wollte, wurde er durch die raue Stimme Mister Moons noch einmal aufgehalten. Er drehte sich um und schaute auf die massige, von Dunkelheit umwobene Gestalt.

»Wir machen ein Geschäft«, grollte Mister Moon. »Ein Geschäft, nicht mehr. Wir sind weder Verbündete, noch etwa Freunde. Das kann nicht sein. Nicht jetzt und nie bis in alle Ewigkeit. Seinen Sie versichert, Herr Tanner, dass ich keine Sekunde zögern würde, Ihnen das Leben zu nehmen, wenn es für

mich von Nutzen wäre.«

Tony machte eine kleine Verbeugung, von der selbst nicht wusste, wie viel Ironie und wie viel Ernsthaftigkeit darin enthalten war. Auf jeden Fall schien die Nähe des jungen Prätendenten auf Tony Tanner abzufärben.

»Als Freund hätten Sie keine Sympathie von mir zu erwarten, Mister Moon«, versprach Tony Tanner feierlich. »Aber als Feind werde ich Sie lieben wie einen Bruder ...!«

»Heathercroft ist eigentlich ein netter Kerl«, flötete Lucille Chaudieu im harmlosesten Plauderton, »er ist ... so charmant, für einen Engländer zumindest ... und er weiß, was er will ...«

Allein dieser Satz hätte ausgereicht, um Tony Tanner auf die Palme zu bringen. Aber die Art, wie Lucille dabei diesen langen Spargel in der Hand hielt und ihn genüsslich ganz langsam zwischen die schönen Lippen sog, machte ihn zum wilden Stier. Zumindest innerlich.

Nach außen hin verzog er keine Miene.

»Ich wittere, du hast den Mann deines Lebens gefunden, Lucille. Allerdings weiß auch ich, was ich will.«

»Ach, und was wäre das?« Lucille Chaudieu tat sehr interessiert und dokumentierte das, indem sie sich weit über den Tisch beugte, sodass sich ihre Wange fast mit der von Tony Tanner berührte.

»Was willst du?«, flüsterte sie.

Tony lehnte sich zurück und betrachte aus dieser neu gewonnenen Distanz das Gesicht der schönen Französin.

»Ich will ein Walnusseis zum Dessert, Guapa«, sagt er kühl. »Und zwar eine doppelte Portion.«

Auch Lucille blieb ungerührt.

»Kindische Naschsucht ist ab einem gewissen Alter ein Zeichen für misslungene Verdrängungsprozesse, Guapa«, flötete

sie.

»Was du nicht sagst! Da scheint mir dein neuer Favorit Heathercroft aber ein Gegenbeispiel zu sein - feist wie ein Mastschwein, aber sicherlich nicht von dem Wunsch nach Sublimation geplagt.«

»Er ist eben ein Sonderfall. Einer unter Millionen.«

Tony Tanner beugte sich wieder nach vorn, gefährlich langsam, mit der unterdrückten Kraft einer Raubkatze, die ihre Tatze auf die Brust eines Opfers legt. Seine Hand erfasste die erzitternde Hand von Lucille Chaudieu, und sein bohrender Blick schraubte sich wie eine diamantverstärkte Spitze in ihre sehnsuchtsvollen Augen, die ein feuchter Glanz überlief.

»Pass auf, Süße«, sagte Tony Tanner, »ich bin zu alt für diese Spielchen. Falls du es mit diesem Wicht treiben willst, tu dir keinen Zwang an. Ich kann meine Ex Francine anrufen und mich erkundigen, ob er irgendwelche Vorlieben hat. Und dann wünsche ich dir viel Vergnügen mit Mister Bombastic. Aber solange du mir gegenüber sitzt, wirst du dein hübsches Schandmälchen halten, sonst werde ich dir nämlich links und rechts eine scheuern, falls du verstehst, was ich meine. Du hast es bei mir nämlich nicht mit einer Franzosenschwuchtel zu tun, sondern mit einem Mann, der in seinem Leben keine Eierstock-Quoten mehr vergibt.«

Damit lehnte er sich wieder zurück und beobachtete, wie ihn Lucille zugleich bewundernd und entsetzt anschaute und sich ihr Gesichtszüge langsam auflösten und traurig wurden.

Tony schwieg dazu.»Was ist? Hat es dir die Sprache verschlagen?«

Lucille schaute auf Tony, der die ganze Zeit mit träumerischem Ausdruck in die Ferne gestarrt hatte.

»Wie bitte?«, fuhr Tony hoch. Er lächelte entschuldigend.»Ich war wohl gerade in einem Paralleluniversum.«

»Ach?«, forschte Lucille misstrauisch, »meine Anwesenheit reicht dir wohl nicht.«

»Doch, doch. Eher im Gegenteil«, antwortete Tony sibyllinisch und winkte den Ober heran.

Das Gespräch stockte, weil jetzt Lucille intensiv aus dem Fenster starrte und Tony sich ebenso intensiv und mit größter Freude einer Literschale Walnusseis widmete.

Erst als er den letzten Rest sorgfältig auskratzte, wandte sie sich ihm wieder zu.

»Weißt du eigentlich, wie viele Kalorien du gerade eben verputzt hast?«, fragte sie im gereizten Ton einer Lehrerin.

Tony lächelte sie freundlich an und leckte den Löffel ab. »So an die zweitausend?«, schätzte er.

»Und das ist dir völlig egal!«

»Völlig! Wieso, habe ich zugenommen? Das sind diese Verbände.«

»Dir ist sowieso alles egal«, schniefte Lucille, und zu seinem Erstaunen sah Tony, dass sich aus ihrem Augenwinkel eine Träne löste und über ihre Wange lief. Sie wischte das verräterische Zeichen ungeduldig mit der Hand fort.

»Ähmm ... wenn du vielleicht mal etwas konkreter ...«, stotterte Tony und war sich zumindest klar, dass er sich wieder mitten im Minenfeld der hoch komplizierten Psyche schöner Französinen aufhielt. Gut war wenigstens, dass er es erst jetzt merkte. Sonst hätte ihm möglicherweise das Walnusseis nicht so exzellent gemundet.

»Du bist so sensibel wie ein Eisberg«, klagte Lucille und war immer noch den Tränen nahe.

Tony breitete entschuldigend die Hände aus.

»Bedenke bitte, schöne Fremde, dass du in mir einen Mann vor dir siehst und zudem noch einen Engländer. Zwei Schwerstbehinderungen, die mir einiges an Nachsicht zukommen lassen sollten.«

Mit diesen Worten reichte er Lucille ein blütenweißes Taschentuch, das sie nutzte, um sich vorsichtig die Augenränder zu

trocknen.

»Es macht dir also gar nichts aus, wenn ich mich mit diesem Ekel Heathercroft treffe und mich mit seinem schleimigen Charme zuschmeißen lassen muss?«

Da Tony jetzt zum ersten Mal von diesem Treffen erfuhr, konnte er sich seine relative Gelassenheit leicht erklären. Er war sicher, dass er einen alten Perserteppich durchgekaut haben würde, hätte er davon gewusst. Aber jetzt war es entschieden zu spät, sich noch aufzulegen.

»Wir sind freie Menschen«, erklärte Tony Tanner also wohlgenut und mit der lockeren Liberalität eines zeitgeistigen Moralisten, »und da selbst Frauen angeblich für ihre Handlungen geradestehen können, was soll ich denn machen. Mir Löcher in den Bauch ärgern?«

Lucille wurde starr, als sei sie aus Holz und schaute ihn an.

»Ich bin dir völlig egal«, flüsterte sie.

Für Tony war es nicht deutlich, ob dieses eine Frage, eine Feststellung oder ein Vorwurf sein sollte. Wahrscheinlich Letzteres. Jedenfalls entbehrte diese Bemerkung derart jeglicher Logik, dass Tony sich hilflos vorkam und zugleich höchste Verärgerung darüber verspürte, dass eine zu solcher verqueren Denkakrobatik fähige Menschengruppe für sich in Anspruch nahm, an Wahlen teilzunehmen, Auto zu fahren und als Soldaten die Feinde der Demokratie und der Menschenrechte so lange zu bombardieren, bis sie dem Weltfrieden nicht länger im Weg standen.

»Ich glaube, ich passe nicht in diese Zeit«, resümierte Tony. Was er meinte, war: Ach wie schön war es doch im 19. Jahrhundert, als Frauen noch geistig den Kindern gleich gestellt wurden, sich immer hübsch anzogen und vom Ehemann verprügelt werden durften. Besonders der letzte Punkt übte auf Tony Tanner einen großen Reiz aus.

»Wie meinst da das?«, fragte Lucille verwirrt.

Sie sah derart herzerreißend hübsch und traurig aus, dass

Tony seine geplante Antwort ein wenig änderte.

»Dann hätte ich diesen Finsterling zum Duell fordern können, weil er der Dame meines Herzens zu nahe tritt.«

Das Strahlen, das Lucilles Antlitz sonnenaufgangsgleich verschönte, bewies Tony, dass er den richtigen Ton getroffen hatte.

»Ich wollte dir doch nur helfen. Ich dachte, wenn dieser Kerl mal so richtig ins Plaudern kommt, dann sagt er bestimmt auch etwas, das dir weiterhilft, um ihn zu kippen.«

Tony war gerührt. Und er war interessiert. Wenn er die Zeit einrechnete, die eine Meldung brauchte, um in den Medien verbreitet zu werden und in der Öffentlichkeit zu wirken, sodass daraus politische Konsequenzen gezogen werden mussten, dann blieben ihm gerade noch achtundvierzig Stunden. Heute und morgen. Und der heutige Tag war schon zur Hälfte wieder ein Fall für den Historiker. Es gab keinen Fortschritt bei der Suche nach einem Stolperdraht für Heathercroft - also nur eine Hoffnung auf den Deal mit Mr. Moon - aber es gab auch keinen Fortschritt bei der Suche nach dem geheimnisvollen Tele-Hypnotiseur, der ihm Mister Moons Video einbringen könnte.

Abgesehen von diesen mangelnden Erfolgserlebnissen wurde Tony durch seine blauen Flecken gepeinigt, die heftig schmerzten. Der Arzt meinte, das hinge mit dem Abbau der geronnenen Blutreste zusammen und sei eine völlig normale, geradezu gesunde Reaktion. Tony fühlte sich dadurch wenig getröstet, zumal er Probleme mit dem Schlafen hatte und in den letzten Tagen ständig unter dem Gefühl litt, um seine Augen säße ein glühend heißer Draht.

Doc Grands, den Tony voller Hoffnung konsultieren wollte, war auch keine Hilfe gewesen. Im Gegenteil, er hatte Tony gebeten, nicht in die Nähe seiner Klinik zu kommen. Irgendetwas stimmte mit dem alten Arzt nicht, da war sich Tony sicher. Er wirkte am Telefon ungewohnt hektisch, beeilte sich, Tony abzuwimmeln, während im Hintergrund aufgeregte fremde Stimmen

klangen. Aber Tony sah keine Möglichkeit, den Grund für dieses Verhalten herauszufinden. Nur nicht noch eine Baustelle ...

»Heathercroft ist ein Schwätzer, aber er ist nicht dumm«, sagte Lucille. »Er redet dich stundenlang platt, um dir Beispiele seiner Genialität zu präsentieren, aber er kommt nicht aus der Deckung. Er ist sicher, dass er einmal eine ganz große Nummer sein wird und nicht nur in eurer komischen Reiseagentur. Aber Selbstüberschätzung ist kein strafbares Delikt.«

Unwillkürlich kam Tony das Papier in den Sinn, das ihm der alte Direktor gegeben hatte: das Dossier über THOS. Sollten Heathercrofts Zukunftshoffnungen etwas mit den Absichten dieser Gruppe zu tun haben? Das würde dann auch erklären, warum Heathercroft wichtig genug war, um von Mister Moon, dem selbst ernannten Schützer des Hauses Windsor, beobachtet zu werden.

»Er wollte mich für heute Abend noch einmal einladen. Er bemüht sich wirklich, mich auf die Matte zu werfen. Aber ich habe abgesagt. Ich kriege Pickel, wenn ich nur an ihn denke«, erklärte Lucille.

Tony schaute auf die Uhr. Er hatte seine reguläre Mittagspause schon weit überzogen. Mit einer Handbewegung wollte er den Ober um die Rechnung bitten, als ihm eine Idee kam.

»Heathercroft will dich doch nur ins Bett bekommen, weil er glaubt, du wärst meine Freundin«, begann er beiläufig.

»Glaubt?«, kam es beleidigt von Lucille.

»Nun gut, er weiß es.« Könnte es sein, dass Heathercroft damit mehr weiß als ich selbst, fragte sich Tony.

»Du glaubst also«, stellte Lucille zuckersüß fest und schob ein wenig die Schultern zurück, sodass ihre Brüste noch ein wenig voller unter dem Kaschmirpullover hervortraten, als sie es sowieso schon taten, »dass ich für einen Mann nur deshalb interessant bin, weil er glaubt, er könne dich damit demütigen?«

»Mitnichten, schöne Frau. Aber Heathercroft ist nun mal nicht der Typ, der sich wirklich um einen anderen Menschen bemüht.

Er will seinen Zipfel parken, das ist alles.«

»Ich liebe es, wenn du so sensibel und feinsinnig über das Wunder von Mann und Frau redest, Tony.«

»Triff dich heute Abend mit Heathercroft!«

»Was? Spielst du jetzt den Zuhälter!!« Das letzte Wort kam so laut, dass sich einige Köpfe in Richtung des Paares wendeten, das in einer Ecke des noblen Restaurants saß.

»Ich bitte dich um einen Gefallen«, sagte Tony sanft.

»Um einen sehr großen Gefallen.«

»Warst du es nicht, die mir eben noch was von Heathercroft und seinem Charme vorgeschwärmt hat und dass dieser Kerl weiß, was er will ...«

»Ich wollte dich nur ein wenig eifersüchtig machen«, maulte Lucille. Offensichtlich war sie beleidigt, dass Tony ihr dieses souveräne Recht nun zu einem Fallstrick machte.

Damit gab sie Tony allerdings eine Steilvorlage. Oder so etwas wie einen Königsweg, mitten durch das Minenfeld der Damen-Psyche.

»Ich bin fast erstickt an meiner Eifersucht«, bestätigte Tony und schaffte es, seiner Stimme einen derart kehligen Klang zu geben, als würde er von seinen männlichen Hormonen geradezu erwürgt. »Aber wenn Heathercroft so scharf auf dich ist, dass er sich selbst durch eine Abfuhr nicht entmutigen lässt, dann kannst du ihn für eine Weile neutralisieren, verstehst du? Wenn er bei dir seinen Charme versprüht, dann kann er nichts anderes in die Wege leiten. Und das ist vielleicht die einzige Chance, die ich noch habe.«

»Und wie hätten es der Herr gerne?«

»Ruf ihn an und träufele ihm ein wenig Honig ins Ohr, von wegen, dass du Angst vor dir selbst hattest, wenn du ihn wiedersehen würdest und so was. Und dann mach ihn heiß. Ich meine, ich wäre dir dankbar, wenn du gewisse Grenzen nicht überschreiten würdest ...«

»Och, tatsächlich?«, tat Lucille erstaunt und machte Kulleraugen. »Und welche Grenzen wären das? Zungenkuss darf ich noch?«

»... ich hatte daran gedacht, dass du darauf verzichtest, ihn anzulächeln. Meine soziale Ader ist nämlich dort zu Ende, wo es persönlich wird.«

Für diese Aussage bekam Tony nun seinerseits ein Lächeln, so strahlend und wunderschön, dass er sofort bereute, Lucille um diesen Gefallen gebeten zu haben. Ob der alte Direktor sich eigentlich klar darüber war, was er von Tony verlangte?

»Ich beneide Heathercroft jetzt schon«, sagte Tony und bemerkte zu seinem eigenen Erstaunen, dass seine Stimme ganz instinktiv dieses leicht wölfische Knurren annahm, das Lucilles Augen glänzen ließ.

»Nun gut, ich werde mich in Schale schmeiße, mich zulabern lassen und diesen Trottel so richtig heiß machen, ohne ihm auch nur die Spitze meines kleinen Fingers zu reichen. Aber ich tue das nur dir zuliebe.«

»Ich weiß das«, bestätigte Tony.

»Und nur, damit wir möglichst schnell zusammen nach Collesalvetti reisen können.«

Während er auf die Rechnung wartete, begann in Tonys Gedanken das Stichwort *Collesalvetti* zu rumoren.

Er räusperte sich verlegen.

»Du warst doch dabei, als ich dem Conte sagte, ich würde noch in London bleiben, um etwas zu erledigen. mmmhh, mich würde mal interessieren, wie er reagiert hat.«

Lucille bekam jenes leichte Grübchen um die Mundwinkel, die Tony anzeigten, dass sie amüsiert war. Er fand diese Grübchen wunderschön, in diesem Moment irritierten sie ihn allerdings eher.

»Nun«, Lucille schnippte einen Krümel von der Tischdecke, »er wirkte eigentlich ganz gefasst. ... Er sagte etwas von *ragazzo*

und *werden* und *adulto*.«

Damit stützte sie das Kinn auf eine Hand und schaute mit leicht gespitzten Lippen, als wolle sie ein Liedchen pfeifen, nach draußen.

Tony Tanner knirschte dagegen mit den Zähnen. Die Botschaft war eindeutig. Der Conte hatte gesagt, etwas anders konnte es gar nicht sein: *Der Bub wird ein Erwachsener*. Tony dachte an den Conte mit seinem neu angenommenen forschen Stil und fragte sich, ob er diesen Mann eigentlich mochte. Bisher war er für ihn eine Autorität gewesen. Oder hatte er sich einfach von der Macht und dem Reichtum und der verfeinerten Kultur blenden lassen, die Collesalvetti ausstrahlte und für die Tony Tanner so empfänglich war wie eine Maus für Käsegeruch? Was wäre, wenn sie sich gegenüberständen als Männer, die einfach sie selbst waren, ohne die Rüstung von sozialer Stellung und ererbtem Reichtum? Würde Tony ihn dann immer noch als einen Führer akzeptieren? Als einen Wegweiser und Boten dieser komischen Bruderschaft der weißen Väter, von der Tony nur durch eben diesen Mann wusste, den er jetzt, aus der Ferne, mit einem Unmut betrachtete, der sich fast zur Abneigung steigerte. Ja, wenn Tony nur auf seine Gefühle horchte, dann vernahm er das Scheppern der Abneigung. Er hatte es nicht nötig, sich mit Leuten abzugeben, die ihn ganz offensichtlich mit Arroganz betrachteten, ihn die ganze Zeit für ein Bübchen gehalten hatten und nicht für voll nahmen, sonst würden sie nicht solche Sätze sagen. Der Ober mit der Rechnung unterbrach Tonys Gedanken. Neben Lucille betrat er die Straße und schaute nach einem Taxi aus.

»Oh Mann!« Lucille schlug sich die Hand vor den Mund. »Mist, Mist, Mist. Ich sollte dir vom Conte ein Paket überreichen. Und ich hab's vergessen. Tut mir leid. Pass auf, du fährst eben noch mit mir am Hotel vorbei und ich gebe es dir.«

Tony schüttelte den Kopf. Er hatte keine Lust auf Pakete vom Conte. Er hatte im Augenblick Lust, diesem überheblichen Spaghettifresser sperrige Pakete in den ... zu schieben.

»Morgen ist auch noch ein Tag«, erklärte er.

»Rufst du mich am Abend an, wenn ich Heathercroft überstanden habe?«

»Natürlich«, versprach Tony. »Allein um sicher zu gehen, dass du nicht doch der fleischlichen Lust in den schwabbeligen Armen von Mister Bombastic Heathercroft frönst.«

Das Taxi hielt am Straßenrand. Lucille drückte Tony einen Kuss auf die Wange. »Keine Angst, das wird nicht passieren.« Sie wollte sich schon bücken, um einzusteigen, als ihr Gesicht ernst wurde und sie sich noch einmal Tony zuwandte.

»Obwohl«, sagte sie leise und zögernd und strich Tony sehr vorsichtig eine Haarsträhne aus der Stirn. Dabei schaute sie ihn an, als würde sie ihn erst jetzt erkennen. »Obwohl ich glaube, ich würde dich gerne leiden lassen. Einfach um mir zu beweisen, dass ich es wirklich kann.«

Damit drehte sie sich hastig um und warf sich in den Wagen.

Tony schaute dem Taxi hinterher, wie er schon am Flughafen gestanden hatte und dem Taxi hinterher geschaut hatte.

»Warum sind Frauen so kompliziert?«, fragte Tony Janet Baker, als er durch das Vorzimmer in sein Büro ging.

Fräulein Baker bekam noch größere Augen, als sie von Natur aus hatte, und nahm die Kopfhörer ab.

»Keine Ahnung«, sagte sie. »Ich jedenfalls bin nicht kompliziert.«

»Janet, Sie sind ein Sonderfall. Die Eins-zu-eine-Million-Chance.«

»Richtig, ich bin der Hauptgewinn«, quietschte Janet Baker fröhlich und strahlte Tony an.

Ja, sagte sich Tony. Sie war der Hauptgewinn. Sie war jung, schön, klug, unkompliziert und sie interessierte ihn nicht die

Bohne. Tony warf sich in seinen Sessel. Das Leben war nicht einfach. Die meisten Menschen blieben im Tal, wenige Menschen kletterten auf die Berge, die meisten der wenigen stürzten zu Tode und einige schafften es zum Gipfel. Und es gab andere, die zwar nicht auf Berge kletterten, sich dafür aber emotional mit Frauen einließen, gegen die die Eigernordwand ein Spazierweg war. Diese Selbstbetrachtung machte Tony nicht unbedingt verlegen. Er hatte sich darauf eingerichtet, ein friedliches Leben im Tal zu verbringen. Aber man hatte ihn in die Steilwand gejagt. Nun, daran hatte er sich fast schon gewöhnt. Aber es würde ihm besser gefallen, wenn er die Garantie hätte, zu denen zu gehören, die oben auf den Gipfel anlangen und nicht zu denen, deren gebleichte Gebeine man am Fuß der Wand einsammelt.

Seufzend überschaute Tony seinen vollen Schreibtisch. Und sah, fast verborgen von Unterlagen, die ihm Janet Baker in seiner Abwesenheit auf die Platte geschaufelt hatte, ein weißes Stückchen Papier blitzen, das er nicht identifizieren konnte.

Es kostete ihn einige Anstrengung, das Papier auszugraben und dann musste er eine Weile überlegen, bis er sich erinnerte, wie es überhaupt an diese Stelle gekommen war. Lucille hatte es ihm im Taxi gegeben - sie behauptete, sie hätte es aus Heathercrofts Tasche gestohlen. Dann hatte Tony es seinerseits in seiner Jacketttasche untergebracht, von dort in eine andere Jackentasche gesteckt, am nächsten Tag auf den Schreibtisch geworfen und vergessen. Nachdem er soweit war, schaute sich Tony das Papier, oder vielmehr die Karte, noch einmal genauer an. Wenn er die Augen schloss und nur mit den Fingerspitzen über die Oberfläche der Karte fuhr, ihr Gewicht abschätzte, die Art des Kantenbeschnitts, die Vertiefung, die die Druckmaschine hinterlassen hatten, dann gab es nur eine Schlussfolgerung: Geld. Richtig viel Geld.

Diese Karte war ein kleines Kunstwerk aus bestem Papier und mit einer Technik bedruckt, die ebenfalls den Wert der Rarität

hatte. Tony Tanner hatte einen berufsmäßigen Blick für die Qualität von Visitenkarten. Für ihn war ein solches Stückchen Karton nicht einfach *weiß*. Er konnte ein Dutzend Varianten von Weiß unterscheiden, wenn es nicht noch mehr waren, und er wusste mit instinktiver Sicherheit, welche gewollten oder ungewollten Signale von dieser Währung der persönlichen Eitelkeit und des offenbarten Selbstbildes im Umlauf des gesellschaftlichen Miteinanders ausgingen. Hier, wie bei der Auswahl der Kleidung, der Freunde oder des Verhaltens, kam es darauf an, seinen persönlichen Stil zu finden. Nachdem Tony Tanner dies verstanden hatte, wusste er, dass bei manchen Menschen die Auswahl des richtigen Einstecktuches zum richtigen Anzug zum richtigen Anlass nichts mit Eitelkeit zu tun hatte.

Solche Menschen waren über Eitelkeit erhaben. Sie hatten sich selbst gefunden, hatten sich in jahrelanger Mühsal durch die Schlammgruben ihres Selbst gequält, um sich dann in aller Hässlichkeit und Glorie selbst zu erkennen. Und damit hatten sie auch ihren Stil gefunden und durften sich daher erlauben, die Wahl des Einstecktuches zur Zeremonie zu machen. Heute, wo alles käuflich war - nein, änderte Tony Tanner, wo alles käuflich zu sein schien - gab es auch Stilberater oder *Livestyle-Coaches*, die jeden Parvenü in drei Wochen Crashkurs zum Dandy der Saison umbauten. Zumindest behaupteten sie das, und die Medien glaubten es auch und auch diejenigen, die dafür horrenden Summen locker machten.

Tony Tanner hatte für solche Gestalten nur Verachtung übrig. Er wusste, dass er sie irgendwann erwischen würde. Sie machten immer einen Fehler, denn sie waren nicht echt. Zum Beispiel passte bei ihren Visitenkarten die Papierqualität nicht zur Drucktype.

Das, was Tony Tanner in den Händen hielt, bewies Stil. Mehr noch, es war perfekt. Tony stand auf und steckte den Kopf in das Vorzimmer.

»Janet, könnten Sie mir einen Gefallen tun.«

Fräulein Baker unterbrach ihr rhythmisches Hampeln und ihr maschinenartiges Bearbeiten der Tastatur und schaute ihn erwartungsvoll an.

»Janet, ich brauche Informationen über ...« Tony las den Namen von der Karte an, »... über Crispin Quent, die Adresse lautet ...«

Der empörte Gesichtsausdruck von Janet Baker ließ ihn verstummen.

»Sie kennen Crispin Quent nicht?«, empörte sich die Baker.

»Ganz offensichtlich. Sonst würde ich mich ja nicht Ihrer Verachtung aussetzen.«

Janet Baker brach in mädchenhaftes Kichern aus. »Entschuldigen Sie, Tony, ich kann nur nicht glauben, dass ich so einen Informationsvorsprung vor Ihnen habe. Vor allem, weil er doch irgendwie in Ihr Ressort fällt.«

Jetzt war es an der Zeit, dass sich Tony auf den Sessel im Vorzimmer fallen ließ. Er drehte die Karte in den Händen und schaute sie noch einmal an.

Crispin Quent gibt sich die Ehre, zu einer Soiree am ... um ... in ... einzuladen, lautete der kurze Text, den das Papier trug. Kein Wort zu viel. Minimalismus in Reinform, aber mit Druckbuchstaben, die aussahen, als stammten sie aus der Handpresse eines William Morris und einer wunderhübschen Verzierung unter dem Text, die zwei sich umschlingende Drachen im Flug zeigten. Als er aufschaute, begegnete er dem prüfenden Blick Janet Bakers. Tony zuckte die Achseln und hob die Hände.

»Wirklich, ich habe keine Ahnung, wer dieser Crispin Quent ist, ich habe nur dieses Papierchen.«

Janet Baker lehnte sich zurück und legte ein Bein über das andere. Da sie wieder einen ziemlichen kurzen Rock mit hellbraunen, gemusterten Strümpfen und hohen Schuhen kombiniert hatte, musste Tony seinen Blick auf eine Stelle an der gegenüber-

liegenden Decke annageln, um keine Glupschaugen zu bekommen.

»Dann zeigen Sie mir doch Ihren Scharfsinn, Tony«, forderte Janet Baker ihn auf.

»Janet, ich habe weder Zeit noch Lust, hier irgendwelche Prüfungen abzulegen und ...«

»Schschsch«, machte Janet Baker und legte den Zeigefinger auf den Mund. »Keine Prüfung. Machen Sie es einfach - mir zuliebe.«

»Na gut«, Tony seufzte, riss seinen Blick von der Decke und schwenkte ihn blitzschnell über Janet Bakers süßes Gesicht, ihre wohlgewölbte Bluse, die prachtvolle Rundung ihres Oberschenkels, das Knie und den zarten Unterschenkel und das Füßchen, das provokativ auf ihn zeigte, bis er sich endlich auf das weiße Viereck des Papiers rettete. *Janet, Janet, dachte Tony Tanner, du weißt genau, dass mein verdammter Puls jetzt hochgegangen ist und ich habe auch bemerkt, dass du keine Anstalten gemacht hast, deinen Rocksäum tiefer zu ziehen. Aber bilde dir nur nichts ein. Du kannst mich ins Schwitzen bringen, aber mehr wird dir nicht gelingen.*

Laut aber sagte er: »Crispin Quent ist ein älteres Semester. Mindestens sechzig, schätze ich. Er hat einen perfekten Stil und den bekommt man nicht geschenkt, da stecken Arbeit und Erfahrung drin. Er hat irgendwas mit Kunst zu tun, aber da ich bisher noch nie etwas von ihm gehört habe, nehme ich an, dass er abseits der Hauptströmung existiert. Und zwar, weil er es nicht anders will. Er zeigt sich nicht in der Öffentlichkeit, jedenfalls nicht dort, wo es offiziell ist. Er hat Geld oder zumindest Freunde, die ihm Geld zur Verfügung stellen. Er hat Beziehungen, die er nur sehr vorsichtig nutzt, wenn überhaupt. Er hat einen exquisiten, aber altmodischen Geschmack, darum wird er unsere Zeit verachten und sich mit Dingen und Menschen umgeben, die diese Verachtung teilen. Er gibt regelmäßig Soireen, also hat er einen Zirkel um sich gebildet, dem er seine Erfahrung und seine Weltansicht zur Verfügung stellt.«

Tony saß vornübergebeut und schaute auf die Einladungskarte, während er sprach. Mit jedem Wort schien er sich einem Unbekannten zu nähern, schien Stück für Stück eine Kruste abzuschlagen, hinter der die Gestalt des Crispin Quent sichtbar wurde. Janet Baker war vergessen.

»Er liebt Extravaganzen, sofern sie seinen Geschmack nicht verletzen. Er ist ...« Tony betrachtete die Vignette mit den beiden Drachen, »... er ist esoterisch angehaucht und ...« der Gedanke löste sich irgendwo in Tonys Bewusstsein und wurde formulierbar, als er noch einmal die Verschlingungen der Drachen betrachtete, »... er hat ein Faible für die asiatische Kultur und er ist homosexuell. Und Sie haben mit Compton-Bartaugh über Quent geredet, daher kennen Sie den Namen.«

Janet Baker sah immer noch hübsch aus, aber weniger intelligent als sonst. Schließlich klappte sie den Mund wieder zu und stemmte die Arme in die Seiten.

»Sie wollen mich veräppeln, Tony! Das finde ich gemein!!«

»Ich Sie ver...äppeln? Bitte, Janet, wie kommen Sie darauf?«

»Weil Sie Crispin Quent genau kennen. Und dann so tun, als ob Sie meine Hilfe bräuchten. Wenn Sie mich für eine dumme Pute halten, dann sagen Sie es mir einfach, aber bitte nicht auf diese linke Tour.«

Damit drehte sie sich zur Seite und suchte in einer Schublade nach einem Taschentuch. Ihre Unterlippe zitterte, als sie endlich eines gefunden hatte und lautstark hineinschnaubte.

»Janet, ich schwöre Ihnen, ich habe den Namen vorher noch nie gehört.«

Schniefend schaute Janet Baker zur Seite. Ihr Gesicht war plötzlich aufgequollen und sie wirkte, als wäre sie gar nicht in diesem Raum.

»Und woher wissen Sie das alles«, nuschelte sie undeutlich.

Tony schwenkte die Einladungskarte. »Ich habe mir dieses Papier nur etwas genauer angeschaut.«

»Ach, tatsächlich?« Janet Baker war plötzlich wieder da. »Finde ich klasse. Können Sie mir zeigen, wie Sie das machen?«

Tony konnte, ging zu ihr hinüber und legte die Karte auf den Tisch, um ihr die einzelnen Hinweise zu erläutern.

Als die Tür aufgerissen wurde, konnte er gerade noch seine Hand über das Papier schieben. Heathercroft war in das Vorzimmer gebrochen wie ein Rammbock und linste nun feixend auf Tony, der direkt neben Janet Baker stand.

»Ich sehe, Maßnahmen zur Verbesserung des Betriebsklimas«, sagte er mit ätzendem Unterton. »Sie sollten sich lieber durch Leistung qualifizieren, Baker.«

»Was macht die Gesundheit?«, fragte Tony Tanner sanft.

Heathercroft zuckte leicht zusammen, ging aber nicht auf die Bemerkung ein. »Übermorgen müssen wir über den *To do*-Kram reden.«

»Aber immer doch.«

Janet Baker schaute zwischen Tony und Heathercroft hin und her. Die beiden Männer wirkten wie zwei Boxer im Ring - Heathercroft, der sich selbst für den Favoriten hielt und attackierte, und Tony, der geschickt jeden Schlag des anderen auspendelte und sich keine Blöße gab.

Heathercroft schien ein wenig aus dem Konzept gebracht. Inzwischen wusste Tony auch schon, weswegen Heathercroft gekommen war.

»Wollte dir nur sagen, Tanner, dass ich heute Abend französische Tiefkühlkost in die Mikrowelle stecke, heiße Froschschenkelchen«, verkündete er mit schmierigem Grinsen.

»Ja, ja, ... mikro ...«, antwortete Tony versonnen, ohne eine Miene zu verziehen.

Janet Baker steckte der zuknallenden Tür die Zunge heraus.

»So ein Blödmann«, schimpfte sie. »Sonst kommt er immer und schleimt herum und könnten wir nicht heute Abend mal und haben Sie am Wochenende schon was vor, blabla. Und nun kommt

er mit *Fallen Sie besser durch Leistung auf, Baker.*« Ihre Quietschesstimme wurde durch ihre gerechte Empörung noch heller und hatte jetzt etwas hilflos kindliches. Sie schaute Tony hilflos an.

»Keine Sorge. Das zeigt nur, dass Sie im Moment nicht auf der Liste seiner Favoritinnen stehen. Er hat anderes Jagdwild entdeckt.«

»Ach so«, murmelte Janet und ihrem prüfenden Blick entnahm Tony, dass sie die Zusammenhänge ahnte. Sie wandten sich wieder der Einladung zu, er fuhr mit seinen Erklärungen fort und sie schrieb in ihrem Notizbuch mit.

»Warum geben Sie sich diese Mühe, Janet?«

»Ich find's einfach irre interessant.«

Schließlich rückte Janet mit ihrem Wissen heraus, und es war tatsächlich nicht mehr als das, was Tony aus der Karte gelesen hatte. Es war in der Tat Compton-Bartaugh gewesen, der mit ihr über Crispin Quent gesprochen hatte. Tony erfuhr nur in einer Hinsicht eine Bestätigung, die ihn elektrisierte. Quent war nicht nur Innenarchitekt, Berater in Stilfragen und Experte für Theaterkostüme. Er hatte tatsächlich einen Ruf als Esoteriker. Compton-Bartaugh hatte Janet dies mit einem ironischen Lächeln mitgeteilt, musste aber zugestehen, dass seine Skepsis nicht von allen geteilt wurde.

Tony machte sich ausgehfein. Die Einlasskarte lag auf seinem Nachttisch neben dem Handy von Mr. Moon. Es war aber als Handy nur an der Form zu erkennen. Tony Tanner hatte eine 300-Gramm-Tafel Schokolade in eine Tupper-Schale umgetopft, nachdem er das Silberpapier entfernt hatte. In dieses hatte er das Handy verpackt, um es abzuschirmen und es Mr. Moon unmöglich zu machen, ihn bei seinen Selbstgesprächen zu belauschen. Und so gab sich Tony seinem Monolog hin, während er sich an-

kleidete.

Was, bitte schön, hatte ein Kerl wie Heathercroft mit einer Person wie Crispin Quent zu tun? Welche Verbindung gab es zwischen diesen beiden, die Heathercroft in den Besitz dieser raren und wertvollen Einladung brachte?

Es gab nur eine Möglichkeit, das herauszufinden. Tony würde selbst zu der Soiree gehen.

Und das war der Grund, warum Tony Tanner an diesem Abend aus dem Taxi stieg und vor einer beige lackierten Tür stand. Die Adresse stimmte, allerdings gab es weder Namensschild noch Klingelknopf. Nur ein großes goldenes Medusenhaupt, das einen Ring im Mund trug, gab ihm die Möglichkeit, auf seine Anwesenheit aufmerksam zu machen. Kaum waren die Schläge verhallt, wurde die Tür geöffnet und Tony stand einem schlanken, hoch gewachsenen Jüngling gegenüber. Der Anblick war etwas verwirrend, war doch die Kleidung des jungen Mannes vor etwa zweihundert Jahren modern gewesen. Er trug sie dennoch mit einer Selbstverständlichkeit und Würde, die zeigte, dass dies kein Mummenschanz war, sondern die Stoffumhüllung, die er für sich als angemessen empfand.

Der junge Mann hatte kurzes Haar, das ihm in die Stirn fiel. Vom Typ her konnte er Spanier, Portugiese oder Marokkaner sein. Starke schwarze, fast zusammengewachsene Brauen und ein breiter Mund gaben dem Gesicht einen horizontalen Akzent. Die Augen waren eher klein und von einem freundlichen Hellbraun. Eine bei weitem zu große Nase und ein angedeuteter Kinnbart sorgten für die vertikalen Akzente.

Tony hielt die Einladungskarte wie einen Schutzschild vor sich. Der Jüngling warf einen kurzen Blick darauf und fragte dann nach dem Namen.

Natürlich hatte Tony damit gerechnet. Wenn es nun eine Liste der Eingeladenen gab, dann war sein Besuch hier zu Ende und es gab nur die Möglichkeit, sich einigermaßen stilvoll zu verziehen. Aber der Jüngling trat zur Seite und bat Tony mit einer

Handbewegung einzutreten. Dann gingen sie zusammen durch einen Flur in Richtung auf eine Doppeltür, hinter der ein lautes Stimmengewirr hörbar wurde.

Die Bewegungen des jungen Mannes waren geschmeidig und von einer sparsamen Eleganz, die auf perfekte Körperbeherrschung schließen ließ. Tonys Vermutung ging in Richtung Ballett oder Fechtunterricht. Rugby hatte dieser Jüngling jedenfalls nie spielen müssen. Sein ganzes Wesen schien von einer Art schüchterner Sanftheit bestimmt. Er wirkte wie eine Mischung aus dienstbeflissenem Hotelpagen und hingebungsvollem Klostersnovizen.

Er öffnete die Tür und als Tony zögerte, legte er seine schlanke Hand auf Tonys Schulter und schob ihn sanft in den Raum.

»Liebe Freunde«, sagte er sodann mit seiner weichen Stimme, die das akustische Pendant seiner Augen war. »Ich habe die Ehre und das Vergnügen, Herrn Tony Tanner in unseren Kreis einzuführen.«

Tonys Erscheinen wurde mit freundlicher Aufmerksamkeit beachtet. Die Anwesenden erhoben sich, begrüßten ihn mit einem Handschlag und stellten sich vor. Zuletzt kam der Jüngling an die Reihe, der Tony eingelassen hatte. Daraufhin wurde Tony zu einem Platz gebeten. Auch die anderen nahmen wieder Platz, und binnen kurzer Zeit hatte das Stimmengewirr erneut die Lautstärke erreicht, die es vor Tonys Eintritt gehabt hatte.

Unter den angebotenen Getränken war auch ein ausgezeichnetes Champagner, für den sich Tony entschied. Die ganze Situation war so merkwürdig, dass er die Aufmunterung durch das prickelnde Gesöff gebrauchen konnte. Dankbar registrierte Tony, dass ihn das Getränk in eine gelöste Stimmung versetzte.

Möglichst unauffällig schaute sich Tony um. Der Raum war

groß, eher lang als breit, hatte auf der einen Seite nur die doppel-flügelige Tür, durch die Tony eingetreten war, an der anderen Wand dagegen zwei einfache Türen. Die gegenüberliegende Schmalseite war zu einem verglasten Erker ausgebaut. Durch die vielen kleinen Scheiben konnte Tony das Flackern von Fackeln erkennen, die draußen in einem Garten entzündet worden waren.

Die Einrichtung verriet Geschmack, Reichtum, aber auch Eigenwilligkeit und - Tony konnte es nicht übersehen - eine gewisse Lust am Provokativen. Jedenfalls fand Tony keine andere Erklärung, warum der Torso einer klassisch hellenistischen Knabenfigur vor einem großen französischen Wandbild hing, auf dem in der etwas süßlichen Manier eines Boucher-Nachfolgers badende Knaben und Pferde dargestellt waren. Beides passte nicht zusammen - es sei denn, man nahm das fein differenzierte Muskelbild des Torsos und die hell schimmernde Haut der Badenden, die den Betrachter durch das grüne Wasser anleuchtete, als das gemeinsam Verbindende.

Tony schob einen Finger zwischen Hals und Plastron und schuf sich damit ein wenig mehr Luft zum Atmen. Ihm war unversehens heiß geworden.

Der sanfte Jüngling ließ sich an seiner Seite nieder und gab Tony einige Erklärungen zu den Anwesenden. Keinem von ihnen war Tony schon begegnet, obwohl ihm einige der Namen bekannt vorkamen. Es waren Familien, die Einfluss hatten, weniger durch politische Macht als durch die lange ehrwürdige Tradition des Überlebens. Das waren Leute, die nicht im Rampenlicht der Öffentlichkeit wirkten, Leute aber, die in ihren Funktionen die Gesellschaft trugen - als Anwälte, Grundbesitzer und Universitätslehrer. Und andere voller blitzendem Verstand und überbordender Kreativität, eine kostbare Hefe, ein Vertrag mit der Zukunft. Sie alle gehörten zu der Ökologie des Landes wie alte Eichen oder binsenumstandene Fischteiche, die niemand

mehr anzurühren wagt.

Die Vergangenheit schien im Übrigen in diesem Raum gegenwärtig zu sein. Keiner der etwa zwanzig Männer, von denen der älteste vielleicht gerade die Fünfzig überschritten haben mochte, war modisch gekleidet. Oder, besser formuliert, nach der derzeit herrschenden Mode gekleidet. Einige trugen die Kniehosen und die reich bestickten Röcke des Rokoko, andere hatten sich für den strengeren Stil des Empire entschieden. Diejenigen, die sich der Jetztzeit noch am ehesten angenähert hatten, waren bei dem Stil von etwa 1900 stehen geblieben.

Die ganze Versammlung wirkte auf den ersten Blick komisch, aber weil sie sich völlig ernsthaft gab, verschwand für Tony die Komik sehr schnell und es blieb eine Art von surrealer Fremdartigkeit. Allerdings war er, Tony Tanner, im Grunde der Fremde.

Es fiel ihm nicht schwer, einen Gesprächspartner zu finden, auch wenn er sich wieder wie ein Schauspieler in einem absurden Theaterstück vorkam. Er unterhielt sich mit einem Mann seines Alters, der eine gepuderte Perücke trug und dessen Wangen rosa geschminkt waren - also einem Angehörigen der Rokoko-Fraktion - über *Brit-Art* und die Frage, welche Bedeutung die Provokation in der modernen Kunst hat.

»Ist es nicht eine völlige Absurdität, ein Publikum *provizieren* zu wollen, das hohe Eintrittsgelder bezahlt hat, um sich dieser Provokation zu versichern? Und das, sollte es nicht provoziert werden, sich erst recht provoziert fühlt, und zwar durch den Mangel an erwarteter Provokation? Versetzen wir nicht eher durch eine werkgetreue Mozartaufführung in Kulissen und Kostümen der damaligen Zeit das Publikum in wütende Raserei, als wenn wir Papageno auf der Bühne mit einem Tier kopulieren lassen oder der Königin der Nacht einen Nacktauftritt verschaffen?«, fragte der Perückenträger und beobachtete die aufsteigenden Blasen in seinem Sektglas. Tony erinnerte sich, neulich in einer Kunstzeitschrift einen Artikel gelesen zu haben, der genau solche Thesen vertrat und der als Manifest eines künstlerischen

Neo-Revisionismus ausgebuht worden war. Er fragte sich, ob der Mann neben ihm seine eigenen Gedanken äußerte, den Artikel referierte - oder ob er ihn geschrieben hatte.

»Wir werden wohl nie wieder dorthin zurückkehren können«, antwortete Tony lahm und deutete in Richtung auf die badenden Knaben.

»Nein?«, kam es angriffslustig zurück. »Warum nicht? Weil wir in einer Welt leben, in der wir allüberall von hässlichen und sinnlosen Dingen überschwemmt werden, die uns den Sinn für den wirklichen Wert verstellen? Weil wir in scheußlichen Städten aufwachsen, in denen eine Bande von Architekten mit Betonfetischismus sich mit Tyrannen zusammengerottet haben, die glauben, sie wären berechtigt, das Volk zu beglücken, indem sie es auf ihre Art erziehen und leben lassen und das alles unter der zerfetzten Trikolore der Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit?«

Es war ein seltsamer Moment. Tony Tanner saß hier im London des neuen Jahrtausends und schien sich mit einem Aristokraten zu unterhalten, der mit milder Resignation das Wüten der Französischen Revolution kommentierte.

»Hässlichkeit ist eine Sünde. Und wenn sich Hässlichkeit als Weltbeglückung ausgibt - man nennt das heutzutage Ideologie - dann ist sie nicht einmal mehr ein amüsanter Kontrast, sondern sie ist eine Bedrohung, die bekämpft werden muss. Tausendjährige Eichen, die für eine Schnellstraße gefällt werden. Gigantische Redwoods, die als Toilettenpapier enden - und zwar in neuen betonierten Stadtvierteln, welche die alten gewachsenen Viertel ersetzen, und zwar mit dem Argument, dass in den Betonslums jeder eine eigene Zelle hat, wo er sein Toilettenpapier dem Verwendungszweck zuführen kann. Wenn Hässlichkeit regiert, dann ist Widerstand die einzige Schönheit, die uns noch bleibt.«

Der letzte Satz war zwischen wütend zusammengebissenen Zähnen hindurchgequetscht worden. Tony warf einen schnellen Blick zur Seite. Sein Nachbar schaute finster in den Garten hinaus. Unter der weißen Puderschicht waren deutlich die ge-

geschwollenen Schläfenadern und die Zornesfalte über der Nase zu erkennen. Jetzt wirkte der Mann nicht mehr wie ein entspannter Aristokrat, sondern wie ein finster entschlossener Konterrevolutionär, der sich lieber in Stücke schlagen ließ, als die Herrschaft des Pöbels zu akzeptieren. Dummerweise hatte Tony den Namen des Mannes unter den vielen fremden Namen, die ihm genannt worden waren, vergessen. Aber er musste unwillkürlich an den Prätendenten denken. Und er fragte sich, ob sein Nachbar sich damit begnügte, mit dem Sektglas in der Hand den Revisio-nismus in elegante Phrasen zu kleiden. Oder ob mehr dahinter steckte als Worte ...

Bevor Tony das Gespräch fortsetzen und den anderen noch etwas aus der Reserve locken konnte, öffnete sich eine der beiden schmalen Türen und zwei Personen traten ein. Die eine huschte sofort zu ihrem Platz, die andere grüßte lächelnd in die stehend applaudierende Runde und nahm dann ebenfalls Platz.

Crispin Quent war in der Tat noch etwas erstaunlicher als Tony Tanner vermutet hatte. Deutlich älter als achtzig Jahre hielt sich die mittelgroße Gestalt mit geradezu militärischer Disziplin stockgerade, als würde sie damit den letzten Vorposten gegen den Ansturm des eigenen Alters verteidigen. Diese männlich straffe Haltung stand in völligem Gegensatz zu dem Eindruck, den Tony von seinem Gastgeber hatte. Quents korpulenter Körper hatten derart offensichtlich weibisch weiche Formen, das sich jeder Betrachter sofort an das Klischee eines Eunuchen erinnert fühlen musste.

Verstärkt wurde dieser Eindruck noch durch den breiten Kopf, dessen Kinn in mehreren Faltungen in die Brust überging. Das üppige, gewellte, schlohweiße Haar war nach hinten gekämmt und auch hier lag ein seltsamer innerer Widerspruch zwischen der schwungvollen Frisur und den gemessenen, geradezu gravitätischen Bewegungen, mit denen sich Crispin Quent seinem Platz näherte. Sein Gesicht war weiß gepudert, die Lippen hatten

ihre hellen Farbe augenscheinlich nicht von Natur aus, sondern durch kosmetische Nachbehandlung. Ebenso waren die halb-kreisförmigen, schmalen Brauen gezupft und gefärbt worden.

Der Eindruck, den Tony Tanner von diesem Mann hatte, war weder positiv noch negativ, sondern einfach durch blankes Erstaunen geprägt. Er hatte in seiner Art etwas von einer uralten Schildkröte, der man eben den Panzer gestohlen hat, sodass sie ohne den vertrauten Schutz weiterleben muss. Quent, und dies brachte ihm bei Tony selbstverständlich Pluspunkte ein, war die perfekte Verkörperung des Dandys. Bei kunstvoller Einfachheit im Einzelnen ergab sich ein Gesamtbild von Eleganz, die wiederum derart mühelos und scheinbar beiläufig daherkam, dass sie fast überheblich wirkte. Quent war schwarz gekleidet, trug ein weißes Hemd mit grauem Binder und goldenen Manschettenknöpfen und hatte als einzigen Schmuck einen schweren Ring am kleinen Finger der linken Hand. Er stützte sich auf einen Stock mit Silberknopf, der auch wie ein spielerisches Beiwerk wirkte. Quent ließ sich schwer in den Sessel fallen und lauschte einigen Gästen, die auf ihn einredeten.

Tony überlegte, ob er sich der Gruppe anschließen sollte, ließ es aber doch bleiben. Stattdessen konzentrierte er seine Aufmerksamkeit auf die zweite Person, die zusammen mit Quent eingetreten war und nun neben ihm saß oder vielmehr hockte, denn sie hatte es sich mit angezogenen Beinen bequem gemacht. Auf den ersten Blick hatte Tony eine kleine zierliche junge Frau mit sehr blasser Haut und langem blassrotem Haar gesehen. Diese Haarfarbe erinnerte Tony unwillkürlich an die mehrfach verlängerte Tomatensoße, mit der zu seinen Studenienzeiten unerwartet eintreffende Gäste abgefüttert wurden. Das Gesicht der jungen Frau wurde durch die dunkelblauen Augen, die hohen Wangenknochen und den großen Mund bestimmt. Herbe, nicht einmal unbedingt hübsche, aber enorm interessante und anziehende Züge, dachte Tony.

So weit, so gut. Aber gerade dieses herbe, durch die Wangenknochen fast kantig zu nennende Charakteristikum des Gesichts, brachte Tony ins Grübeln. Hatte er es wirklich mit einer Frau zu tun? In dieser Gesellschaft, soviel war klar, wäre eine Frau ein Fremdkörper gewesen, während ein Mann, der sich als Frau ausgab, eine geradezu logische Erscheinung war. Sie - oder er - trug einen weit geschnittenen schwarzen Anzug mit weißem Hemd und Krawatte, sodass die Körperformen völlig vom flatternden Stoff verborgen waren.

Tony versuchte, sich diese Frage, die ihn plötzlich brennend interessierte, durch genaue Beobachtung zu beantworten. Wie bewegte sie oder er sich? Jetzt strich sie sich die Haare aus der Stirn, und diese Geste hatte nichts von der Affektiertheit, die Transvestiten sonst zu eigen ist. Aber dann stand er auf und ging quer durch den Raum, um mit dem sanften Jüngling zu sprechen, der Tony eingelassen hatte, und legte ihm dabei die Hand auf die Schulter, dass Tony sofort an die Vertrautheit zweier Sportkameraden denken musste.

Tony kam auch in den nächsten Minuten zu keinem Ergebnis. Immer, wenn er glaubte, sich sicher zu sein, kam eine kleine Geste, eine nebensächliche Bewegung und brachte seine Überzeugung ins Wanken. Diese Person balancierte auf der Schneide von Tonys Urteil entlang und weigerte sich geschickt, zur einen oder anderen Seite hinabzufallen.

Schließlich gab er es auf, und weil er den Namen nicht kannte und sich über das Geschlecht nicht klar wurde, nannte Tony diese Person Sie-Er, also Sier, und drängte sein Interesse an ihr in den Hintergrund.

Inzwischen war der sanfte Jüngling zu Quent getreten und hatte mit ihm gesprochen - Sier hatte sich zu den beiden gebeugt - und dann schauten alle drei zu Tony hinüber. Quent betrachtete Tony aufmerksam und grüßte mit einem leichten Kopfnicken, das Tony mit einer Verbeugung im halben Aufstehen beantwor-

tete, nachdem anscheinend niemand erwartete, dass er sich zu Quent gesellte. Nun, seine Chance würde später kommen. Siers blaue Augen waren ebenfalls auf Tony gerichtet, in einer lang dauernden und abwägenden Prüfung. Tony glaubte so etwas wie Misstrauen oder Ablehnung in diesem Blick zu erkennen. Ob Sier wusste, dass er mit einer gestohlenen Einladung in diesen Kreis gekommen war? Dann stellte sich die Frage, was Sier und Heathercroft wohl miteinander zu schaffen hatten.

Die Atmosphäre in dem Raum hatte sich mit dem Eintreten Quents verändert. So exotisch oder exzentrisch Quents Erscheinungsbild auch war, so deutlich war, dass seine Persönlichkeit diesen Raum erfüllte. Er sagte kein Wort, er saß nur da und hörte zu, aber seine Anwesenheit wirkte wie ein Magnetpol, nach dem sich alle Feldlinien der Unterhaltung ausrichteten. Wenn Tony sich überlegte, welche Menschen er kannte, die ebenfalls einen Raum derart mit der schweigenden Musik ihrer Anwesenheit zu füllen vermochten, dann fiel ihm nur ein einziger Name ein: der des Conte Hercole di Saloviva. Bei aller Grundverschiedenheit der Person, des Stils und des Auftretens, hatten beide, der Conte und Quent, dieselbe saugende Wirkung, dieselbe unterschwellige Energie, die nichts Diktatorisches oder Zwingendes hatte, aber dennoch einen natürlichen Zielpunkt für die Aufmerksamkeit aller anderen Anwesenden bildete, als würde Wasser in eine Vertiefung rinnen.

Einer der Gäste trat vor und las von einem Zettel einige Diskussionsthemen ab, die er der Gesellschaft vorlegte. Es wurde abgestimmt und dann legte man los. Tony hatte noch niemals zuvor eine Diskussion erlebt, die zugleich derart gnadenlos und gesittet vonstattenging. Man meldete sich per Handzeichen zu Wort, redete kurz und bündig und zur Sache, und konnte sicher sein, dass man sein Plädoyer ohne Unterbrechung zu Ende führen konnte. Und zugleich hatte jeder Redner Freude daran, mit den heftigsten Argumenten und der raffiniertesten Wortwahl auf die Vertreter der anderen Meinung einzudreschen.

Tony lehnte sich zurück und genoss das Schauspiel. *Ein Duell mit Florett*, dachte er, aber *jeder Stich ist aufs Herz gezielt. Hut ab.*

Schließlich erlahmte die Diskussion, man gab eine Zusammenfassung der Meinungen, wagte sich an eine Versöhnung der Widersprüche und zählte letztendlich in schöner Eintracht auf, in welchen Punkten es keine Gemeinsamkeit gab. Dann wurde das nächste Diskussionsthema angegangen. Tony amüsierte sich hervorragend, mehr noch, er fühlte sich geradezu zu Hause, wenn der ältere geschminkte Mann im Rokoko-Outfit mit messerscharfer Analyse ein Thema anging, als müsste er es mit dem Skalpell sezieren und die Werte der Aufklärung hochhalten, bis ein jüngerer Mann im langen Samtrock eine flammende Rede für die Werte der Seele und der Romantik hielt und damit in der freundlichsten Weise den Vorredner zu einer Art von Roboter auf einem erdfernen Planeten stempelte, nur um selbst von dem nächsten Disputanten als Träumer im Seelengärtlein abgekanzelt zu werden.

Schließlich, nachdem auf solche Weise schon eine lange Zeit vergangen war, meldete sich Quent zu Wort. Tony hörte eine hohe weibische Stimme, die allerdings zur Person Quents passte.

»Liebe Freunde«, sagte er, »nachdem wir gemeinschaftlich nun die Klingen gekreuzt haben, möchte ich nun zu unserem beliebten Duell auffordern.«

Beifall beantwortete diesen Vorschlag. Tony war gespannt, was nun kommen würde, Allerdings schwante ihm nichts Gutes, als sich Quent ein wenig mühsam in seinem Sessel umdrehte und nun ihn ins Visier nahm. Unter den etwas hochmütig gerundeten Brauen hatte Quent dunkle Augen, die zwischen dicken Lidern und geschwollenen Tränensäcken schauten, als hätte jemand Schmucksteine in eine besonders haltbare Fassung gesetzt. Der Blick aus diesen Augen war freundlich, aber durchdringend, und Tony kam sich vor, als würde Quent die Schichten seines Bewusstseins nach und nach zur Seite blättern, um nachzuschau-

en, warum sich dieser Fremde unberechtigterweise in seine Soiree geschlichen hatte.

»Herr Tanner«, sprach ihn Quent mit seiner Fistelstimme an, »wie ich höre, stehen Sie im unmittelbaren Dienst unserer Monarchie. Darf ich Sie nun bitten, den *advocatus diaboli* zu spielen und die Überflüssigkeit dieser Institution zu verteidigen, während Ihr Gegner, von dem ich nun weiß, dass er ein glühender Republikaner ist, deren Notwendigkeit für eine funktionierende moderne Gesellschaft vertreten wird.«

Damit wandte er sich an den jungen Mann, der Tony eingeladen hatte. Tony geriet in Verlegenheit. Sollte das ein Spiel sein oder wollte man seine Loyalität auf die Probe stellen? Und woher wusste Quent überhaupt, wo Tony seine Brötchen verdiente? Vermutlich hatte Tony, als sich einige der Gäste bei der Vorstellung mit so etwas wie *Smith-Barrow, London-City-Federal-Finance-Trust, Immobilienfondsabteilung und Dollar-Schwankungs-Rückversicherungs-Experte* vorstellte, etwas wie *Tony Tanner, Agentur für das Königliche Reisewesen* oder so gemurmelt. Aber wirklich sicher war er nicht.

Ihm blieb keine Zeit für weitere Überlegungen dieser Art. Er wurde zum Aufstehen genötigt, dann wurde eine Münze geworfen, die Tonys Gegner das Vorrecht für sein Plädoyer einräumte. Der junge Mann sprach gut, verlor sogar zeitweise seine Sanftheit. Aber gegen Tonys Furor, der ihn sprechen ließ wie einen französischen Revolutionär, hatte er keine Chance. Genüsslich reihte Tony Tanner eine royale Verfehlung an die andere, einen Krieg oder Katastrophe, die durch die Unfähigkeit eines Monarchen ausgelöst worden war, folgte in seiner Rede der nächsten. Schließlich ließ er es sich nicht nehmen, einen kleinen Exkurs zum Thema *Königshaus und Moral* einzuflechten.

Noch während die Worte feurig wie Funken von seinen Lippen sprühten, wurde ihm klar, dass er offenen Auges in eine Falle gelaufen war. Heathercroft hatte sich die Einladung nicht klauen lassen. Er hatte sie Tony auf dem Umweg über Lucille in die

Hände gespielt. Und Crispin Quent gehörte mit zu diesem Spiel. Und natürlich die Kamera, die Tonys Auftritt jetzt live und in Farbe aufnahm und ihn damit für alle Zeiten aus der Agentur kegelte. Wie konnte er nur so blöde gewesen sein!

Tony beendete seinen Vortrag und setzte sich, begleitet von Beifall, wieder. Seine Knie waren weich geworden. In seinem Kopf jagten sich die Vorstellungsbilder. Er sah sich schon mit Schimpf und Schade aus der Agentur verjagt. Schlimmer war noch die Vorstellung, dass er den alten Direktor enttäuscht hatte.

Mit unterdrücktem Zähneknirschen schaute Tony Tanner auf Quent, der sich dem anderen Redner zuwandte und ihn zu einem Urteil aufforderte, ob er selbst oder Tony als Sieger aus diesem Duell hervorgegangen sei. Der junge Mann wurde rot und gab schließlich zu, dass der Sieg Tony gebühren würde. Quent nickte zustimmend und wandte sich nun an Tony.

»Eigentlich ist damit das Urteil schon gesprochen, aber es gehört zu unseren Gepflogenheiten, auch in diesem Fall beide Kontrahenten zu befragen. Also, Herr Tanner, wie sehen Sie den Ausgang des Duells?«

Tony brauchte nicht lange zu überlegen. »Unentschieden«, erklärte er.

Quent schmale Augenbrauen zogen sich in die Höhe. »Warum?«, fragte die Fistelstimme.

»Weil meine Argumente rein moralistisch und rational waren. Aber eine Nation ist eine Gemeinschaft, deren Zusammenhalt nur zum geringen Teil von rationalen Erwägungen, zum allergrößten Teil aber von Gefühlen bestimmt wird. Und Gefühle brauchen keine Worte, sondern Bilder, - Paraden, Paläste, Zeremonien, Gesichter. Also plädiere ich für ein Unentschieden.«

Quent schürzte anerkennend die geschminkten Lippen und rief mit seiner Fistelstimme: »Das Urteil lautet also *Unentschieden*.«

Es gab erneuten Beifall, dann sagte Tonys Nachbar leise: «Auf

zum gemütlichen Teil.« Im Hintergrund war inzwischen ein Büfett aufgebaut worden, auf das sich nun die Aufmerksamkeit konzentrierte.

Tony war entschlossen, sich dumm zu stellen und so zu tun, als gäbe es keine Verbindung von Heathercroft und Quent. Seine Hoffnung, ein Gespräch mit Crispin Quent zu führen, erfüllte sich in der nächsten Zeit allerdings nicht, denn immer war der alte Dandy von einigen Gästen umlagert, die ihn in ihre Unterhaltung einbezogen. Sier saß schweigend auf dem Platz neben Quent. Manchmal konnte Tonys die aufmerksam prüfenden, geradezu abtastenden Blicken spüren, die Sier auf ihm ruhen ließ. Diese Blicke hatte nichts Neugieriges oder Wohlwollendes. Sie waren feindselig und abschätzend. Diese Beobachtung bestätigte Tony nur, was er schon wusste. Hier spann Heathercroft im Hintergrund seine Fäden. War der Kerl inzwischen wohl mächtiger geworden, als Tony es ihm jemals zugetraut hätte? Oder spielten mächtige Kreise mit Heathercroft? Er fand zunächst keine Antwort darauf, nahm sich aber vor, vorsichtiger zu sein und nicht allzu sehr auf das zu vertrauen, was er zu wissen glaubte.

Es wäre für ihn Zeit gewesen zu verschwinden und sich auf die kommende Katastrophe vorzubereiten. Aber die Atmosphäre dieser Gesellschaft war eine Lockung, der Tony Tanner dann doch erlag, und so sorgte er mit einigen Gläsern Champagner für eine lockere Grundstimmung und plauderte sich durch den Abend. Selten hatte er sich so gut amüsiert.

Als er vor der Fensterwand stand und auf die langsam abbrennenden Fackeln im Garten schaute, trat Sier lautlos neben ihn. Tony zuckte zusammen, weil das Erscheinen der anderen Person für ihn völlig unerwartet war. Sier reichte ihm gerade bis zur Schulter. Die Arme vor der Brust verschränkt, schien Sier zu frösteln oder sich um eine Schutzwand gegen Tony zu bemühen. Die Fingernägel der schmalen Kinderfinger leuchteten in demselben Rot, das auch die vollen Lippen hervorhob.

»Erkennen Sie den Teich?«, fragte Sier plötzlich.

Tony schaute genauer in die Dunkelheit und konnte tatsächlich einige Reflexe erkennen, die die unruhige Flamme einer Fackel widerspiegeln.

»Wir nennen ihn den Mondteich. Der Vollmond spiegelt sich darin, und das Wasser nimmt das Mondsilber auf und bewahrt es. Ich bade gerne in diesem Teich. Er verschenkt Energie, die er dem Mond verdankt - so wie der Mond sein Licht verschenkt, das er der Sonne verdankt.«

»Eine sehr ... poetische Vorstellung«, antwortete Tony. Er stellte sich Sier im Teich vor, die weißen Glieder durch das grünliche Wasser schimmernd und dazu die roten Haare, die sich wie ein Kranz ausbreiteten.

»Unsere ganz persönliche Mythologie«, erklärte Sier unvermutet. »Die alten Mythologien sind kraftlos geworden, die Religionen schwinden, aber wir geben den alten Wahrheiten neue Worte. Man darf die uralten Weisheiten nicht im Lärm des Fortschritts verstummen lassen. Und man darf die Worte nicht dem Geschwätz der Krämer überlassen. Die Aufgabe der heutigen Poesie kann es nur sein, dem Mythos wieder zu Bildern zu verhelfen.« Sier lächelte bitter. »Kein Applaus, ich habe soeben Quent zitiert.«

Tony drehte den Kopf und begegnete wieder dem Blick der blauen Augen. Er fühlte sich ertappt und erwischte bei einer Verfehlung, die er selbst nicht genau benennen konnte. Sier schien etwas von ihm zu erwarten, eine Reaktion darauf, das Quent zitiert wurde, als würde Tony damit ein Köder vorgeworfen.

Siers Stimme war zu hell für einen Mann und zu rau für eine Frau. Immerhin erkannte Tonys kundige Nase, dass Sier *Opium* als Parfüm aufgelegt hatte. Das war bekanntermaßen der typische, wenn auch inzwischen etwas altertümliche Homosexuellen-Duft, aber angesichts der Tatsache, dass auch eine Lucille Chaudieu sich in diesen Hauch kleidete, war Tony bei der Beantwortung seiner selbst gestellten Frage keinen Schritt weiterge-

kommen.

»Sie wollen mit Crispin Quent sprechen?«, fragte Sier zögernd, die Arme immer noch barrikadenartig vor der Brust verschränkt. Die widersprüchliche Körpersprache machte Tony etwas nervös. Sier sprach ihn an und sah im selben Moment aus, als sollten am besten tausend Meilen zwischen ihnen beiden liegen oder als wäre Tony eine Quelle, aus der unerträgliche Kälte in den Raum strömte.

Im Hintergrund wurden inzwischen Gedichte vorgetragen. Der sanfte Jüngling zitierte mit seelenvollem Pathos ein selbst verfasstes Liebesgedicht, das sich ganz offensichtlich an einen Mann richtete und dabei eine faszinierende Melange aus altertümlicher Sprache mit zeitgemäßen Ausdrücken bot. Zusammen mit der Stimme des Vortragenden, der flüsterte, drohte, schmeichelte, säuselte oder schrie, ergab dies eine Aufführung, die Tony Tanner faszinierte und unwillkürlich seine Aufmerksamkeit in Bann zog. Bis dahin hatte Tony Tanner den dunkelhaarigen jungen Mann, der ihm die Tür in das seltsame Reich des Crispin Quent geöffnet hatte, für einen recht gut aussehenden, kultivierten und ansonsten wenig beachtenswerten Menschen mit offensichtlich gleichgeschlechtlicher Ausrichtung betrachtet. Genau das, was man einen *netten Kerl* nennt, wenn man um eine Beschreibung gebeten wird. Eine Art von menschlicher Tapete, die für eine gute Atmosphäre sorgt, ohne dass man sich der Farbzusammenstellung oder des Musters genauer erinnern könnte. Jetzt stand dieser Jüngling mitten unter den Gästen und brüllte im Rhythmus eines Rap-Songs seine Sehnsuchtsverse heraus. Jeder furiose Revolutionär wäre gegen diesen Ausbruch persönlicher Gefühle, gegen die flammende Begeisterung, die auf den Zügen des Mannes lag, wie ein läppischer Marktschreier billiger Weltbeglückungsutopien erschienen.

Tony fühlte sich unwillkürlich an seinen Besuch in der Kunst-

galerie erinnert, den er zusammen mit Dorkas auf der Suche nach den Werken von Gainsworth absolviert hatte. Mit Schauern dachte er an den ganzen Krempel, den er dort zusammengestellt fand, diesen affektierten Kunstschrott, der nur als Handelsware eines kleinen Klüngels von Händlern einen Wert hatte und ansonsten lediglich von kunstbeflissenen Lehrerinnen in der Nähe ihres Verfallsdatums genossen wurde, sofern sie sich die Mühe machten, die hochgestochen näselsnden Kommentare der Glanzdruckkataloge zu verinnerlichen.

Das alles war für Tony Tanner Firlefanz. Aber hier, bei dieser sogenannten Soiree des Crispin Quent, fand etwas statt, das echt war. Ein unerwartetes Geschenk, ein unverkäuflicher Moment, der ihn anrührte, faszinierte und mitriss. So sehr, dass er sich schließlich selbst dabei erwischte, sehr lautstark in den Beifall einzustimmen.

Sier schien weder zugehört zu haben, noch regte sie sich, um zu applaudieren. Reglos dastehend, betastete nur der Blick Tonys Gesicht.

»Eine äußerst bemerkenswerte Leistung, mehr als bühnenreif«, sagte Tony, während der Jüngling sich nun wieder in seine üblich sanfte Zurückhaltung kleidete, als würde er einen schwarzen Samtmantel über die Schultern werfen.

»Er weigert sich zu publizieren«, sagte Sier. »Es gibt von seinen Gedichten nur einige handgeschriebene und von Hand gebundene Hefte, die er seinen Freunden schenkt. Er hat Angst davor, sich in der Öffentlichkeit lächerlich zu machen. Er hält sich für unzeitgemäß.«

»Das ist er sicherlich. Und gerade darum ist er so herausragend gut.«

»Ja, es ist eine Schande, dass manche Genies sich weigern, auf den Marktplatz zu gehen, nur weil einige andere vorher ihre Sauherden über das Pflaster getrieben haben.«

Tony versuchte es mit Humor. »Wieder ein Zitat von Crispin Quent?«, fragte er und bemühte sich um ein 1A-Lächeln.

Der Erfolg war geradeso, als hätte er sich an einer Festungsmauer versucht.

»Nein, das war original von mir. Mag sein, dass Quents Stil abfährt.« Dabei schauten Siers blaue Augen auf Tony, als wäre genau er es gewesen, der seine Säue über den Markt getrieben hatte und als weigere sich nun, das zuzugeben.

»Ich wäre dankbar, wenn sich eine kurze Unterhaltung mit Herrn Quent ermöglichen ließe«, antwortete nun Tony Tanner, der sich an die vor einiger Zeit gestellte Frage Siers erinnerte. Sier antwortete mit einem Kopfnicken. Die Mundwinkel zogen sich für einen kurzen Moment voller Verachtung nach unten, kaum bemerkbar und von Tony Tanner dennoch registriert.

»Gedulden Sie sich noch etwas. Ich werde Sie zu Quent führen«, sagte Sier und drehte Tony den Rücken zu. Der schaute Sier nach und ärgerte sich über das seltsame Verhalten von Quents Begleitung und über seine Unfähigkeit, Sier in eine Geschlechterschublade stecken zu können.

Der Abend, oder vielmehr war es ja nun die Nacht, schien für Tony Tanner vorbeizufiegen. Einige weitere poetische Ergüsse wurden dem Publikum vorgetragen, konnten aber erwartungsgemäß dem Eindruck des zuerst vorgetragenen Gedichts nicht gleichkommen. Es folgte ein Vortrag neu komponierter Lieder im Renaissance-Stil, die zur Mandoline gesungen wurden.

Das Ende dieses Beisammenseins war absehbar. Die ersten Gäste lagen schon halb schlafend in den Ecken der Sofas. Auch bei Tony machte sich Nachtstunde ebenso wie der Champagner in einer langsam herankriechenden Trägheit bemerkbar. Wenn er sich nun in ein Taxi gesetzt hätte, um nach Hause zu fahren, hätte er diesen Abend als sehr gelungen betrachtet. Aber ihm stand nun eine Aufgabe bevor, von der er weder wusste, wie sie eigentlich aussah, noch wie er sie erledigen könnte. Er legte den Kopf auf das Rückenpolster und schaute gegen die Decke. Am besten war es wohl, alle Karten offenzulegen und Quent geradeheraus zu sagen, dass er um seine Verbindung mit Heathercroft

wusste. Vielleicht ergab sich daraus eine Möglichkeit, die er bisher nicht geahnt hatte. Denn im Grunde wusste Tony, dass er in einer Sackgasse gelandet war.

Und als er nun etwas träge den Kopf wieder nach vorne drehte und direkt in den gehässigen Blick von Sier zu laufen schien, wurde ihm die Tatsache seiner Niederlage um so bitterer bewusst. Er besorgte sich noch ein Glas Champagner und kippte es herunter wie billigen Wodka. Aber diese Bitterkeit ließ sich nicht aus seinem Mund vertreiben - und wenn er in ein Honigglas gebissen hätte.

Der allgemeine Aufbruch mit freundlicher Verabschiedung und dem Austausch von Visitenkarten hielt Tony Tanner für eine Weile von weiteren trüben Überlegungen ab. Ohne es wirklich zu bemerken, war er plötzlich der letzte verbleibende Gast. Die Stille in dem großen Raum war fremdartig. Tony registrierte nun wieder die dumpfe, etwas stickige Wärme eines Raumes, in dem sich viele Menschen aufgehalten hatten. Ein Geruch nach Büfett, nach Speisen und Alkohol, vermischte sich mit den verschiedenen Parfümaromen, die wie Reste einer Festdekoration durch die Luft schwankten, zu einer betäubenden Komposition. Tonys Schläfen begannen zu hämmern.

Hinter ihm regte sich etwas. Sier stand aus dem Sessel auf und verschwand durch eine Tür. Nach einer Weile, in der Tony nicht wusste, wie er sich verhalten sollte, erklang das regelmäßige Tappen des Stocks und Crispin Quent kam auf ihn zu.

»Nun mein Freund«, sagte Quent mit seiner hohen Stimme und fasste Tony an der Hand, »nun finden wir endlich Zeit füreinander.«

Tony wollte etwas sagen, wurde aber von der Situation förmlich geknebelt. Langsam wurde ihm klar, was Quent mit ihm vorhatte. Die weiche, parfümierte Frauenhand Quents lag in seiner und zog ihn quer durch den Raum und durch die Tür. Ein

dicker Teppich erstickte jedes Geräusch. Hinter einem Vorhang, der sich bei ihrem Vorbeigehen leicht bewegte, bemerkte Tony die Nachbildung einer griechischen Ephebenstatue.

Quent drückte Tony auf einen Sessel und streichelte ihm die Hand.

»Gleich stehe ich Ihnen zur Verfügung.« Damit verschwand Quent. Tony wartete. Plötzlich fühlte er in seinen Narben auf den Schulterblättern einen stechenden Schmerz. Ohne es richtig zu wollen oder auch nur ansatzweise gedanklich zu verarbeiten, fuhr er wie eine freigegebene Stahlfeder von seinem Platz auf und drehte sich. Etwas sauste an seinem Kopf vorbei, und im nächsten Moment hatte er die Handgelenke Siers gepackt. Ein Gegenstand polterte auf den Boden.

Tonys Griff war knallhart und er merkte, wie sich Siers Augen vor Schmerz mit Tränen füllten. Tony ließ erschrocken los und trat einige Schritte zurück.

»Verzeihung«, stammelte er, »ich wollte Ihnen nicht wehtun ... ein Reflex.«

Sier rieb sich die Handgelenke.

»Kein Problem. Schließlich wollte ich Ihnen ja gerade Ihren Schädel einschlagen.«

Tony Tanner konnte nichts tun, als Sier völlig entgeistert anzustarren. Der stechende Schmerz in seinen Schulterblättern schwand, dafür wallte in seinem Kopf ein dumpfer Brodem, durch den sich kein Verstehen hindurchzwängen konnte.

»Aber warum ... was soll das ...?«, stammelte Tony hilflos. Sein Blick fiel auf den Boden, wo er einen Gegenstand sah. Mit einiger Mühe - nicht weil er ihn schlecht sehen konnte, sondern weil sich sein Geist schlicht weigerte, die Tatsachen zu akzeptieren - erkannte er diesen Gegenstand als ein Schwert. Als ein Schwert vom Claymore-Typ vielmehr.

Crispin Quent kam zurück. Bevor Tony zu ihm blickte, sah er noch, wie Sier mit einem schnellen und überraschend kräftigen Tritt das Schwert unter einem Sofa verschwinden ließ.

Mühsam schob sich Quent einen Stuhl heran und drückte Tony zurück auf den anderen. Seine parfümierte Hand blieb auf Tonys Schulter, während die andere nach Tonys Hand griff.

»So«, sagte Quent lang gezogen und mit einem schwer überhörbaren Unterton von Erwartung.

»Nun haben wir endlich Zeit füreinander.«

Die bemalten Lippen lächelten Tony aufmunternd an, und der war sich sicher, dass von ihm irgendeine Bemerkung erwartet wurde. Ihm fiel aber keine ein und diejenige, die er gerne gesagt hätte: *Ich will hier raus und Lassen Sie Ihre verdammten Flossen von mir* erschienen nicht angebracht.

»Nun«, sagte Quent, »warum so schüchtern? Oder ist das für Sie das erste Mal?«

Das Quieken, das ihm aus der Kehle schlüpfen wollte, konnte Tony mit zusammengebissenen Zähnen noch einmal an der Flucht hindern. Aber er spürte, dass ihm die Augen fast aus den Höhlen fielen. Glaubte diese parfümierte Schwuchtel vielleicht, er würde jetzt ... würde jetzt mit ihr?

Die Vorstellung schüttelte Tony durch, eine Bewegung, die Quent registrierte. Er lehnte sich ein wenig zurück, ohne jedoch dabei Tonys Schulter oder Arm freizugeben und schaute Tony aufmerksam an. Die forschenden Augen wirkten wie Fremdkörper in dem gepuderten Gesicht, wie etwas Echtes und Wertvolles auf einer billigen Papierunterlage. Tony errötete und wandte sich ab. Sier saß mit übergeschlagenen Beinen auf einem Tischchen und rieb sich immer noch die Handgelenke, auf denen dunkelrote Flecken zu sehen waren.

»Verzeihen Sie die Neugier«, fuhr Quent sanft fort, »aber ich glaube, da es mich angeht, darf ich neugierig sein. Wie wollen Sie es denn machen? Auf eine Art, die eindringt? Oder auf die,

sagen wir, umschlingende Art?«

Derjenige, der so laut nach Luft schnappte, musste Tony selbst sein, glaubte Tony. Er hatte nur noch den Wunsch wegzulaufen, aber die Hand auf seiner Schulter übte einen Druck aus, der nicht körperlich war, ihn aber dennoch lähmte. Hilfe suchend blickte Tony zu Sier und sah in blaue Augen, die ihn nun seinerseits ein wenig fragend und verständnislos anschauten.

Es half jetzt nur noch eins. Er musste alle Karten auf den Tisch legen und irgendwie zur Tür kommen.

Tony räusperte sich.

»Ich fürchte, ich muss Ihnen ein Geständnis machen.«

»Nun«, mischte sich unvermutet die helle und doch raue Stimme von Sier ein, »wir wissen, was Sie sagen wollen. Also sparen Sie sich die Mühe. Bringen wir es hinter uns.«

Quent schüttelte missbilligend den Kopf und daher ließ sich Tony von Sier nicht beirren.

»Ich bin mit einer gestohlenen Einladung hier erschienen«, führte Tony schnell sein Geständnis zu Ende.

»Das wissen wir«, schnappte Sier, was Quent wieder mit einem Kopfschütteln kommentierte.

Schlagartig wurde Tony einiges deutlich. Natürlich wussten sie es.

»Also hat Heathercroft Sie schon darüber informiert, dass ich auf seinen Trick mit der geklauten Karte reingefallen bin? Ich hoffe, Sie hatten was zu lachen. Ich würde nämlich gerne darüber lachen, so blöde wie ich war«, sagte Tony. Er fühlte sich erleichtert. Er würde diesen nicht unbedeutenden Sieg Heathercrofts konzidieren müssen. Und damit seine unehrenhafte Entlassung aus den Diensten Ihrer Majestät. Sie hatten ihn hereingelegt, und er, Tony Tanner, war wie ein Trottel in jede Falle getappt, die sie ihm aufgebaut hatten. Er hatte Heathercroft unterschätzt. Er hatte nicht auf seinen Vater gehört. John Tanner hatte es ihm so oft gesagt: *Glaube nie, dass andere blöd sind!*. Tony Tan-

ner hatte Heathercroft für von Grund auf blöde gehalten. Es war ein Fehler gewesen. Aber - so folgte er weiter, und seine Gedanken flossen leicht und ungehindert - er hatte wohl eine andere Bestimmung, als die Auftritte der Royals im Rest der Welt vorzubereiten. Auf Wiedersehen British Travel Agency - und Guten Tag in Collesalvetti und in den Diensten der Fraternidad! So sinnierte er und fand sich damit ab, dass er die profanen Dinge abschütteln musste wie lästige Schuppen. Erst als ihm das verständnislose Schweigen der beiden anderen auffiel, blickte er wieder auf.

»Wer ist Heathercroft?«, fragte Quent.

Das erschien Tony Tanner nun entschieden zu viel der Schauspielerei. Aber er beherrschte seinen aufsteigenden Ärger und beschloss, auch die nächste Runde mit Gelassenheit zu beginnen.

»Heathercroft ist derjenige, dem ich die Karte geklaut habe. Oder genauer, nicht ich habe die Einladungskarte gestohlen, sondern eine Freundin, die sie mir weitergegeben hat.«

Das Geständnis hatte unerwartete Auswirkungen. Quent nahm seine Hand von Tonys Schulter, ließ sie für einen Moment kreisen wie einen aufgeschreckten Vogelschwarm, um sie dann auf seiner anderen Hand und damit auf der darunterliegenden Hand von Tony Tanner, landen zu lassen.

»Dann sind Sie also gar nicht der, den ich erwartet hatte?«, fragte Quent leise. Auch Sier beugte sich nun gespannt zu Tony vor und zog ein ehrlich erleichtertes Gesicht.

»Nein, ich fürchte, ich bin nicht der Gast, den Sie erwartet hatten«, bestätigte Tony zögernd.

»Dann wollen Sie mich also - nicht - ermorden?«

Im Raum herrschte Schweigen, ein verblüfftes Schweigen, das sich endlos hinzuziehen schien.

Dann hatte sich Tony Tanner wieder in der Gewalt. Von wegen Heathercroft. Und Vater John Tanner hatte wohl auch nicht immer recht!

»Ich fürchte Ihnen gestehen zu müssen, dass Ihre Ermordung meinen eigentlichen Intentionen völlig entgegengesetzt wäre«, meinte Tony mit neu erstarkendem Selbstbewusstsein.

»Und welche Intentionen wären dies?«, mischte sich Sier wieder ein.

»Ich hatte eher gehofft, hier unter Umständen Hilfe - oder Antworten - in einem sehr ... prekären Fall von persönlichem Interesse zu erlangen.«

Quent nickte verständnisvoll. Er wirkte zugleich erleichtert und verwirrt. Seine Hände drückten noch einmal Tonys Hand und ließen sie dann frei.

»Ich verstehe nicht«, murmelte Quent.

»Ich hatte gesagt, dass die Karten lügen«, antwortete ihm Sier.

»Die Karten lügen nie«, antwortete Quent, nun etwas lauter, sodass Tony ahnen konnte, dass dieses Thema ihm am Herzen lag.

»Sie mögen vielleicht nicht lügen. Aber sie können täuschen.«

»Nein, ich habe mich getäuscht«, antwortete Quent Stimme, durch die Aufregung noch etwas höher als sonst, auf Siers Bemerkung.

Tony erhob sich. »Es tut mir leid, wenn ich Ihnen Unannehmlichkeiten bereitet habe, das lag nicht in meiner Absicht. Ich danke für diesen Abend und verabschiede mich.«

Bevor er auch nur halb von seinem Platz aufstehen konnte, drückte ihn von der einen Seite Quents Hand und auf der anderen Schulter die Hand von Sier zurück. Siers hellrotes Haar kitzelte an Tonys Wange, der volle rote Mund war ganz nah, als Sier ihm ins Ohr raunte: »Sie können jetzt nicht einfach gehen. Sie sind ein Teil des Spiels und müssen mitspielen, sonst werden wir alle Schaden nehmen.«

Der Druck von Siers Hand war erstaunlich stark, zugleich war die Hand, die nun wie zufällig über Tonys Wange strich, angenehm weich und sorgte für eine verwirrende Beschleunigung

von Tonys Pulsschlag.

Sier trat zum Sofa und zog mit dem Fuß das Schwert hervor. So schnell, dass Tonys Augen den Bewegungen gar nicht folgen konnten, hatte Sier das Schwert mit Tritten und Griffen vom Boden in die Hand und auf die Schulter bekommen. Diese Geschicklichkeit unerreicht - nicht einmal bei dem unglücklichen Meister Ki hatte Tony solche Fertigkeit gesehen. Kühn stand Sier da, das rote Haar umspielte sein stolzes Gesicht - und Tony hatte für einen Moment die Vision, Sier sei eine Figur aus einem Manga, und die Kamera müsse nun in die Froschperspektive fahren, um Sier von unten zu zeigen, heldenhaft, mit trotzigem Riesenaugen, die mutig und sehnsüchtig zugleich in die Ferne gerichtet waren. Tony erkannte nun, wie viel Glück er gehabt hatte, dem Schwertstreich von Sier zu entgehen. Glück ... oder vielleicht war es etwas anderes, etwas, das nichts mit blindem Zufall und bloßer Statistik zu tun hatte, etwas, das ihm selbst zu eigen war. Tony straffte sich.

»Um dieser für mich etwas undurchschaubaren Situation Klarheit zu verleihen, schlage ich vor, ich werde Ihnen erzählen, wie und warum ich hier hingekommen bin.«

Sier hängte das Schwert an eine Wandhalterung. Dann ließ sich Sier in einen freien Sessel fallen und legte die Beine über die Lehne.

»Wir sind ganz Ohr.«

»Ja, erzählen Sie«, rief auch Quent, »ich brauche Klarheit.«

Tonys Erklärung dauerte nicht lange.

»Es war die dreizehnte Karte«, sagte Sier.

»Wie bitte?«, jetzt verstand Tony Tanner nichts mehr. »Sie meinen die dreizehnte Karte beim Kartenlegen?«

»Nein, die dreizehnte Einladungskarte.« Das kam nun von Quent. »Die dreizehnte Einladungskarte, die gar nicht hätte gedruckt werden dürfen. Ich vergebe einmal in zwei Monaten zwölf Einladungskarten zu meinen Treffen, die ich Soiree zu

nennen pflege. Die meisten Gäste kommen regelmäßig und sind mir seit Langem lieb und vertraut. Die zwölf Einladungen sollen den Kreis ein wenig erweitern und frischen Wind hineinbringen. Beim letzten Mal also wurde aus Versehen eine dreizehnte Karte gedruckt.«

»Und woher wissen Sie, dass ich die dreizehnte Karte habe? Ich meine, es könnte ja auch die neunte oder dritte sein?«, fragte Tony Tanner und wusste nicht, ob er selbst diese Frage blöde oder angebracht finden sollte.

Siers Finger winkten, und diese Geste, als ob sie sich schon seit vielen Jahren vertraut wären, wurde von Tony sofort verstanden. Er übergab seine Einladungskarte. Sier prüfte sie eine Weile eingehend.

»Es ist die dreizehnte Karte«, sagte Sier schließlich. »Sehen Sie auf die Vignette, achten Sie auf den Schwanz des linken Drachen. Er ist nicht mehr sauber gedruckt, weil die handgefertigte Platte verbraucht war. Sie ist für zwölf Drucke gemacht, dann ist sie unbrauchbar.«

»Nicht ganz - offensichtlich«, warf Tony ein.

»Bisher schon.« Sier schnippte die Einladungskarte auf den Tisch.

»Wir haben es ausprobiert. Der dreizehnte Druck ist völlig unbrauchbar«, versicherte Quent.

»Dann ist in diesem Fall alles anders gelaufen.«

»Sie haben recht, Herr Tanner«, bestätigte Quent. Er legte seine Zeigefinger auf den Mund und überlegte. »Die Dinge haben sich erstaunlich andersartig entwickelt. Ich verstehe nicht warum. Es muss Einflüsse geben, die mir bisher noch unbekannt sind.«

»Oder die Mister Crispin Quent bisher geflissentlich ignoriert hat«, kam es von Sier. Das klang nun derart besserwisserisch, dass Tony sicher war, in Sier eine Frau sehen zu müssen. Oder zu dürfen.

»Er hat die Karten gelegt und seinen eigenen Tod gesehen«, ergänzte Sier. Vorgebeugt deutete Siers Hand mitten auf Tonys

Brust. »Seinen eigenen Tod, der ihm von dem Gast mit der dreizehnten Einladung gebracht wird.«

»Von mir also«, bestätigte sich Tony Tanner, was er schon wusste. Aber wenn es so war, dann musste ja Heathercroft der erwartete Meuchler sein. Heathercroft ein Mörder? Ein arroganter Idiot, ein blasierter Schürzenjäger, ein in der Wolle gefärbtes Ekelpaket - das ja. Aber ein Mörder?

Und er selbst, Tony Tanner? Wirkte er als Meuchelmörder derart überzeugend, dass man ihm den Schädel spalten wollte, um ihn an seiner Profession zu hindern?

Sier schien den Gedanken zu lesen.

»Meine Erfahrung mit Killern ist beschränkt. Sie interessieren mich nicht. Weder im Kino noch in der Lektüre noch in der Wirklichkeit. Und was Sie angeht - ja, Sie könnten so einer sein.«

»Warum?«

»Weil Sie immer noch einen Schritt weitergehen«, sagte Quent.

»Warum haben Sie mich nicht der Polizei übergeben? Oder sich einige Ihrer Freunde geholt, die sicherlich in der Lage gewesen wären, mich auszuschalten?«, wollte Tony wissen.

»Weil die Dinge manchmal so kommen müssen wie sie kommen. Jeder Versuch, sie zu ändern, führt zu anderen Problemen«, erklärte Quent.

»Auch wenn es um den eigenen Tod geht?«

»Auch dann. Oder besser, gerade dann. Ich wäre ein bedauernter Wicht, Herr Tanner, wenn ich nach einem langen Leben immer noch Angst vor dem Tod hätte. Nein, der Tod ist nur eine Pforte und ich glaube, mir genügend Wissen und sogar Weisheit zugestehen zu dürfen, um diese Pforte ohne Klagen zu durchschreiten. Allerdings ...«

Quents Augenbrauen fuhren in die Höhe, und seine Hand patschte auf Tonys Schenkel.

»Nun, da es sich herausstellt, dass seltsame Kräfte den Fluss der Geschehnisse verändert haben, macht mich das natürlich

auch neugierig. Außerdem habe ich Lust, auf meine Wiedergeburt ein Glas zu trinken. Sie leisten mir Gesellschaft, Herr Tanner?«

Warum nicht? Tony nickte. Kurioser konnte alles eigentlich nicht mehr werden, nicht einmal im Drogenrausch.

Quent machte sich wieder umständlich auf den Weg. Tony blickte ihm nach und hörte an seiner Seite ein plötzliches Rauschen. Sier, schnell wie ein Falke im Herabstoßen, hatte sich neben ihn gekniet.

»Wer sind Sie?«, fragte Sier.

Tony druckste herum und wollte mit seiner Beschäftigung in der Agentur anfangen, wurde sich aber plötzlich klar, dass nicht danach gefragt worden war. Er spürte Siers Nasenspitze an seiner Wange und den warmen Atem, als Siers in sein Ohr flüsterte. Diese Nähe kam für Tony völlig unerwartet und machte ihn beinahe hilflos.

Sier machte eine Pause. Tony Tanner hatte das Gefühl, als nötige er Sier jetzt Respekt ab, wo vorher Verachtung war, als sei er aufgerückt in Siers Ansehen, als sei das Misstrauen verschwunden und eine neue Vertrautheit bahne sich an. Das schien ihm unvorstellbar, und in ihm keimte das Bedürfnis, einen Satz zu sagen wie *Ich - ich bin nicht schwul!*. Er sagte diesen Satz nicht. Dafür fuhr Sier jetzt in seiner Rede fort.

»Seit meinem dritten Lebensjahr gehe ich mit Schwertern um. Ich zerteile eine Mücke im Flug. Die Chance, dass jemand mir entgeht, wenn ich mich von hinten an ihn anschleiche, um ihm dem Schädel bis zur Kehle zu spalten, ist Eins zu hunderttrilliarden. Mit anderen Worten, es ist unmöglich. Nicht, dass ich in meiner Eitelkeit gekränkt wäre. Ich bin froh, dass sich alles auf diese Weise geklärt hat. Für jemanden, der nicht einmal Milch und Eier zu sich nimmt, ist das Vergießen von Menschenblut eine lästige Verpflichtung. Also - warum sind Sie mir entgangen?«

Die Art, wie Sier mit fragenden Augen neben ihm hockte, hatte etwas Bedrohliches, etwas Bedrängendes und zugleich etwas Lockendes, eine Mischung aus Würgeschlange und Verführung, und zugleich war sie Ausdruck von kindlicher Empörung und Neugier.

Tony erkannte, dass Sier ihn prüfen wollte. Er rückte keinen Millimeter zur Seite, während die helle Stimme in sein Ohr flüsterte. Er hätte es nicht gekonnt, denn er wusste mit Bestimmtheit, dass seine Narben jede Bewegung mit stechenden Schmerzen quittiert hätte.

Sier glitt zur Seite, die letzte Berührung an Tonys Ohrläppchen mochte zufällig sein oder ein ironisch hingehauchter, wütender Kuss. Tony wartete, bis Sier sich wieder in den Sessel geflegt hatte.

»Die Dinge ändern sich«, antwortete Tony der eben gestellten Frage. «Also können auch Schwerter danebenschlagen.»

»Die Dinge ändern sich, weil sich die Verhältnisse zwischen den Dingen ändern. Und diese Verhältnisse werden von Menschen gemacht.«

»Ich bin mir keiner Schuld bewusst«, verkündete Tony.

»Dann wird es aber Zeit.« Sier stieß sich mit einem kräftigen Sprung in die Höhe und half Quent, der, einen Sektkühler im Arm, in den Raum geschritten kam.

»Wir sollten in einen anderen Raum gehen«, erklärte Sier und warf einen Blick auf das Schwert an der Wand. «Dieser Vorraum ist zu unpersönlich.»

»Richtig, richtig«, bestätigte Crispin Quent. «Ich scheine etwas durcheinander zu sein, dass mir das nicht selbst eingefallen ist. Kommen Sie, Herr Tanner. Wenn Sie vielleicht den Sektkühler nehmen würden?«

Sier ließ den schweren Behälter aus reinem Silber in Tonys Arm fallen und winkte ihm zu folgen. Die Räume, die Tony nun durchschritt, vermittelten ihm den Eindruck, sich in einer Mine

zu befinden, deren Gänge immer tiefer in einen Berg aus wertvollen Stoffen führten. Teppiche bedeckten den Boden und bedeckten zugleich andere Teppiche, Gobelins hingen von den Wänden, herabhängende Stoffbahnen unterteilten die Räume und begleiteten mit ihrem leisen Rauschen den Weg der Vorübergehenden. Türen wurden durch reichhaltige Verbrämungen mit wertvollen Stoffen zu geheimnisvollen Pforten erhoben, Statuen und Kunstgegenstände wurden von Stoffbahnen umrahmt. Tony erkannte golddurchwirkte Seidengewebe, glänzenden Damast und dann wieder, als reizvollen Kontrast, grobe ungefärbte Leinenbahnen, die eine Bühne für die Nachbildung eines hellenistischen Schwertkämpfers schufen. Selten hatte Tony die Empfindung gehabt, so sehr innen zu sein, in einer eigenen Welt, die Weltalter von der Umgebung des modernen London entfernt war.

Immer wenn Tony glaubte, das Prinzip der Einrichtung erkannt zu haben, stach ihm eine Einzelheit ins Auge, die diesem Prinzip widersprach. Es schien keine Gemeinsamkeit der Gegenstände zu geben und dennoch wirkte alles wie aus einem Guss, als würde durch das Wegnehmen der kleinsten Kleinigkeit der gesamte Aufbau der zerbrechlichen Schönheit ins Wanken geraten. Tony sah afrikanische Masken neben Buddhastatuen, die auf zierlichen Rokokotischen standen, süßliche Aktbilder neben Zweihänder-Schwertern, deren Aussehen schon die Brutalität ihres Wesenszweckes dokumentierte, antike Amphoren mit pockenartigem Muschelbewuchs neben den glatten Heiligengesichtern auf russischen Ikonen. Es gab keine Kunstepoche, keine Kultur und keinen Kontinent, der in diesen Räumen nicht vertreten gewesen wäre.

In den Räumen herrschte eine gewaltige Stille, als würde sie hier komprimiert aufbewahrt. Es gab nur den Hauch leise wogender Stoffe und das Klappern der Sektflasche - ein Jahrgang, der einige Tausend Pfund wert war, wie Tony Tanner feststellte -

in dem schweren Sektkübel.

Crispin Quent bemerkte Tonys Blicke und deutete mit großer Geste auf den Raum.

»Gefällt es Ihnen?« Die Frage war angesichts der überbordenden Dekoration geradezu banal.

»Es hat etwas von ...«, Tony suchte nach den richtigen Worten, »... etwas von einem riesigen Mutterleib, in den man sich zurückzieht. Ich glaube, dass sich manche Menschen hier eingeschlossen füllen würden.«

Quent grunzte und schwieg. Tony fragte sich, ob er den Besitzer dieser Räume, der wohl auch der Einrichter gewesen war, jetzt verärgert hatte. Aber Quent schien über Tonys Meinung nachgedacht zu haben.

»Sehr gut beobachtet«, lobte er nun. »Sie haben meine Intentionen genau erfasst. Ich will mich wie ein selbstbestimmter Fötus in diese mütterliche Höhle zurückziehen, um von der Welt unbelästigt zu werden. Früher hätte es mich in solchen Räumen zum Wahnsinn getrieben. Heute liebe ich es. Es wärmt, es schützt, es bewahrt.«

Nach einer kleinen Pause, in der nur sein Atem zu hören war, fuhr Quent fort. »Eine Wohnung sollte das Wesen des Bewohners zum Ausdruck bringen. Wenn ich eine Behausung einrichtete - inzwischen mache ich das nicht mehr - musste ich zuerst den künftigen Bewohner kennenlernen. Ich habe mit ihm eine Weile gewohnt, wir unterhielten uns. Ich studierte ihn regelrecht, und schließlich sagte mir jeder, dass ich ihm Räume eingerichtet hätte für einen Teil seines Wesens, das er selbst noch nicht entdeckt hatte. Verstehen Sie? Man muss in seine Wohnung hineinwachsen können, sonst erstickt man wie eine Schnecke, deren Haus nicht mitwächst. Aber ich brauche nicht mehr zu wachsen. Ich schwinde und will das in Ruhe und Würde vollbringen.«

Tony deutete auf eine afrikanische Statue, die neben einer ba-

rocken Märtyrerfigur stand.

»Die Zusammenstellung ist ...«

»Jeder Banause kann mithilfe eines Auktionskataloges eine Wohnung mit Gegenständen derselben Epoche einrichten. Das ist öde. Worauf es ankommt, ist die geistige Spannung - und die entsteht nur durch Dinge, die zusammenhängen, obwohl sie durch Meere und Zeiten getrennt sind. Heute gibt es keine Kunst mehr, die bloß einem Volk oder einem Kulturkreis gehört. Wenn die Welt zusammenwächst, unter Schmerzen, aber immerhin, dann sind alle diese Dinge Hinweise auf diese Richtung des Wachstums. Und wir alle haben tief in unserer Seele denselben Wurzelgrund, dort sind wir mit den Menschen früherer Zeiten und fremder Kulturen so sehr verbunden, als würden wir mit ihnen eine einzige Haut teilen. Wissen Sie, wenn der Raum nichts mehr bedeutet, weil man ihn so leicht überwinden kann, dann verliert auch die Zeit ihre Bedeutung. Das alles sind keine Einbahnstraßen mehr. Keine Abfolge von einst, heute, zukünftig. Es ist alles ein Netzwerk, ein Gespinnst aus Raum und Zeit und ich bin sicher, dass man auch die Zeit überwinden muss wie den Raum.«

Tony dachte unwillkürlich an die seltsam kostümierten Personen bei der eben erst beendeten Soiree. Sie schienen ein Beispiel für den leichtfüßigen Sprung über Zeitschranken zu sein.

Noch während ihm diese Gedanken durch den Kopf gingen, sah er auf einem zierlichen Schreibtisch einige Blätter, die mit einer schönen, altertümlichen Schrift beschrieben waren. Ohne zu wissen, woher er diese Erkenntnis hatte, war sich Tony sicher, dass diese die Schrift von Charles Parker Edward war - dem Thronprätendenten, der im Jahre 1756 lebte. Ungefähr in dem Jahr, in dem sich einige der heutigen Gäste auch befanden. Oder es zumindest durch ihre Kleidung nahelegten. Tony dachte an seinen Gesprächspartner im Rokokokostüm, an die stille Verachtung der heutigen Zeit, die aus den Worten dieses gebildeten

und klugen Mannes gesprochen hatte. Für einen Moment empfand Tony einen Schwindel, als würde er in einen Abgrund schauen. Alle diese Männer, die er an diesem Abend kennengelernt hatte, waren hochgebildet, teilten gemeinsam die Verachtung der modernen Zeit, besaßen den Rückhalt alter Familien und saßen in beruflichen Stellungen, die man zwar nicht als Schlüsselpositionen bezeichnen konnte, die aber wichtig waren. Bevor er weiter darüber nachdenken konnte, wischte Tony den Gedanken zur Seite. Nein, er beschloss, dies alles als eine amüsante Maskerade einzustufen. Aber wie kam es, dass Crispin Quent mit dem Thronprätendenten korrespondierte ...?

Quent schwenkte zur Seite und drückte eine kleine Tür auf.

»Es wird Ihnen sicherlich schon aufgefallen sein, dass ich meinen globalen Universalismus in einem Bereich einschränke. Der Anblick unbekleideter Frauenkörper verursacht mir Übelkeit, egal ob gemalt, in Marmor oder aus Fleisch. Ich mag die Anwesenheit von Frauen sowieso nicht. Ausnahmen bestätigen die Regel.«

Das Geständnis kam so unerwartet und sogleich so trocken, dass Tony seine Mimik wohl nicht ganz beherrschen konnte. Quent lächelte und nötigte Tony mit einer Handbewegung, den Sektkühler abzustellen und sich zu setzen.

»Wissen Sie, Herr Tanner, ich bin mit sechs Schwestern aufgewachsen, in einem Haus, in dem es außer mir keinen Mann gab. Können Sie sich vorstellen, was ich bei Vollmond durchgemacht habe?«

Nein, da hatte Tony Tanner allerdings keine Vorstellung. Er dachte an so etwas wie Reigentanz im Mondenschein, bei dem der kleine Bruder mitmachen musste. Aber da lag Tony falsch.

»Sechs keifende, stutenbissige ältere Schwestern, die allesamt zur gleichen Zeit ihre Periode bekommen ... jeder Grabenkampf muss friedvoller gewesen sein. Und dieser Geruch ...« Quents Fistelstimme bekam einen gequälten Unterton, als hätte er einen

Kloß in der Kehle. »Dieser Geruch ... überdeckt von Schwaden von billigem Jungmädchenparfüm und darunter dieser Raubtiergeruch des sich langsam zur Paarung vorbereitenden Weibchens. Es war die Hölle. Ich gestehe, das Altern fällt leichter, wenn man sich nicht an Paradiese der Jugend erinnert, weil es keine Paradiese gab.«

Sier hatte sich in der Zwischenzeit um die Flasche gekümmert, sie geöffnet und den fast likörartigen Sekt in die Gläser rinnen lassen. Bei all den unvermuteten Geständnissen Quents, hatte Sier nicht mit der Wimper gezuckt. Weil sie die Ausnahme war, die die Regel bestätigt? Oder weil er sich absolut nicht angesprochen fühlen musste?

Sie prosteten sich zu und tranken schweigend. Dann beugte sich Quent vor und begann Tony über Sinn und Zweck seines Besuches auszufragen. Das meiste war schon gesagt worden, aber Quent schien das nicht registriert zu haben.

Schließlich erwähnte Tony etwas verschüchtert, dass ihm Crispin Quent auch als Esoteriker präsentiert worden war und ihm daher vielleicht bei der Suche nach einer gewissen Person helfen könnte.

Quent kicherte geschmeichelt, während Siers ernstes Gesicht noch eine Spur härter zu werden schien.

»Es ist schon seltsam, Herr Tanner«, sagte Quent, »aber ich stehe tief in Ihrer Schuld. Sie haben mir das Leben gerettet. Obwohl ich den Tod nicht fürchte und mir jeden Tag sage, dass ich mehr als eine anständige Ration von Zufriedenheit und sogar Glück bekommen habe, hänge ich doch am Leben, so kurz es auch sein mag. Nein, wehren Sie nicht ab! Mag sein, dass Sie mir nicht bewusst geholfen haben. Aber in gewisser Weise sind wir auch für die Dinge verantwortlich, die wir unbewusst und unbeabsichtigt tun. In gewisser Weise gibt es nämlich gar kein Unbewusstes, sondern nur Zimmer, die wir noch nicht betreten haben. Also werde ich Ihnen helfen. Aber bevor ich das tue, muss ich noch

ein wenig mehr über Sie wissen. Geben Sie mir Ihre Hand.«

Zögernd folgte Tony der Aufforderung und legte seine Hand in Quents weiche Finger. Der fasste nicht etwa zu, ließ Tonys Hand nur in der seinen ruhen und schloss die Augen.

In der Stille waren nur noch die schniefenden Atemzüge Quents vernehmbar. Sier hatte das Glas abgestellt und schaute gespannt zu, das Gesicht in die Handflächen gestützt.

»Wissen Sie«, meldete sich Quents Fistelstimme plötzlich wieder, »ich habe die Angewohnheit, mir das Wesen meiner Besucher in einem Bild vor Augen zu führen. Wissen Sie, was ich bei Ihnen sehe ...?«

Tony schwieg. Seine Nackenhaare sträubten sich ein wenig, aber das mochte auch an Siers lauerndem Blick liegen.

»Ich sehe einen Krug ... ja ... es ist ein Krug«, redete Quent langsam und überlegend weiter, als müsste er seinen Text aus einer verwischten Buchseite ablesen.

Seine dunklen Augen waren aufgerissen und gaben dem Gesicht einen Anschein von festgefrorener Panik, ein harter Glanz ließ sie wie poliertes Glas erscheinen. Quents Blick war nach innen gerichtet, seine Finger begannen, Tonys Hand nervös, in plötzlichem Zucken, zu kneten. Wenn er sprach, gewann seine Stimme einen tieferen Tonfall, der keinen Zusammenhang mit dem üblichen Fistelklang hatte.

»Es ist ein alter verzierter Krug ... mmhh, schön verziert ... ich würde sagen, mykenische Verzierungen ... ja, Mykene, die Stadt des Menelaos.«

»Was habe ich mit dem alten Mykene am Hut?«, fuhr Tony auf. Die wütende Reaktion war schon abgeklungen, als sie Tony erst richtig bewusst wurde. Warum regte er sich bei diesem läppischen Spiel nur so sehr auf? Er bemühte sich zu entspannen. Die Narben an seinen Schulterblättern brannten ein wenig.

»Woher soll ich das wissen?«, antwortete Crispin Quent auf die

Frage mit einer Gegenfrage. »Es ist Ihre Aufgabe, Herr Tanner, das herauszufinden. Es ist jedenfalls ein wunderschöner Krug, viele kundige Hände haben ihn geschaffen und verziert. Ich glaube, er ist aus Gold, ja, bestimmt ist er aus Gold, Beutegold, zusammengeraubt auf vielen blutigen Kriegszügen - viele starben um seinetwillen. Er hat einen Schnabel zum Ausgießen ...«

Mit einem Mal fühlte sich Tony, ebenso wie bei seinem Gespräch mit Mister Moon, auf eine Anklagebank versetzt. Alles in ihm wehrte sich gegen die Situation und doch gab es in einer Ecke seiner Psyche noch einen Rest an Neugier.

»Was ist in dem Krug?«, fragte Tony rau.

Quent schwieg. Sein breites, weiß gepudertes Gesicht lehnte sich auf das faltige Kinn, der Kopf lag wie im Schlaf auf der Brust. Die Haut des alten Mannes schien aus einer Substanz zu bestehen, die mit dem menschlichen Körper nicht mehr gemein hatte. So wie Quent nun Tony gegenüber saß, erinnerte er an eine Götzenstatue, die von fanatischen Anbetern mit wertvoller Kleidung behängt worden war.

Quents Augen glitzerten, sein Mund zuckte krampfhaft, öffnete sich und ließ die Zunge sehen, nur um sich wieder zu schließen. Quent stöhnte, stammelte, kämpfte mit seiner Zunge, die nicht gehorchen wollte, als wäre er trunken.

Neben Tony klang ein Kratzen. Sier hatte die Hände auf den Tisch gelegt und beobachtete mit geradezu wütendem Gesichtsausdruck Quents Bemühungen. Die Finger zu Krallen geformt, kratzten Siers lange Fingernägel über den Tisch.

»Ich weiß es nicht«, stöhnte Quent schließlich. »Ich weiß nicht, was darin enthalten ist. Aber der Krug ist nur halb voll.«

»Schütteln Sie den Krug und lauschen Sie!«, hörte sich Tony selbst befehlen. Quent zuckte, von Siers Seite kam ein leises Knurren, und wieder kratzten die Fingernägel über die Tischplatte.

»Es ist zugleich heiß und kalt«, murmelte Quent leise. Tony

musste sich vorbeugen, um die Worte zu verstehen. Er hing an den Lippen Quents, als würde hier ein Urteil über ihn gesprochen. Wenn es eben noch so etwas wie ein halbes Spiel gewesen war, gewannen die Aussagen Quents nun Wichtigkeit, und Tony hätte sie ihm am liebsten von den bemalten Lippen gezerrt.

»Weiß und Schwarz ... und Zorn, nein, mehr als Zorn, Wut ist darin enthalten.«

»Wut?«, wiederholte Tony fragend. Was sollte das eigentlich? Ärger sprang in ihm hoch. Er wollte seine Hand fortziehen, aber Quent hielt sie fest umklammert.

»Ja ... Wut«, setzte er neu an. »Wut über die Dinge, wie sie sind. Über die Welt, das Leben, über sich selbst ...«

»Gießen Sie das Zeug aus, los doch!«, befahl Tony.

Quent starrte, seine Augen schienen wie durch einen inneren Druck aus den Höhlen gedrängt zu werden.

»Ich kann nicht«, flüsterte Quent und nun hatte seine Stimme wieder die bekannte hohe, weibische Tonlage.

»Warum nicht?«

»Er ist verschlossen ...«

»Womit?«

»Ein Pfropfen ... es ist Erde und Blut, fest wie Stahl ...«

Erde und Blut ... jetzt erst bemerkte Tony, dass seine Hand wieder frei war und sein Arm lose von seiner Schulter hing, als gehöre er gar nicht mehr zu ihm.

Quent lächelte ihn an.

»Es ist immer wieder ein Abenteuer«, sagte er. »Sehr erschreckend für einen alten Mann - die Meere sind erobert, die Kontinente sind erforscht, aber der Blick in das Innere, immer noch ein Abenteuer.«

Mit hörbarem Genuss schlürfte Crispin Quent seinen Sekt. »Unzufrieden?«, fragte er dann über das Glas hinweg.

»Etwas indigniert über mich selbst«, antwortete Tony.

»Sehen Sie, mal abgesehen davon, dass wir hier über ein Bild reden, nur über ein Bild - denken Sie an Narziss. Ein hübsches

Kerlchen, aber ein Trottel. Vielleicht ist es ganz erfrischend, wenn man sich nicht in das eigene gespiegelte Abbild verliebt. Sonst bleibt man vor dem Spiegel sitzen und sieht nur noch sich selbst - idiot wie die alten Griechen sagten - und will keine Änderung. Meine persönliche Interpretation des Begriffs Idiot. Aber wir sollten nun an die Arbeit gehen.«

Aus einer Ecke holte Quent eine große Stadtkarte und legte sie auf den Tisch. Die Ecken rollten sich auf und mussten mit Gläsern beschwert werden. Quent drehte die Karte um neunzig Grad und arrangierte dann wieder Gläser, trat einen Schritt zurück, betrachtete das Ganze schwer atmend und mit schräg gelegtem Kopf und schob dann hier und dort ein Glas eine Winzigkeit zur Seite.

Als er sich schwer auf den Tisch stützte und die Karte betrachtete, meldete sich Sier.

»Ich mache es.«

»Warum?« Quents Erstaunen war offensichtlich.

»Ist doch egal, ich mache es.«

»Egal gibt es nicht«, gab Quent zurück und seine Stimme bekam einen schrillen Unterton. Sier zog den Kopf in den Nacken.

»Es gibt eine offene Rechnung«, antwortete Sier dann zögernd.

»Wenn das so ist.« Quent trat zurück und überließ Sier mit einer Handbewegung den Tisch.

Sier holte aus der Jackentasche eine Kette und hielt sie hoch. Klirrend fiel ein kleiner goldener Gegenstand herab und tanzte an der Kette. Erst als das Pendeln langsamer geworden war, erkannte Tony, um welchen Gegenstand es sich handelte. Es war die goldene, etwa fingerlange Nachbildung eines Claymore-Schwertes.

»Wen suchen wir?«, fragte Sier.

Tony musste eine Reihe von Fragen beantworten, dann beugte sich Sier über die Karte. Die eine Hand stützte sich auf dem Tisch ab, die andere war ausgestreckt und hielt die Kette mit

dem kleinen Schwert über den Mittelpunkt der Karte.

Das Schwert pendelte leicht, bis es schließlich zur Ruhe kam und wie festgenagelt in der Luft hing. Die Minuten vergingen. Es war völlig still in dem Raum. Jetzt erst bemerkte Tony, dass von irgendwoher eine Uhr tickte. Das war seltsam, denn unter all den vielfältigen Einrichtungsgegenständen hatte er nirgendwo eine Uhr gesehen - als wollte Crispin Quent die verfließende Zeit aus seiner Stoffhöhle verbannen. Jetzt saß Quent im Hintergrund und beobachtete ruhig das Geschehen. Tony hatte den Verdacht, dass er eingeschlafen war.

Siers hellrotes Haar berührte die Karte. Jetzt bewegte es sich, eine Strähne schien von einem Lufthauch angerührt worden zu sein und schleifte mit leisem Geräusch über das Papier der Karte. Sier hatte sich nicht gerührt, stand immer noch wie eine Statue über den Tisch gebeugt.

Die Müdigkeit kroch in Tonys Gedanken. Er brütete über das *Bild*, das Crispin Quent von ihm gesehen hatte. Es gefiel ihm keineswegs, es war hässlich und fremdartig. Es hatte nichts mit ihm, mit Tony Tanner zu tun.

Seine Überlegungen wurden durch ein leises Stöhnen unterbrochen. Siers Arm schien sich zu verkrampfen. Langsam begann das Schwert über der Karte zu pendeln.

Siers Haltung veränderte sich, nahm nun etwas Angespanntes, Gesammeltes an, wie zur Vorbereitung auf einen Sprung. Der Arm mit dem Pendel zitterte leicht, beruhigte sich aber sofort wieder und begann, langsam über die Stadtkarte zu schwenken.

Das goldene Schwert am Ende der Kette setzte sich in Bewegung, begann zu pendeln, mit einem Ausschlag, der von Mal zu Mal größer wurde. Tony Tanner konnte sich diese Bewegung nicht erklären, denn der Arm von Sier war während der ganzen

Zeit fast unbewegt geblieben.

Die goldene Kette klirrte leise, als sich das Pendel schlagartig wieder beruhigte. Sier legte den Finger auf die Stelle, die das Pendel angezeigt hatte.

»Hier ist die Stelle, die Sie suchen!«

Tony stand halb von seinem Sitz auf und reckte den Hals.

»Die Stelle suche ich nicht«, erklärte er, »meine Wohnung finde ich immer noch ohne Probleme.«

Siers blaue Augen schauten Tony an, zuerst verärgert, dann belustigt, schließlich verwundert.

Im Hintergrund bewegte sich Crispin Quent. Er war also doch nicht eingeschlafen.

»Das ist erstaunlich«, klang seine Fistelstimme.

»Ich habe noch nie versagt«, zischte Sier empört.

Tony konnte nur die Schultern zucken. Er hatte keine Erklärung dafür, warum gerade das Haus, in dem er wohnte, ausgependelt worden war. Dass die gesuchte Gestalt zusammen mit Tony in einem Haus wohnte, war auszuschließen. Zwar hausten dort kuriose Gestalten - zumindest in den Augen von Tony Tanner waren seine Mitbewohner, von denen die meisten mindestens tausend Jahre alt sein mussten, ziemlich abgedreht - aber sicherlich war darunter niemand, der einem Mister Moon in die Quere kommen könnte. Aber was war es dann? Mit aller Kraft versuchte Tony, aus seinem trägen Hirn irgendeine Idee zu quetschen, musste aber schließlich sein Scheitern eingestehen.

Inzwischen war Crispin Quent neben Tony getreten. Er wirkte besorgt.

»Wie ist so etwas möglich«, murmelte er mit seiner Fistelstimme. »Warum geschehen solche Dinge? Erst die dreizehnte Karte, dann dies ... das ist ein wenig Furcht erregend.«

Sier stand immer noch halb über die Karte gebeugt, immer noch hing das Schwert an der goldenen Kette vom ausgestreckten Arm, und immer noch stemmte sich die andere Hand mit ge-

spreizten Fingern auf das Kartenblatt.

»Wir sollten den Versuch abbrechen«, wandte Tony nun ein. Er hatte noch nicht zu Ende gesprochen, da flogen Siers Haare auf, angetrieben von einem energischen Kopfschütteln, und auch Quent hob erschreckt die weichen Frauenhände hoch.

»Das geht nicht«, erklärte er. »Wir können nicht einfach aufhören, wenn wir uns auf diese Ebene begeben haben. Die Fäden müssen zu Ende gesponnen und verknüpft werden. Würden sie lose hängen, könnte das zu fürchterlichen Konsequenzen führen.«

In Tonys Ohren klang das ein wenig so, als würde Quent über Stromleitungen reden. Noch einmal zuckte er die Schultern.

»Dann wasche ich meine Hände in Unschuld. Hatte ich eigentlich von dem magischen Nebel erzählt ...?«

Und wenn Tony Tanner es gemacht haben sollte, dann wollten Crispin Quent und Siers es dennoch ein zweites Mal hören. Also erklärte Tony das, was er von Mister Moon gehört hatte, ohne allerdings den Namen zu erwähnen.

Siers Augen schienen in dem Licht des kleinen Kabinett-artigen Raumes ihre Farbe verändert zu haben. Nun leuchteten sie in einem tiefen Blau, das wirkte, als werde es von innen heraus angestrahlt. Tony fand diese Augen sehr schön und ziemlich verwirrend. Sier schien diese Wirkung zu erkennen oder zumindest zu ahnen. Der volle, rot geschminkte Mund verlor in einem leichten Lächeln alle Herbheit.

»Und Sie, so sagte es Ihr Gewährsmann, sind derjenige, der den Verborgenen finden und ausschalten kann?«, vergewisserte sich Crispin Quent.

Mit einem Kopfnicken bestätigte Tony und versuchte, dem Blick Siers zu entgehen, diesem plötzlichen so leuchtenden Blick einer erwachten Sphinx.

»Dann muss es eine Verbindung zwischen Ihnen und dem Verborgenen geben«, grübelte Quent und rieb sich die Nase - worauf das weiße Puder abging und faltige Greisenhaut sehen

ließ.

»Unmöglich«, widersprach Tony energisch. »Ich kann doch keine Verbindung haben, mit jemandem, dem ich noch nie begegnet bin.«

»Warum nicht?«, entgegnete Quent. »Sie haben auch dieselbe Nationalität wie Millionen Menschen, denen Sie noch nie begegnet sind? Oder vielleicht haben Sie vor zehn Jahren auf demselben Fensterplatz im Flugzeug gesessen, den der Verborgene vor zwanzig Jahren genutzt hatte? Wissen Sie es?«

»Das ist mir jetzt doch ein bisschen zu allgemein«, setzte sich Tony zur Wehr. »Klingt ein wenig nach Sozialpolitik und 'wir müssen Solidarität üben'.«

Kichernd griff Quent nach der Flasche und schenkte in alle Gläser ein. Tony bemerkte es zu spät, um noch abwehren zu können. Es war kein angenehmes Gefühl, wenn in wichtigen Situationen jeder Gedanke bis zu den Knien durch Alkohol waten musste, um sich dann durch Klopfen hinter der Stirn bemerkbar zu machen. Abgesehen davon war der alte Champagner köstlich.

»Natürlich ist es allgemein«, bestätigte Quent, nachdem er mit genießerisch geschlossenen Augen einen Schluck genommen hatte. »Aber das macht die Sache spannend. Und wenn es anders wäre, müssten wir nicht auf das Werkzeug des Pendels zurückgreifen, sondern könnten uns auf blasierte Jungmänner mit Laptops auf den Knien verlassen.«

Dass Crispin Quent blasierte Jungmänner nicht mochte, erstaunte Tony ein wenig. Darauf nahm er einen Schluck und ließ den Rest Kohlensäure zusammen mit dem kräftigen Geschmack über die Zunge tänzeln.

»Also?!«, sagte Sier auffordernd.

Tony verstand nicht ganz und schaute verwirrt auf die ausgestreckte Hand.

»Anfassen!«, befahl Sier.

»Sie müssen eine Verbindung zum Pendel herstellen«, fügte

Quent erklärend hinzu. »Sie haben eine Verbindung zu dem Verborgenen, das Pendel soll ihn suchen, also müssen Sie die Verbindung zum Pendel herstellen.«

Zögernd fasste Tony die ausgestreckte kleine Hand an. Es war tatsächlich fast eine Kinderhand, sehr klein und sehr zierlich, mit ziemlich kurzen Fingern. Es war schwer vorzustellen, dass diese Hand ein Schwert führen konnte, und doch hatte sich Tony Tanner bereits davon überzeugen können.

»Richtig«, befahl Sier mit einem spöttischen Lächeln, und Tony stellte sich so, dass seine Finger sich mit den Fingern Siers verschränkten. Es gab Tony einen kleinen Stich, es war eine unerwartete und unerwünschte Intimität, die ihn unwillkürlich an das Verklammern zweier Liebender bei einem Spaziergang - zum Beispiel Tony Tanner und seine Ex-Freundin Francine - erinnerte. Er wollte ein wenig zur Seite rücken, aber Sier zog ihn mit einer überraschend kräftigen Bewegung zu sich, bis seine Hüfte Siers Hüfte berührte. Eine, wie Tony feststellte, weiche und wohl gerundete Hüfte, die auch ohne besondere Kenntnis der Knochenstellung eher an die weibliche Anatomie denken ließ.

Drängte sich Sier an ihn, oder kam ihm das nur so vor? Oder war er es, der ein wenig schwankte, müde und ein bisschen beschwipst, wie er war?

»Sehr schön«, lobte Quent und ließ sich wieder in seinem Sessel nieder. Seine Atemzüge bildeten die einzigen Geräusche, die nun noch zu hören waren.

Sier beugte sich weiter über die Karte und zwang Tony in dieselbe Bewegung. Er spürte, wie sich Siers Muskeln anspannten, wie ein leises Zittern durch den Körper lief, das sich ihm sofort mitteilte. Gespannt schaute er auf das hellrote Haar, das neben ihm auf die Karte fiel. Aber nichts geschah, die Anspannung wurde zur Starre. Die Minuten verstrichen. Tony hätte gern auf die Uhr geschaut, wagte aber nicht, diese Bewegung zu vollführen. In seine Hand floss die Wärme von Sier, er glaubte sogar,

den Puls des fremden Herzens zu spüren, als würden sich seine Adern und die von Sier wie zwei Tänzer langsam aufeinander einspielen.

Ein plötzliches Zucken weckte Tony auf. Er musste in einer Art Halbschlaf gedöst haben. Sier hatte sich bewegt, vielmehr, schien bewegt worden zu sein und hatte ihn regelrecht angerempelt. Siers Hand umklammerte die seine mit fast schmerzhafter Kraft. Siers anderer Arm, der das Pendel hielt, ruckte zur Seite, verhielt und ruckte mit einer mechanischen Bewegung weiter. Das Pendel folgte mit trägen Ausschlägen, die goldene Kette klirrte, dann kam das schwingende goldene Schwert an ihrem Ende wieder zur Ruhe.

Nichts geschah. Tony glaubte fast, dieses Vorkommnis wäre nicht real gewesen, sondern nur die träumerische Ernte seines Halbschlafes.

Er brauchte eine Weile, bis er es entdeckte. Wenn er ausatmete, bildeten sich in der Luft weiße Wolken. In dem Raum war es eiskalt geworden.

Und war es nun der Gegensatz zu dieser plötzlichen Kälte, die Tony so empfinden ließ, oder schien Siers Hand tatsächlich wie im Fieber zu glühen?

Tony konnte Siers Gesicht hinter dem Vorhang der Haare nicht erkennen. Aber er hörte das schnelle Atmen und sah die Dampfwolken, die hektisch aus Siers Mund fauchten. Dann setzten die Atemzüge aus, Sier schüttelte sich, sank zusammen, und ein tiefes Seufzen ertönte. Tonys Hand wurde wie von einem Schraubstock gepresst, fast hätte er vor Erschrecken und Schmerz aufgeschrien. Sier fiel nach vorn und stützte sich auf Tonys Hand. Noch einmal erklang das Seufzen, wandelte sich zu einem kehligen Stöhnen, das auf der Grenze zwischen Lust und Leid entlangzutaumeln schien, wiederholte sich, wurde tiefer, kollerte wie ein Tierruf aus der Kehle, wie ein Kampfschrei aus längst begrabenen Zeiten. Das Schwert begann zu schwingen,

zerrte an der Kette wie ein ungeduldiger Jagdhund, zog den Arm über die Karte.

Siers Atem hatte wieder eingesetzt, schnell, hektisch, gierig, wie nach großer Anstrengung. Vor Siers Kopf stand eine weiße Wolke kondensierter Atemluft, der Schweiß der ineinander verkrampften Hände stieg in dünnen Dampffäden auf. Sier machte einen Schritt zur Seite, dann noch einen, und Tony wurde mitgerissen, hatte keine Möglichkeit, sich gegen die ungeheure Kraft, die von Sier Besitz ergriffen hatte, zu wehren.

Für einen Augenblick konnte er Siers Gesicht sehen und erschrak. Die blauen Augen hatten einen unnatürlichen Glanz, leuchteten hell wie Spiegel, schienen zugleich aus den Höhlen zu quellen. Falten waren in das vorher glatte Gesicht gemeißelt, durchfurchten die Stirn, gruben sich über der Nasenwurzel ein, zogen sich tief von der Nase zum Mund. Dieser Mund war offen und zeigte die weißen Zähne, wütend und wie zum Biss bereit. Es war nicht mehr das Gesicht, das Tony so beeindruckt hatte, es war nun eine Maske, die sich durch die androgynen Züge hindurchdrückte, mehr und mehr jede Spur von Individualität vertrieb. Sier schien in Minuten um Jahrzehnte gealtert zu sein.

Durch die Atemgeräusche - immer schneller, gurgelnd, japsend, als würde Sier die Luft ausgehen - vernahm Tony nun ein anderes Geräusch. Seine Sinne waren überreizt, er musste sich täuschen, hoffte es sogar. Und vernahm es dann wieder, diesmal deutlicher, diesmal ohne die Chance, sich selbst die Stimmen wegzulügen, das zornige Flüstern, das plötzlich im Raum erklang, die vorbeihuschenden Klänge, ihr bedrohliches An- und Abschwollen, jetzt direkt neben Tonys Ohr, dann wieder aus weiter Ferne und dann sofort heranschließend wie ein zustoßender Raubvogel, um hastig unbekannte, unverständliche Worte in sein Ohr zu hauchen. Die Stimmen schwirrten durch den Raum wie ein Mückenschwarm, griffen an wie ein Wolfsrudel, flohen und kehrten zurück.

Von Ferne erklang ein lautes Krachen, das Tony zusammenzucken ließ. Auf seine Bewegung antwortete Sier mit einer heftigen Gegenbewegung, als sei er ein Hund, der zu sehr an der Leine zieht.

Wieder krachte es, diesmal näher. Ein Schuss, jemand schoss in der Wohnung! Und ein neues Krachen, noch einmal näher. Tony blickte sich in aufsteigender Panik um. Er versuchte sich von Siers Hand zu befreien und wurde so umklammert, dass er um seine Knochen fürchtete. Knall. Jetzt schon ganz nahe. Wie kam er hier raus? An seinem Ohr erklangen die Kaskaden zorniger Worte, Litaneien von Hass, die er nicht verstand, die ihm aber dennoch den Schweiß aus den Poren zwangen. Knall und noch einmal Knall, noch näher und wieder ferner. Eine Schießerei. Tony stöhnte vor Schmerz unter der klammernden Hand Siers und vor Schreck. Er war in eine Schießerei geraten.

Er sah eine Bewegung aus den Augenwinkeln, zuckte herum, starrte auf die Tür, die langsam aufschwang, einen Herzschlag lang offen stand und dann mit lautem Krachen zufiel. Tony war sicher, dass er für einen kurzen Moment einen Schatten gesehen hatte, der am Rand seines Sichtbereiches entlang huschte, eine kaum merkliche Veränderung der Helligkeit, eine verwischte Schliere, wie über einer heißen Herdplatte. Wenn er mit dem Kopf herumzuckte, war die Erscheinung verschwunden, nur um an anderer Stelle wieder aufzutauchen.

Das Licht flackerte, wurde dunkler und leuchtete dann in schmerzhafter Grelle. Wieder schwang die Tür auf und krachte zu, begleitet vom Lärmen aller anderen Türen. Die Wohnung schien von Wahnsinn ergriffen, Schubladen fuhren heraus und zogen sich knirschend wieder in ihre ursprüngliche Positionen zurück, Schranktüren sprangen auf und schlugen mit kreischen Angeln zu, Geschirr klapperte, Windböen rissen an den Stoffbahnen und ließen sie knattern wie sturmgepeitschte Segel.

Sier stöhnte und begann sich zu winden. Jetzt schien sich Sier

zu spalten. In eine schmerzgepeinigte, leidende, sich krümmende Hälfte und in den wie zu Metall erstarrten Arm, der das Pendel führte, ein zuckendes, zerrendes Pendel, das über die Stadtkarte wilderte, witterte und weiterzog, suchte und nachspürte. Sier begann in Krämpfen zu zittern. Die fieberheiße Hand wurde fast schlagartig kalt wie Eis.

Das Schwert stieß auf die Karte und begann, um einen Block am Themse-Ufer zu kratzen. Tony hörte das schabende Geräusch, mit dem das Papier abgeschält wurde, laut wie Maschinenlärm.

»Schluss«, hörte er seine eigene Stimme, »das reicht jetzt.«

Ein Blutstropfen fiel auf die Karte und platzte direkt in dem Feld, das die Spuren des Pendels eingekratzt hatten. Sier stieß ein gurgelndes, schrilles Kreischen aus und hob den Arm ein wenig, um das Pendel freizubekommen. Sobald das kleine goldene Schwert wieder in der Luft hing, begann es zu kreisen, zu wirbeln, immer schneller und schneller, bis ein goldener Kegel von Siers Hand zu hängen schien.

Tony verstand. In all diesem Chaos suchte das Schwert weiter, wurde angetrieben, den Ort noch genauer zu bestimmen. Ein zweiter Blutstropfen fiel auf die Karte, gefolgt von einem weiteren, und dann pladderte eine Folge von hellem Blut auf das Papier, bildete ein zerplatzendes Muster von Rot über dem Blau, Grün und Schwarz der Stadtkarte.

Erschrocken beugte sich Tony vor, um in Siers Gesicht zu schauen.

Der Anblick nahm ihm den Atem.

»Aufhören«, schrie er, »um Himmels willen, aufhören!«

Sier antwortete nur mit einem wütenden Schrei und hob den Arm ein wenig höher. Das Pladdern von Blut wurde zu einem Trommelwirbel, der unnatürlich laut durch den Lärm knallender Türen und flüsternder Stimmen vernehmbar war.

Siers Gesicht war mit Blut bedeckt. Aus den Poren der papierweißen Haut quoll es rot hervor, die geblähten Nüstern waren

mit einem roten Rand verschmiert, blutige Tränen drangen unter den Augentränen hervor und rollten durch die tiefen Falten zum Kinn, wo sie sich zu einem grotesken grauisigen Bart sammelten und auf das Papier, den Kragen, das Hemd Siers fielen. In Siers leuchtenden blauen Augen waren kleine Äderchen geplatzt und verdrängten den Glanz.

»Schluss jetzt, verdammt noch mal, es reicht«, brüllte Tony und Sier antwortete mit einer durch die Zähne geknirschten Abwehr und schüttelte den Kopf, dass die Blutstropfen, die das Gesicht mit einem Linienmuster kreuzten, wegfliegen.

Tony riss an der Hand, die ihn festklammerte, versuchte, Sier zur Seite zu drängen, hatte aber das Gefühl, gegen ein Riesengewicht anzukämpfen.

Endlich drückte er den Tisch zur Seite, umarmte Sier und warf sich mit ihr zu Boden. Noch während er fiel und sich zur Seite rollte, um Siers Sturz mit seinem Körper abzufangen, bemerkte er die Stille und die Wärme, die wieder zurück in den Raum fluteten.

Tony konnte die Drehung in der Luft vollenden und prallte mit dem Rücken auf den Boden. Der dicke Teppich dämpfte den Aufprall auf ein erträgliches Maß. Siers zierlicher Körper lag über ihm und drückte auf Tonys Sammlung von blauen, grünen und gelbfarbigen Flecken, dass ihm ein Stöhnen entfuhr.

Er musste für eine Weile die Augen schließen und sich ganz in sich selbst zurückziehen, musste warten, bis der Schmerz langsam abklang, musste tief atmen, um nicht laut zu schreien. Er spürte Siers Schenkel, die seine Hüfte umklammerten, und schlug die Augen auf. Siers Gesicht hatte sich verändert, hatte alles Maskenhafte verloren und die bekannten herben und doch unendlich anziehenden Züge wiedergewonnen. Siers stützte sich mit den Armen auf Tonys Bizeps, die roten Haare bildeten einen Vorhang, hinter dem Sier und Tony allein waren, sich anschauten und kein anderer Mensch auf dieser Welt Zeuge dieses stum-

men Gesprächs sein konnte. Siers Augen hatten das unnatürliche Leuchten verloren, nun betrachteten sie aufmerksam, wie gerade erst aus einem Traum aufgewacht Tonys Gesicht, musterten, tasteten, berührten wie mit vorsichtigen, zaudernden Fingerspitzen. Tony erkannte in diesem Blick eine unerwartete vorsichtige Sanftheit oder vielleicht auch etwas anders, das sich schnell hinter einem Vorhang von Spott versteckte.

»Ich hätte ihn bekommen«, sagte Sier.

»Habe ich nie bestritten«, antwortete Tony, »aber der Preis war zu hoch.«

»Zu hoch?«

»Ich will niemanden leiden lassen, um einen Vorteil zu bekommen.«

Sier schürzte spöttisch die Lippen. »Ein Herr vom Scheitel bis zur Sohle«, spottete Sier.

»Man bemüht sich«, sagte Tony. Er wusste, dass Siers Spott nur ein Schutz war, vorgeschoben und aus einem Material, das nicht standhalten konnte. Und er fragte sich, was Sier mit diesem Spott schützen wollte. Aber bevor er zu einem Ergebnis kam, war seine Hand in die Tasche gefahren und hatte ein weißes Tuch zum Vorschein gebracht. Tony hielt es Sier hin und war sich in diesem Moment selbst bewusst, wie kurios diese Geste wirken musste, angesichts dessen, dass Sier nur aufzustehen und in das nächste Badezimmer zu gehen brauchte.

Sier schüttelte den Kopf und blieb in derselben Position - die Beine um Tonys Hüften geklammert und die Arme auf Tonys Arme gestützt und Tony, warum wusste er auch nicht, tupfte die Blutstropfen von Siers Kinn. Während er das machte, erklärte er sich selbst, dass er keine Lust hatte, seine eigene Kleidung durch herabtropfendes Blut verderben zu lassen. Das war eine beruhigende Erklärung, die ihm gefiel. Sier verzog abwehrend das Gesicht, aber einen Atemzug später schloss Sier die Augen und Tony musste das als Aufforderung nehmen. Also tupfte er sorgfältig und behutsam jede Spur von Blut von dem fremden Ge-

sicht, bis die weiße Haut wieder fleckenlos schimmerte. Als er damit fertig war, fragte er sich, wie lange es gedauert haben mochte. Er wusste es nicht. Die Zeit war stehen geblieben.

Sier drehte sich plötzlich auf den Rücken und stieß Tony von sich, sodass er sich ohne eigenes Zutun auf beiden Beinen stehend wiederfand und bevor er sich damit angefreundet hatte, stieß sich Sier mit einer akrobatischen Verdrehung selbst hoch und stand vor ihm. Tony hielt Sier das Taschentuch hin und Sier nutzte es, um mit dem Geräusch napoleonischer Kürassiertrompeten einen Blutpfropfen aus der Nase zu schnauben.

»Behalten Sie es«, sagte Tony schnell, als Sier etwas zögernd mit dem ehemals blütenweißen und nun fast roten Tuch das stand.

»Ich liebe solche Souvenirs.« Damit steckte Sier das Tuch in die Jackentasche.

Von der Seite kam eine Fistelstimme und ließ Tony zusammenzucken. Die Anwesenheit von Crispin Quent hatte er vollkommen vergessen. Quent setzte ein übergeschlagenes Bein wieder auf den Boden und zupfte geziert an seiner Bügelfalte.

»Der Verborgene mag es nicht, wenn man sich ihm nähert«, sagte Quent.

Tony schaute auf die Karte. Das goldene Schwert, das Sier als Pendel diente, hatte die Umrisse eines Häuserblocks aus der Karte gekratzt. Wenn Tony den Kartenmaßstab zugrunde legte, dann war das sicherlich etwa einhundert auf zweihundert Meter, viele Eingänge und vier oder fünf Etagen in einem verwinkelten, uralten und völlig verbauten Komplex. Er musste tief durchatmen. Die ganze Aktion hatte ihn immerhin ein winziges Stückchen weitergebracht. Selbst wenn er die Möglichkeit gehabt hätte, jede Wohnung, jeden Raum, jeden Saal, jede Kammer, jeden Flur, jeden Gang, jedes Treppenhaus, jeden Schacht, jeden Lichtof, jeden Keller, jedes Verlies zu durchsuchen, wäre er damit tagelang beschäftigt gewesen. Und Tony hatte nicht einmal mehr

einen Tag. Er schaute auf die Uhr. Es war drei Stunden nach Mitternacht. Ihm blieben vielleicht noch zwölf, gewiss nicht mehr als fünfzehn Stunden. Unmöglich. Die Sache war erledigt.

»Er hat ungeahnte Kräfte, zumindest auf einem bestimmten Gebiet«, fuhr Quent fort und warf Sier einen besorgten Blick zu. Aber Sier hatte sich mit angezogenen Beinen in einen Sessel gekauert und nippte an einem Sektglas. Die Fassade war perfekt, aber dann bemerkte Tony die mühsame Bewegung, mit der Sier das Glas zurückstellte, und erkannte die tiefe Erschöpfung, die den zierlichen Körper ergriffen hatte.

»Ich stehe in Ihrer Schuld«, sagte Tony zu Quent gewandt, der sogleich abwinkte.

»Sie hätten Taura nicht unterbrechen sollen«, murmelte Quent, eher zu sich selbst als zu Tony gewandt.

Wer war Taura?

»Doch«, antwortete Tony, »es war lebensgefährlich.«

»Das wussten wir alle vorher«, sagte Quent. «Aber nun ist das Duell nicht zu Ende gefochten ...«

»Falls Sie den ominösen Faden meinen, der nicht verknüpft ist - ich werde diesen Verborgenen finden und ihm den Faden in den Arsch stecken. Das wird Verknüpfung genug sein«, hörte Tony seine eigene Stimme. Sie klang rau und hatte etwas von einem Landsknecht, ihm selbst war sie recht fremd.

Im Hintergrund kicherte Sier. Quent musterte Tony.

»Ja«, sagte er dann, »Sie können das schaffen. Tun Sie es. Sie haben Taura und mir Gnade gewährt, obwohl wir es sind, die in Ihrer Schuld stehen und Ihnen verpflichtet sind. Aber wir sind Freunde. Der Verborgene aber ist Ihr Feind und nun auch unser Feind. Lassen Sie den Gedanken an Gnade nicht aufkommen, wenn Sie ihm gegenüberstehen. Vernichten Sie ihn. Dann ist die Schuld gelöscht und die Bilanz ausgeglichen. Wenn nicht, dann ...«

Quent beendete seinen Satz nicht, aber die Besorgnis auf seinem Gesicht sprach eine Sprache, deutlich genug, um jedes wei-

tere Wort überflüssig zu machen.

Sier nahm Tony am Arm und führte ihn zur Tür.

»Zeit für den Abschied«, sagte Sier.

»Ich würde mich freuen, Sie bald wieder in meinen Gemächern begrüßen zu dürfen, Herr Tanner«, sagte Crispin Quent in seiner gravitätischen Art. »Als Gast meiner Soireen oder zu jeder anderen Zeit. Fühlen Sie sich stets willkommen.«

»Tut mir leid, dass Ihre wundervolle Inneneinrichtung ein wenig gefährdet war«, wandte sich Tony an Quent. Der lächelte beruhigend.

»Wissen Sie, wenn unsere Naturwissenschaftler wüssten, welche Erscheinungen wir in diesen Räumen schon erlebt haben, dann würden sie ihre Statistiken und Lehrbücher verbrennen.«

Tatsächlich - als Tony nun hinter Sier durch die Räume schritt, war nichts von den Phänomenen, die ihn so erschreckt hatten, zu erkennen. Jeder Vorhang, jede Stoffdrapierung war an ihrem angestammten Platz, keine Falte hatte sich verändert.

Sier telefonierte nach einem Taxi.

Während sie beide im Flur vor der Haustür warteten, fiel kein Wort. Tony suchte nach irgendeinem Anfang für eine kurze Unterhaltung, nach einer witzigen Bemerkung, um das Eis zu brechen. Aber ihn seinem trüben Hirn regte sich nichts und so schaute er gegen die Wand und bemerkte neben sich Sier, die Arme vor der Brust verschränkt und lässig gegen die Wand gelehnt und er spürte Siers Blicke, die ihn wieder abschätzten und ihn langsam, geradezu genüsslich, wie in ein Spinnennetz einwoben.

Das Motorgeräusch des vorfahrenden Taxis war für Tony eine Erlösung und zugleich eine bittere Enttäuschung. Er wollte fort aus diesem Flur und wollte doch bleiben und weiterhin, wie einen warmen Nieselregen im Sommer, die unmerklichen Berührungen der fremden Blicke spüren.

Sier öffnete die Tür und trat ein wenig zur Seite, um Tony hi-

nauszulassen. Dennoch sperrte Siers Arm den Durchgang. Tony zögerte, wartete, dann nahm er behutsam den schmalen Arm und drückte ihn zur Seite. Sier lächelte.

»Bis demnächst«, sagte Sier. Es war kein Abschied, sondern eine Feststellung.

»Tatsächlich?«, gab Tony verblüfft zurück.

»Tatsächlich!«, bestätigte Sier mit schüchternem Spott.

»Ja, dann ... sehr schön!«

Tony schritt beschwingt zum Taxi und warf sich auf den Rücksitz. Dann nannte er dem Fahrer die Adresse und wurde sich erst nach einiger Zeit bewusst, dass der Wagen schon fuhr.

Wie hatte Quent Sier genannt? Taura? Einen solchen Namen hatte Tony noch nie gehört. Seine Augen fielen ihm zu. Taura. Das klang wie Laura. Jedenfalls eine weibliche Endung. Zumindest das hatte er am Ende des Tages noch herausgefunden. Taura. Das klang wie die weibliche Form des lateinischen Taurus. Taura - die Stierin. Himmel noch mal - Tonys Kinn fiel auf seine Brust. Die Stierin. Das, was es nicht geben kann. Aber Taura gab es, er hatte sie eben noch berührt. Es gab sie, aber jetzt bitte nicht noch eine Komplikation, nicht wieder die alchemistische Vereinigung der absoluten Gegensätze. Obwohl ... Taura ... das hatte was ... das reizte ja auch irgendwie ... Stierkampf einmal anders ... mmhh, der Matador im Zweikampf mit der Stierin ... Unfug, aber irgendwie dann doch ... ja, was eigentlich? ... viel zu müde ... reizbar, mit dem roten Tuch, mit dem blutigen Taschentuch ... reizbar?, nee reizvoll ... und dann war Tony Tanner eingeschlafen und der Fahrer hatte Mühe, ihm wieder wach zu rütteln.

»Du hast dir nicht mal die Mühe gemacht, mich anzurufen!«

»Es war viel zu spät, ich konnte doch nicht mitten in der Nacht ...«

»Papperlapapp, dumme Ausreden, du hättest es machen müssen.«

»Du hättest mich ganz schön angeschrien, wenn ich dich um drei Uhr nachts aus dem Schlaf geklingelt hätte!«

»Und ob ich das hätte, ich hätte dich zusammengefaltet. Aber du hättest mich trotzdem anrufen müssen.«

»Lucille, bitte, können wir nicht wenigstens ansatzweise wieder die Pfade des gesunden Menschenverstandes beschreiten?«, bettelte Tony Tanner.

Aber Lucille Chaudieu wollte, das war nur allzu offensichtlich, keinen Common Sense, und sei er noch so gesund, sondern weibliche Logik, von der sie eben schon ein schönes Lehrbeispiel abgeliefert hatte. Sie verschränkte die Arme und funkelte Tony böse an, wobei sie zugleich die Wut der Tigerin und die Sehnsucht der gefangenen Prinzessin nach dem weißen Ritter in einem einzigen Blick vereinte.

»Du warst zu rücksichtsvoll, mich nicht wecken zu wollen? Du liebst nicht«, schmolte sie und schaffte es, Anklage und den Wunsch nach Tröstung für eben dieses erlittene Unrecht in einem Satz unterzubringen.

Tony ergriff ihre Hände und wünschte sich zum ersten Mal in seinem Leben, er wäre stockschwul.

»Lucille«, sagte er sanft und gab seiner Stimme ein gekontt kehliges Timbre, »du bist heute so wunderschön, dass ich dich am liebsten wie ein Sahnebonbon lutschen würde, du bist eine Göttin und darum gewähre deinem hilflosen Bewunderer etwas Gnade. Ich werde den Boden küssen, den deine Sohlen geheiligt haben, aber ich werde dich nicht nachträglich um drei Uhr nachts anrufen können.«

Lucilles Augen wurden noch eine Spur dunkler. Sie legte den Kopf schräg, wie ein Vogel, der einen Wurm entdeckt hat, und begann zugleich, ein wenig nervös auf ihrem Platz hin- und herzurutschen.

»Du kannst so lieb sein, wenn du nur willst«, flötete sie nach einer nicht allzu langen Denkpause.

»Ich will es doch«, gurrte Tony, »jede Minute und jede Sekunde, ich brenne darauf, dir zu beweisen, wie sehr ich es will ...«

Lucille verdrehte daraufhin die Augen und schien einen Moment wie weggetreten, während ihre Hand sich in Tonys Hand verkrallte. Dann holte Lucille tief Luft.

»Das war gar nicht schlecht für den Anfang«, urteilte sie schließlich. «Wir sollten die positive Tendenz nutzen.»

»Lucille, bitte, ich habe was zu erledigen.«

»Och, Tony, bitte, lass uns einfach für eine Viertelstunde in meine Suite fahren und ein wenig über unsere Beziehung nachdenken. Ich finde schon eine Möglichkeit, deine blauen Flecken nicht zu berühren. Glaub mir, ich habe mir da schon eine Taktik zurechtgelegt. Jede Zweisamkeit braucht ab und zu solche Momente intensiven gemeinschaftlichen Eindringens in die Natur dieser Materie ..., es gibt da sozusagen noch leere Stellen im gegenseitigen Verstehen, die nur du füllen kannst ...«

Röchelnd schob sich Tony Tanner drei Finger unter den Kragen und ruinierte damit den doppelten Windsorknoten, den er sich am Morgen liebevoll und routiniert zugleich gebunden hatte. Wenn ihm am Vortag, anlässlich Quents Soiree schon heiß geworden war, hatte er nun das sichere Gefühl, in der Nähe eines Hochofens zu sitzen.

Lächelnd - das Lächeln einer Katze, die gerade eben einen besonders fetten und besonders bunten und besonders schön singenden Vogel verspeist hat - betrachtete Lucille Chaudieu ihr Gegenüber. Die Kopf leicht gesenkt, schaute sie Tony von unten an und lehnte sich zugleich ein wenig über den Tisch, um seine Hände zu ergreifen. Es wirkte so, als würde sie jeden Moment über diesen Tisch gleiten, um diesen nicht mehr gänzlich jungen, aber sicherlich auch noch nicht alten Mann zu verschlingen, der sich gerade mit der Speisekarte von Lucilles Nobelhotel Luft zu-

fächelte.

Tony schielte nervös auf die anderen Tische. Natürlich konnte Lucille in keinem Restaurant erscheinen, ohne sofort alle Blicke auf sich zu ziehen. Und wenn sie nun diese Show abzog, die ja irgendwie, Tony war sich dessen sicher, nicht in das Ambiente dieses Nobelschuppens passte, dann hatte sie noch ein paar Betrachter zusätzlich.

Gut, Tony musste abwägen. Eine kurze Unterbrechung seines sowieso schon gescheiterten Versuches, Heathercroft unmöglich zu machen - oder ein langsam heraufziehender Skandal in einem der besten Hotels von London. Nein, so ein Skandal musste nicht sein. Manchmal musste ein Mann tun, was ein Mann tun muss, um einen Skandal zu verhindern.

»Alles klar«, sagte Tony Tanner entschieden, »wir werden uns nun um die Defizite unserer Beziehung kümmern.«

Lucilles Hände lagen in den seinen, schmal, weich, gepflegt, duftend, manikürt und mit lackierten Nägeln. Schon die Freude, diese Finger halten zu dürfen, war eine Sünde wert. Lucille schaute ihn lächelnd an.

»Lucille?«

Sie machte es verdammt spannend. Sie lächelte ihn an und hatte diesen Blick ... diesen Blick ...

»Lucille?«

Gut, man wusste, dass Lucille Chaudieu ein gewisses Faible für Spielchen hatte. Aber nun überzog sie. Obwohl sie selbst mit diesem eingefrorenen Lächeln noch hinreißend aussah.

»Lucille - huhu!!«

Tony löste eine Hand und wedelte vor Lucilles Gesicht. Zuerst ohne Wirkung, dann erlosch das Lächeln und sie setzte sich zurück.

»Ich wollte dir noch von Heathercroft erzählen«, sagte sie geschäftsmäßig. Irgendwie schaffte es Tony, seine Gesichtszüge nicht völlig entgleisen zu lassen.

»Hör mal«, sagte er, »wir wollten doch eigentlich ... «

»WAS wollten wir?«

»Also, du hattest doch den Vorschlag gemacht, dass wir uns eine Viertelstunde zurückziehen, um ... ähm ... über unsere Beziehung zu diskutieren.«

Lucille schaute Tony angestrengt an, über ihrer Nase kräuselte sich eine niedliche Falte. Dann erhellte sich ihr Gesicht.

»Richtig, ich erinnere mich. Nun, haben meine Verführungsversuche wenigstens einen kleinen Erfolg gehabt?«

»Sag mal. Warst du eben vielleicht weggetreten?«, erkundigte sich Tony besorgt.

»Weggetreten? Ich? Nur weil ich so scharf auf dich bin.«

»Lucille, ist das zufälligerweise dein Fuß?«

»Nicht zufälligerweise, aber es ist meiner. Was dagegen?«

»Sollten wir unser gemeinsames Mahl nicht beenden und mit der Diskussion in deiner Suite beginnen?«

Lucille strahlte Tony an.

»Wir sollten getrennte Aufzüge nehmen, sonst vernasche ich dich schon zwischen dem dritten und dem vierten Stock.«

Ende des 8. Bandes

